

Beziehungskonzepte und der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen

Eine qualitative Studie zum Zusammenhang zwischen Beziehungskonzeption, Beziehungshandeln im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen und den Auswirkungen auf die Beziehungsqualität.

Dissertation
zur Erlangung des Grades eines Dr. phil. des Fachbereichs
Wirtschaftswissenschaften / Psychologie der Universität Kassel

vorgelegt von: Dipl. Psych. Julia Zimmermann
Kassel, im Juli 2009

Erstgutachter: Prof. Dr. Ernst-Dieter Lantermann (Universität Kassel)
Zweitgutachter: Prof. Dr. Franz Breuer (Universität Münster)

Übersicht

I. Einleitung.....	9
II. Theoretischer Teil – Beziehungskonzepte – ihre Auswirkungen auf Beziehungshandeln und Beziehungsqualität.....	13
1. Beziehungskonzepte.....	13
2. Vom Beziehungskonzept zum Beziehungshandeln	50
3. Beziehungskonzept, Beziehungshandeln und der Einfluss auf die Beziehungsqualität	66
4. Zusammenfassung.....	74
III. Methodischer Teil - Planung und Durchführung der empirischen Arbeit.....	76
5. Kennzeichen des qualitativen Forschungsstils - das interpretative Paradigma .	76
6. Die Entwicklung der Fragestellung und Selbstreflexivität.....	80
7. Auswahl der Methode: Die Grounded Theory	84
8. Die Datenerhebung	88
9. Die Datenauswertung.....	99
10. Beurteilungs- und Gütekriterien qualitativer Forschung	106
11. Zusammenfassung.....	114
IV. Ergebnisteil - Darstellung der Ergebnisse	116
12. Die Darstellung der Ergebnisse	116
13. Die zentrale Kategorie: Beziehung als Raum.....	119
14. Bedürfnisse	140
15. Beziehungskonzepte.....	149
16. Beziehungshandeln – der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen	158
17. Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität	176
18. Das paradigmatische Modell.....	181
19. Zusammenfassung.....	185
V. Diskussionsteil - Diskussion der methodischen, inhaltlichen und anwendungsbezogenen Güte der Ergebnisse	187
20. Die methodische Güte der Ergebnisse.....	187
21. Die inhaltliche Güte der Daten	189
22. Die Anwendbarkeit der Ergebnisse und weiterer Forschungsausblick.....	202
23. Zusammenfassung.....	204
VI. Literatur	206
VII. Anhang.....	215

I. Einleitung.....	9
II. Theoretischer Teil - Beziehungskonzepte – ihre Auswirkungen auf Beziehungshandeln und Beziehungsqualität.....	13
1. Beziehungskonzepte.....	13
1.1 Beziehungskonzepte – Begriffsklärung	13
1.1.1 Die Subschemata von Beziehungskonzepten.....	14
1.1.2 Differentielle & interindividuelle Unterschiede in Beziehungskonzepten	16
1.1.3 Die interne Struktur von Beziehungskonzepten	17
1.2 Arbeitsdefinition Beziehungskonzept.....	24
1.3 Verschiedene Arten von Beziehungskonzepten	24
1.4 Austauschtheoretische Überlegungen zu Paarbeziehungen	26
1.4.1 Die Interdependenztheorie von Thibaut und Kelley	26
1.4.2 Das Investitionsmodell von Rusbult	28
1.4.3 Die Equity-Theorie	28
1.4.4 Clarks Kritik – communal relationships	31
1.5 Beziehungskonzepte im Wandel der gesellschaftlichen Entwicklung	33
1.5.1 Die gegenwärtige Situation	36
1.6 Beziehungskonzepte und die Rolle der Bedürfnisse	38
1.6.1 Bedürfnis, Motiv und Handlungsziel.....	38
1.6.2 McDougalls Ansatz der Motivklassifikation	40
1.6.3 Murrays Ansatz der Motivklassifikation	41
1.6.4 Maslows hierarchisches Modell der Motivgruppen.....	42
1.6.5 Alderfers ERG-Theorie	44
1.6.6 Bedarf, Bedürfnisse und Motive – Dörners Bedürfnistheorie	45
1.6.7 Bedürfnis, Wert und Wunsch	49
2. Vom Beziehungskonzept zum Beziehungshandeln	50
2.1 Von der Überzeugung zur Handlung	51
2.1.1 Das Rubikon-Modell der Handlungsphasen.....	52
2.2 Der Zusammenhang zw. Beziehungskonzepten und Beziehungshandeln..	54
2.3 Von der Überzeugung zur Handlung und die Rolle der Emotionen	55
2.3.1 Grundriss einer epistemologischen Emotionstheorie nach Scheele	57

2.3.2 Diskussion der vorgestellten Emotionstheorie	58
2.4 Beziehungskonzepte, Beziehungshandeln und Emotionen.....	60
2.5 Emotionsregulation in Paarbeziehungen	64
3. Beziehungskonzept, Beziehungshandeln und der Einfluss auf die Beziehungsqualität.....	66
3.1 Beziehungsqualität – ein Produkt aus Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität.....	67
3.1.1 Beziehungszufriedenheit.....	67
3.1.2 Beziehungsstabilität	68
3.2 Das Vulnerabilitäts-Stress-Adaptationsmodell von Karney & Bradbury	69
3.3 Beziehungskonzept und Beziehungszufriedenheit	70
3.4 Das integrative Rahmenmodell der Paarentwicklung von Schneewind	72
4. Zusammenfassung.....	74
III. Methodischer Teil - Planung und Durchführung der empirischen Arbeit.....	76
5. Kennzeichen des qualitativen Forschungsstils - das interpretative Paradigma .	76
5.1 Der idiografische Zugang.....	77
5.2 Das induktive Vorgehen	77
5.3 Die Entwicklung von Theorien.....	77
5.4 Das Prinzip der Offenheit.....	77
5.5 Das Theoretische Sampling	78
5.6 Die Subjektivität qualitativer Sozialforschung	78
5.7 Der Aspekt der Identifikation im qualitativen Forschungsprozess	79
5.8 Die Relevanzsysteme der Betroffenen.....	79
5.9 Die Interpretation im qualitativen Paradigma	79
5.10 Der dynamisch-prozessuale Charakter des qual. Forschungsprozesses	79
5.11 Die holistische Sicht auf soziale Phänomene	80
6. Die Entwicklung der Fragestellung und Selbstreflexivität im Umgang mit der Fragestellung	80
6.1 Die Entwicklung der Fragestellung	80
6.2 Selbstreflexivität und Subjektivität	81

6.2.1	Forschungstagebuch	81
6.2.2	ForscherInnengemeinschaften.....	82
7.	Auswahl der Methode: Die Grounded Theory	84
7.1	Kennzeichen der Grounded Theory.....	85
7.1.1	Aufgabe: Empiriegegründete Theoriebildung.....	85
7.1.2	Theorieelemente: Kodieren, Kodes, Kategorien und Relationen	85
7.1.3	Bedeutung von Vergleichsprozessen für die Theorieentwicklung.....	86
7.1.4	Forschen als iterative Strategie.....	86
7.1.5	Memoing	86
7.1.6	Theoretische Sensibilität.....	86
7.1.7	Prinzip der Theoriegeleiteten Erhebung (Theoretical Sampling).....	87
7.1.8	Prinzip „All is data“	87
7.1.9	Prinzip der theoretischen Sättigung	87
7.1.10	Prinzip der Offenheit	87
7.1.11	Zuständigkeit der Grounded Theory Methodologie für materiale und formale Theorien	88
8.	Die Datenerhebung	88
8.1	Die Auswahl der Stichprobe	88
8.2	Die Auswahl der Erhebungsmethoden	89
8.2.1	Das Problemzentrierte Interview.....	90
8.2.2	Das narrative Interview	91
8.2.3	Die Gruppendiskussion.....	92
8.2.4	Das Erzählen in Gruppen.....	92
8.3	Die Durchführung der Interviews	93
8.3.1	Entwicklung des Leitfadens	93
8.3.2	Der Erzählimpuls.....	94
8.3.3	Der Kurzfragebogen.....	95
8.3.4	Die Gewinnung der Interviewpartnerinnen/Zugang zum Feld	95
8.3.5	Theoretisches Sampling	95
8.3.6	Die Aufzeichnung des Interviews	96
8.3.7	Das Postscriptum.....	96
8.3.8	Datenschutz und Datenweitergabe	96

8.3.9 Verschriftlichung der Interviews/Transkriptionsregeln.....	97
8.4 Die Beschreibung der Stichprobe.....	97
9. Die Datenauswertung.....	99
9.1 Die Einzeltechniken der Grounded Theory.....	99
9.1.1 Das offene Kodieren	99
9.1.2 Das axiale Kodieren.....	102
9.1.3 Das selektive Kodieren	103
9.1.4 Memos schreiben.....	104
9.1.5 Das softwaregestützte Auswerten der Daten mit MAXQDA 2007.....	105
10. Beurteilungs- und Gütekriterien qualitativer Forschung	106
10.1 Der Diskurs um Gütekriterien in der qualitativen Sozialforschung	106
10.2 Arbeitsschritte zur Erhöhung der wissenschaftlichen Güte der Auswertungs- und Interpretationsarbeit.....	108
10.2.1 Reflektiertes Umgehen mit der Subjekt-Seite des Erkenntnisprozesses	108
10.2.2 Reflektiertes Umgehen mit der Subjektivität und Reflexivität des Forschungsobjektes	109
10.2.3 Reflektiertes Umgehen mit der Interaktion, Kommunikation und Beziehungsdynamik im Kontakt mit den UntersuchungspartnerInnen...	110
10.2.4 Reflektierter Umgang mit dem Passungsverhältnis von Datenerhebungs-Modalitäten und Gegenstands-Informationen.....	112
10.2.5 Reflektierter Umgang mit dem Explizit- und Transparentmachen des Vorgehens.....	112
10.3 Die Qualität der Forschungsergebnisse	113
11. Zusammenfassung.....	114
IV. Ergebnisteil - Darstellung der Ergebnisse	116
12. Die Darstellung der Ergebnisse	116
12.1 Eine Metapher als zentrales Ergebnis	117
12.2 Die Struktur der Ergebnisdarstellung.....	118
13. Die zentrale Kategorie: Beziehung als Raum.....	119

13.1 Die Grenzen des Beziehungsraumes	121
13.1.1 Die Funktion der Grenzen	122
13.1.2 Begrenzung kann bewusst oder unbewusst sein.	124
13.1.3 Grenzen können explizit versus implizit sein.....	125
13.1.4 Grenzen können weit versus eng sein.	127
13.1.5 Grenzen können offen versus geschlossen sein.....	128
13.1.6 Grenzen können sich als statisch oder flexibel erweisen.....	129
13.1.7 Grenzen können konzeptuell oder persönlichkeitsbedingt sein.	130
13.2 Die Möglichkeiten des Beziehungsraumes.....	131
13.2.1 Inhalte des Beziehungsraumes.....	132
13.2.2 Innere Abgrenzung/Aufteilung des Beziehungsraumes	136
14. Bedürfnisse	140
14.1 Bedürfnisse – Klärung der Begrifflichkeit.....	141
14.2 Eigenschaften von Bedürfnissen	142
14.2.1 Dringlichkeit	142
14.2.2 Zeitlichkeit.....	143
14.2.3 Relativität	143
14.3 Kategorisierung von Bedürfnissen.....	144
14.4 Bedürfnis nach Freiheit, Bedürfnis nach Bindung.....	147
15. Beziehungskonzepte.....	149
15.1 Die Dimension des Freiheitsgrades.....	150
15.1.1 Ziele	151
15.1.2 Grenzen	151
15.1.3 Rollen.....	151
15.2 Zwei kontrastierende Beziehungskonzepttypen	152
15.2.1 Das kulturell verankerte Beziehungskonzept	153
15.2.2 Das alternative, freigesetzte Beziehungskonzept	154
15.2.3 Fallbeispiel 1: Frau Silke Clement und Ehemann	155
15.2.4 Fallbeispiel 2: Frau Edith Kaller und Herr Eberhard Rief	156
16. Beziehungshandeln – der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen	158
16.1 Der Prozess der Bedürfnisbegrenzung.....	158
16.2 Der Prozess des Umgangs mit begrenzten Bedürfnissen	161

16.2.1 Ziele im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen	165
16.2.2 Merkmale der Umgehensweisen mit begrenzten Bedürfnissen	170
16.2.3 Begleitende Emotionalität	175
16.3 Beziehungskonzepte und der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen	176
17. Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität	176
17.1 Entwicklung	180
18. Das paradigmatische Modell	181
18.1 Gegenstandsgegründete Thesen	181
18.2 Die Inhalte des paradigmatischen Modells in Anwendung auf die zwei Beziehungskonzepte kulturell verankert und alternativ, freigesetzt	182
19. Zusammenfassung.....	185
V. Diskussionsteil - Diskussion der methodischen, inhaltlichen und anwendungsbezogenen Güte der Ergebnisse	187
20. Die methodische Güte der Ergebnisse - Geltungsbereich der Ergebnisse	187
21. Die inhaltliche Güte der Ergebnisse - Diskussion der Forschungsergebnisse hinsichtlich ihrer theoretischen Anschlussfähigkeit	189
21.1 Die Beziehung als Raum	189
21.2 Bedürfnisse	192
21.3 Beziehungskonzepte	193
21.4 Beziehungshandeln	199
21.5. Beziehungszufriedenheit, Beziehungsstabilität und Entwicklung	201
22. Die Anwendbarkeit der Ergebnisse und weiterer Forschungsausblick.....	202
23. Zusammenfassung.....	204
VI. Literatur	206
VII. Anhang.....	215

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 01: Die zu zwölf Clustern zusammengefassten 64 Merkmale, die eine gute Beziehung ausmachen, nach Hassebrauck (1995).....	15
Abbildung 02: Beziehungskonzept und beinhaltete Aspekte.....	23
Abbildung 03: Comparison Level und Comparison Level for Alternatives.....	27
Abbildung 04: Das Investitionsmodell nach Rusbult (1980, 1983).....	28
Abbildung 05: Die von McDougall (1908) benannten 10 Instinkte.....	40
Abbildung 06: Murrays Katalog psychogener Bedürfnisse (n = need; alphabetisch geordnet).....	42
Abbildung 07: Hierarchie der Motivgruppen nach Maslow.....	43
Abbildung 08: Die Bedürfnistheorie von Dietrich Dörner (1999).....	46
Abbildung 09: Determinanten und Verlauf motivierten Handelns nach Heckhausen (2006).....	51
Abbildung 10: Integration des Rubikon-Modells der Handlungsphasen in das Überblicksmodell.....	53
Abbildung 11: Das Zustandekommen des moralischen Gefühls Schuld und potentielle Folgen.....	62
Abbildung 12: Das Vulnerabilitäts-Stress-Adaptationsmodell nach Karney und Bradbury (1995).....	69
Abbildung 13: Integratives Rahmenmodell der Paarentwicklung nach Schneewind (1997).....	73
Abbildung 14: Die Dauer der Beziehungen der InterviewpartnerInnen in Jahren.....	98
Abbildung 15: MAXQDA: Textauszug Interview Christian Selm & Cornelia Günther mit vergebenen Codes.....	101
Abbildung 16: Die Kodennotiz des Codes Aufschieben (temporärer Verzicht).....	102
Abbildung 17: Das paradigmatische Modell (in Anlehnung an Strauss & Corbin 1996).....	102
Abbildung 18: Forschungsergebnisse, dargestellt als paradigmatisches Modell nach Strauss und Corbin (1996).....	103
Abbildung 19: Das paradigmatische Modell.....	118
Abbildung 20: Die Beziehungsmetapher des Raumes.....	119
Abbildung 21: Die Grenzen des Beziehungsraumes.....	121
Abbildung 22: Die Möglichkeiten des Beziehungsraumes.....	132
Abbildung 23: Innere Abgrenzung /Aufteilung des Beziehungsraumes.....	136
Abbildung 24: Bedürfnisse.....	140
Abbildung 25: Das Bedürfnis nach Freiheit.....	147
Abbildung 26: Das Bedürfnis nach Bindung.....	147
Abbildung 27: Beziehungskonzepte.....	149
Abbildung 28: Der Prozess der Bedürfnisbegrenzung.....	158
Abbildung 29: Der Prozess des Umgangs mit einem eigenen begrenzten Bedürfnis, dessen Erfüllbarkeit dem/der PartnerIn zugeschrieben wird.....	163
Abbildung 30: Die Vereinbarung der Bedürfnisse nach Freiheit und Bindung.....	165
Abbildung 31: Strategien und Ziele im Umgang mit eigenen, begrenzten Bedürfnissen.....	170
Abbildung 32: Das paradigmatische Modell.....	181
<hr/>	
Tabelle 1: Vierfache Variation der Datenerhebung.....	90
Tabelle 2: InterviewpartnerInnen, nach Erhebungssettings geordnet.....	98
Tabelle 3: Kategorisierung der Bedürfnisse nach Adressaten.....	145
Tabelle 4: Kulturell verankertes & alternatives, freigesetztes Beziehungskonzept.....	183

I. Einleitung

„... Gestern bei dem Interview mit Daniel und Dorothea ein kleines Glücksgefühl: Was für ein Privileg, Menschen so zuhören zu dürfen, wenn sie aus ihrem Leben und von sich erzählen. So viel erfahren zu dürfen. Einblicke gewährt zu bekommen. Es verstärkt sich der Eindruck, dass jedes Paar und jede Paarbeziehung ihr eigenes kleines Universum ist. Ich darf diese Welten besuchen und stelle fest, dass jede Geschichte so verschieden ist. Jedes Paar findet seine unverwechselbaren Bindeglieder. Das kann alles Mögliche sein: gemeinsame Erinnerungen an gemeinsam Erlebtes, gemeinsame Redewendungen, die für geteilte Ansichten stehen, gemeinsame Rituale, gemeinsame Lieblingsbeschäftigungen, gemeinsame Abneigungen und eben eine gemeinsame Auffassung von Beziehung, die aus ihrer beider Individualität gespeist wird und daher keiner anderen Beziehung gleicht. Aber vergleichbar ist, so will ich hoffen ...“ (Auszug aus meinem Forschungstagebuch, 06.02.2007).

Weiter unten in dem Text des Forschungstagebuches sinniere ich darüber, wie sehr ich meinen InterviewpartnerInnen zu erkennen geben möchte, dass die Forschungsfragen gleichzeitig auch sehr persönliche Fragestellungen sind und ob nicht ein Versuch, diesen Aspekt steuern zu wollen sowieso, vergeblich sei. Das ist eine Fragestellung, die auch im vorliegenden Kontext von Bedeutung ist und einer Reflexion bedarf. Abgesehen davon, dass Glücksgefühle während der Datenerhebung, wie oben erwähnt, sicherlich nicht hinderlich für das Voranschreiten des Arbeits- und Erkenntnisprozesses sind, besteht bei VertreterInnen des qualitativen Forschungsstils Einigkeit darüber, dass ein persönliches Interesse an der Fragestellung und eine damit einhergehende Identifikation nicht als Manko zu bewerten sind, sondern bei entsprechender Reflexion der eigenen Verwobenheit mit dem Forschungsinteresse die Tiefe und Qualität der Forschungsergebnisse bereichern können (vgl. Kapitel 5.7).

Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit war das Interesse an Emotionsregulation in Paarbeziehungen. Wie und mit welcher Absicht trachten Beziehungspartner danach, das Erleben oder den Ausdruck von Emotionen zu verstärken oder zu reduzieren? Zu Emotionsregulation in Paarbeziehungen gibt es einige Arbeiten, die im Theorieteil unter Kapitel 2.5 referiert werden. Von diesem Punkt ab gab es jedoch noch wichtige theoretische Impulse, die der Fragestellung zu einiger Entwicklung verhelfen. Der Grundriss einer epistemologischen Emotionstheorie von Brigitte Scheele (1990), wie er im theoretischen Teil der Arbeit unter Kapitel 2.3 vorgestellt ist, ließ mich Emotionen und Bedürfnisse in enger Verbindung sehen. Die Erkenntnis, dass die Regulation von Emotionen viel mit dem Umgang mit Bedürfnissen zu tun hat, etwa in dem Sinne, dass Eifersucht unterdrückt wird, damit der Partner sich nicht in seinen Handlungsoptionen eingeschränkt fühlt, verband sich mit persönlichen Erfahrungen und daraus resultierenden offenen Fragen zu diesem Thema. Leo Montada (1993) und Brigitte Scheele schreiben davon, dass Menschen ihre Gefühle durch Interpretationen entlang ihrer Überzeugungen alimentieren (vgl. Kapitel 2.4). Welche Implikationen hat das für den Umgang mit Emotionen und für den Umgang mit Bedürfnissen? Es erschien mir nahe liegend diese Fragestellungen im empirischen Teil der Arbeit möglichst offen zu halten, das heißt, nicht auf Hypothesen zuzuspitzen. Begründen lässt sich diese methodische und methodologische Herangehensweise mit der konstruktivistischen Haltung, dass wir es nicht mit „Dingen an sich“ zu tun haben (Breuer 2009: 20), sondern mit „dargestellten, re-/präsentierten Objekten“ (ebd.), die Menschen aufgrund ihrer Sozialisation und spezifischer Erfahrungen, ihrer Gruppenzu-

gehörigkeit, ihrer Wahrnehmungs- und Reflexionsfähigkeit etc. erzeugen, eben konstruieren. Eine methodische Ableitung dieser Haltung ist das Interesse an „standpunktgebundenen Wahrnehmungen und Deutungen [...] der Beteiligten bzw. Akteure in der interpersonalen bzw. sozialen Welt“ (ebd.: 20).

Näher als die wissenschaftstheoretische Positionierung zur Begründung der gewählten Methodik liegt mir jedoch die Argumentation mit persönlichen Vorlieben und Unbehagen, wie sie von Siegfried Lamnek (2005: 1) und Franz Breuer (2000: 2,3) geführt wird. Breuer formuliert es folgendermaßen:

„Ich habe zunehmend ein Misstrauen gegen die standardmethodischen Vorgehensschablonen entwickelt, die einem "verständnisorientierten" Kontakt mit dem Untersuchungsgegenstand der sozialwissenschaftlichen (Human-)Psychologie im Wege stehen. Diese hinterließen bei mir im Laufe der Zeit immer stärker den subjektiven Eindruck, den Gegenstand "eigentlich verfehlt" zu haben, ihm nicht "nahe gekommen" zu sein. [2] Das versuchte ich zu ändern durch das Bemühen um eine Methodik, deren Erkenntnisresultate an die subjektive Erfahrungswelt der Untersuchten (ihre Problemwahrnehmungen, Konzeptualisierungsweisen, ihr Vokabular etc.) anknüpfbar sind. Dafür waren Erfahrungen mit Datenerhebungen in "alltagsgesprächsnahen" Interviews sowie die Auseinandersetzung mit dem Grounded-Theory-Ansatz wichtig. [3]“ (Breuer 2000: Absatz 2 und 3)

Es liegt meinem Verständnis von psychologischer Forschung näher, Fragestellungen nicht durch standardisierte Fragebogenformate oder Versuchsanordnungen auf mein theoretisches Vorverständnis festzulegen und den befragten Personen damit nicht viel mehr als die Möglichkeit zustimmend oder ablehnend zu reagieren einzuräumen, sondern in offenen Interviewsituationen ausgewählte Subjekte zu befragen, die ich als Experten des Interessensgegenstandes betrachte. So kreierte ich die Möglichkeit, die subjektiven Relevanzsetzungen, Interpretationen und Sinngebungen der interviewten Personen zu erfahren. Ich teile das Menschenbild der Forschungsgruppe Subjektive Theorien (Groeben & Scheele 2000), die den Menschen „als sprach- und kommunikationsfähiges, reflexives und (potenziell) rationales Subjekt auffasst“ (Groeben & Scheele 2000: Absatz 2). Im methodischen Teil der Arbeit wird näher auf die Kennzeichen der so genannten qualitativen Forschungsmethoden eingegangen. Ich werde an jener Stelle auch die Wahl der Auswertungsmethode, die Grounded Theory nach Glaser und Strauss beziehungsweise Strauss und Corbin (1996) vorstellen. Hier sollte lediglich die Entscheidung für den qualitativen Forschungsstil begründet werden.

Zum Aufbau der Arbeit sei erwähnt, dass die Reihenfolge der einzelnen Bestandteile sich nicht selbstverständlich ergab. Die klassische Form einer wissenschaftlichen Publikation (Theorie – Methodik – Ergebnisse - Diskussion und Ausblick) steht im Widerspruch zu dem Vorgehen innerhalb der Grounded Theory, in dem die ausführliche Theoriearbeit erst im Anschluss an die empirische Arbeit im Sinne einer Einbettung der eigenen Ergebnisse in bestehende Theorien beziehungsweise einer Diskussion der theoretischen Anschlussfähigkeit der eigenen Ergebnisse erfolgt. Aus diesem Grund verlassen einige Grounded-Theory-Arbeiten das übliche Muster von empirisch-statistischen Forschungsberichten und stellen den theoretischen Teil ans Ende des empirischen Teils oder lassen beide ineinander übergehen. Ich habe mich in gewisser Weise für eine Hybridform entschieden. Der erste Teil der Arbeit ist ein Theorieteil im klassischen Sinn. Es sei hier aber ausdrücklich vermerkt, dass der Theorieteil nach Abschluss der empirischen Arbeit geschrieben wurde. Ein anderes Vorgehen wäre auch deshalb nicht sinnvoll gewesen, weil es dem dynamischen Pro-

zess qualitativer Forschung nicht gerecht geworden wäre, in dem durch die Hinzugewinnung neuer Informationen und Erkenntnisse auch die Ausgangsfragestellung Wandlung und Weiterentwicklung erfahren kann. So widmet sich der theoretische Teil der vorliegenden Arbeit ganz dem Phänomen der Beziehungskonzepte. Die starke Auseinandersetzung mit Beziehungskonzepten ist aber als ein Ergebnis der empirischen Arbeit zu werten. So beeinflusst im vorliegenden Fall der Ergebnisteil den Theorieteil. Dennoch fokussiert der theoretische Teil den Stand der Forschung, was Beziehungskonzepte und ihren Einfluss auf Beziehungshandeln und Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität anbelangt. Im Diskussionsteil hingegen findet sich das Kapitel 21, welches unter der Fragestellung der inhaltlichen Güte der Forschungsergebnisse deren theoretische Anschlussfähigkeit an bestehende Theorien thematisiert. Es werden in diesem Zusammenhang im Theorieteil zitierte Theorien herangezogen, aber auch zusätzliche Veröffentlichungen konsultiert.

Damit ergibt sich folgender Aufbau der vorliegenden Forschungsarbeit: Im Theorieteil werden zunächst Beziehungskonzepte beschrieben (Kapitel 1). Das zweite Kapitel widmet sich der Fragestellung, wie Beziehungskonzepte das Beziehungshandeln beeinflussen und welche Bedeutung Emotionen dabei beizumessen ist. Das dritte und letzte Kapitel des Theorieteils geht der Frage nach, wie sich das Beziehungskonzept und das Beziehungshandeln auf die Beziehungsqualität auswirken. Kapitel 4 bietet eine Zusammenfassung des theoretischen Teils.

Im sich anschließenden methodischen Teil werden in Kapitel 5 die Kennzeichen des qualitativen Forschungsstils vorgestellt. Das sechste Kapitel beinhaltet die Herleitung der Forschungsfrage sowie eine Auseinandersetzung mit der Subjektivität und Selbstreflexivität des forschenden Subjektes im Umgang mit dem Forschungsgegenstand. In Kapitel 7 wird daraufhin die ausgewählte Forschungsmethode, die Grounded Theory, in ihren verfahrensspezifischen Kennzeichen vorgestellt. Die Phase der Datenerhebung mitsamt den verwendeten Erhebungsmethoden sowie der ausgewählten Stichprobe wird in Kapitel 8 beschrieben. Der Prozess der Datenauswertung wird in seine Einzeltechniken zergliedert und in Kapitel 9 transparent gemacht. Im 10. Kapitel werden die Beurteilungs- und Gütekriterien qualitativer Forschung vorgestellt und unter Bezugnahme auf das eigene Vorgehen diskutiert. Das 11. Kapitel bietet eine Zusammenfassung des methodischen Teils.

Der Ergebnisteil beginnt mit einer allgemeinen Darstellung der Ergebnisstruktur im 12. Kapitel. Im Anschluss daran werden der Reihe nach sämtliche Bestandteile (Kategorien) des paradigmatischen Modells (vgl. Abschnitt 9.1.2) in ihren Eigenschaften und möglichen Ausprägungen beschrieben: Die zentrale Kategorie *Beziehung als Raum* (Kapitel 13), Bedürfnisse (Kapitel 14), Beziehungskonzepte (Kapitel 15), Beziehungshandeln beziehungsweise der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen (Kapitel 16) sowie Beziehungszufriedenheit, Beziehungsstabilität und Entwicklung (Kapitel 17). Im 18. Kapitel werden abschließend alle vorgestellten Ergebnisse im paradigmatischen Modell zueinander in Beziehung gesetzt und ihre Zusammenhänge und Abhängigkeiten diskutiert. Zusammengefasst werden die Inhalte des Ergebnisteils in Kapitel 19.

Im abschließenden Diskussionsteil der vorliegenden Arbeit werden die Forschungsergebnisse in Hinblick auf ihre methodische Güte diskutiert (Kapitel 20). Sie werden daraufhin auf ihre inhaltliche Anschlussfähigkeit zu bestehenden Theorien geprüft (Kapitel 21). Das 22. Kapitel beinhaltet die Diskussion der Anwendbarkeit der Ergebnisse sowie einen Ausblick auf weitere Forschungsperspektiven. Kapitel 23 fasst den Diskussionsteil zusammen.

I. Einleitung

Ich möchte mich bei all denen herzlich bedanken, die mich während des Forschungsprozesses unterstützt und angeleitet haben. Dies sind vor allem mein Doktorvater Herr Prof. Dr. Ernst-Dieter Lantermann sowie mein Zweitbetreuer Herr Prof. Dr. Franz Breuer aus Münster. Beiden sei für manche kritische Anmerkung gedankt und für die Freiheit des Gestaltungsspielraumes in der Konzeption und Durchführung der Forschungsarbeit.

Besonderer Dank gilt denjenigen Menschen, die sich mit großer Offenheit zu der Teilnahme an den qualitativen Interviews bereit erklärt haben.

Danken möchte ich meinen Institutskollegen und -kolleginnen für wichtige soziale Momente zwischen den langen Phasen der ausschließlichen Interaktion zwischen mir und meinem PC.

Gedankt sei den Studentinnen, deren Arbeit in zwei Seminaren zu qualitativen Forschungsmethoden viel Anregung bot. Besonderer Dank gilt dabei Frau Alina Sytch, Frau Lisa Katharina Kramer sowie Frau Helene Schmidt für die Zur-Verfügung-Stellung der von ihnen erhobenen Interviews. Gedankt sei Frau Helene Schmidt, die im Rahmen studentischer Zuarbeit Interviews für mich transkribierte sowie gemeinsam mit Frau Christiane Ebersold, der dafür ebenfalls gedankt sei, in vielen Sitzungen Interviewauszüge mit mir gemeinsam kodierte.

Ein herzlicher Dank geht an die ForscherInnengemeinschaft der NetzWerkstatt „Qualitas“. In ungezählten virtuellen Sitzungen – sei es zu meinem Forschungsmaterial oder dem anderer TeilnehmerInnen – wurden Ideen angeregt, Wissensschätze angereichert, Perspektiven und Blickwinkel erweitert, Reflexionen angestoßen, Diskussionen ausgetragen, Krisen und Zweifel aufgefangen, kurzum wurde die vorliegende Arbeit wesentlich mitgeprägt und zu dem gemacht, was sie heute ist.

Für das Korrekturlesen der Arbeit möchte ich mich herzlich bei Herrn Dr. Dr. Kai Schuster, Herrn Dr. Ramón Briegel sowie bei Frau Beate Hilbert bedanken.

Und nicht zuletzt seien die Menschen meines privaten Umfeldes mit herzlichem Dank bedacht für alle Ermutigung, Interesse, Unterstützung und Verständnis, das von ihnen ausging.

Kassel, im Juli 2009

Julia Zimmermann

II. Theoretischer Teil

Beziehungskonzepte – ihre Auswirkungen auf Beziehungshandeln und Beziehungsqualität

Im vorliegenden Teil der Arbeit werden theoretische und empirische Arbeiten vorgestellt, die sich zum einen mit dem Beziehungskonzept befassen, das heißt die der Frage nachgehen, in welchen kognitiven Strukturen Beziehung mental repräsentiert wird. Im ersten Kapitel wird untersucht, was innerhalb der psychologischen Forschung unter dem Begriff des Beziehungskonzeptes verstanden wird. Ein Exkurs in die Grundlagenbereiche der Sozialpsychologie dient der Herstellung einer Ordnung der vielzähligen in diesem Zusammenhang auftauchenden Begrifflichkeiten. Eine eigene Arbeitsdefinition von Beziehungskonzept wird festgelegt und die Frage nach der zeitgeschichtlichen beziehungsweise gesellschaftlichen Determiniertheit von Beziehungskonzepten wird diskutiert. Im zweiten Kapitel werden Untersuchungen besprochen, die sich dem Einfluss widmen, den die Konzeption von Beziehung auf die Realität einer Beziehung, deren Praxis beziehungsweise Handeln hat. Im dritten Kapitel wird es um das Verhältnis von Beziehungskonzept und Beziehungszufriedenheit der beiden Partner sowie Stabilität der Beziehung gehen.

1. Beziehungskonzepte

1.1 Beziehungskonzepte – Begriffsklärung

Manfred Hassebrauck (1995, 1996) verwendet in seiner Forschung den Begriff des Beziehungskonzeptes. Was genau ist ein Beziehungskonzept? Laut Hassebrauck stellt ein Konzept „den allgemeineren Begriff für ein kognitives Konstrukt dar und bezieht sich auf einen Inhalt, die Vorstellung von diesem Inhalt, beziehungsweise das Wissen um die Merkmale, die diesen Inhalt ausmachen“ (Hassebrauck 1996: 184). Angewendet auf Paarbeziehung ist demnach das Beziehungskonzept eines Menschen die mentale Organisation der Merkmale, die Beziehung beinhaltet. Hassebrauck nennt dies auch „die subjektive Operationalisierung von Beziehung“ (ebd.: 184) oder einfacher, „die Vorstellungen über Paarbeziehungen“ (ebd.: 183).

Diese Perspektive weist Parallelen zum Schemabegriff der Kognitionspsychologie auf, der auf Bartlett (1932, nach Aronson et al. 2009) zurückgeht und von der Sozialpsychologie zur Erklärung der sozialen Kognitionen übernommen wurde (vgl. Aronson et al. 2009: 62f.). Soziale Kognitionen, also die Art und Weise, wie Menschen über sich und über ihr soziales Umfeld denken (Aronson et al. 2009: 61), sind in Schemata organisiert. „Schemata werden als allgemeine Wissensstrukturen betrachtet, die die wichtigsten Merkmale des Gegenstandsbereiches wiedergeben, auf den sie sich beziehen und zugleich angeben, welche Beziehungen zwischen diesen Merkmalen bestehen“ (Schwarz 1998: 273). Schemata sind hierarchisch organisiert. Das heißt, dass Beziehung ein Schema oder Konzept höherer Ordnung verkörpert, welches eine Vielzahl von Subschemata wie „Liebe“, „Treue“ usw. enthält, für die wiederum weitere Schemata bestehen.

1.1.1 Die Subschemata von Beziehungskonzepten

Die Arbeiten von Hassebrauck geben Aufschluss darüber, welche Subschemata das Schema Paarbeziehung enthalten kann. Der Autor untersucht in seinen Studien aus den Jahren 1995 und 1996 das Konzept der Beziehungsqualität. „*Ein für Paarbeziehungen besonders wichtiges Konstrukt oder Konzept stellt die Beziehungsqualität an sich dar, denn wenn Personen die Qualität ihrer Beziehung beurteilen wollen, müssen sie auf ihr Wissen um die Merkmale, die eine gute Paarbeziehung charakterisieren, zurückgreifen; mit anderen Worten, sie müssen eine Art subjektiver Operationalisierung von Beziehungsqualität vornehmen*“ (1996: 184). Hassebrauck operationalisiert das Konzept der Beziehungsqualität mit der Frage „Was macht eine gute Beziehung aus?“. Ich gehe davon aus, dass aus dieser Fragestellung auch Ableitungen über die allgemeinen Vorstellungen von Beziehungen, also über das Beziehungskonzept, zulässig sind. In einer Prototypenanalyse¹ (Hassebrauck 1995) wurden zunächst Konzeptmerkmale erfasst, indem 120 Personen aufgefordert wurden, alle Aspekte einer guten Paarbeziehung, die ihnen spontan einfallen, aufzuschreiben. Eine Kategorisierung der genannten Merkmale führte zu einer Liste von 64 Merkmalen, die in einer zweiten Untersuchung von anderen Versuchspersonen hinsichtlich ihrer Zentralität beurteilt wurden. Die so identifizierten ersten zehn Konzeptmerkmale sind: „Vertrauen“, „Liebe“, „sich aufeinander freuen“, „gegenseitige Achtung und Respekt“, „Ehrlichkeit“, „Freundschaft“, „gegenseitig zuhören“, „Akzeptieren des anderen“, „Zärtlichkeit“ und „aufeinander eingehen“ (vgl. ebd.: 165). Die festgestellte hohe Reliabilität dieser Beurteilungen stützt, nach Hassebrauck, die Annahme einer prototypischen Konzeptstruktur.

Um mehr über die Struktur des Begriffs Beziehungsqualität zu erfahren, wurde auf der Basis der Inter-Item-Korrelationen eine Ähnlichkeitsmatrix erstellt, die den Ausgangspunkt für eine hierarchische agglomerative Clusteranalyse bildete. Diese sollte primär als deskriptive Orientierungshilfe dienen. Daher folgte die Bestimmung der Clusteranzahl auch nicht statistischen Kriterien, sondern berücksichtigte vielmehr die inhaltliche Interpretierbarkeit der Lösung (vgl. ebd. 166). In Abbildung 1 sind die auf diese Weise entstandenen 12 Cluster dargestellt, jedoch ohne die Fusionsstufen und Kennwerte für die jeweiligen Produkt-Moment-Korrelationen anzugeben (vgl. ebd.: 166). Von Interesse ist hier die inhaltliche Aussage dieser 12 entstandenen Gruppen, die, so vermutet der Autor, „schemaähnlichen Substrukturen“ entsprechen könnten (vgl. ebd.: 165). Jene 12 Cluster sind „Sexualität“, „Gemeinsamkeiten“, „Gleichberechtigung“, „Diskussionsbereitschaft & Offenheit“, „Geborgenheit“, „Autonomie“, „Treue“, „Spaß & Humor“, „Toleranz“, „Orientierung zum anderen hin“ und „Freundschaft“. Die jeweils dazugehörigen zwei bis acht Merkmale sind der Abbildung 1 zu entnehmen.

Auch wenn nicht jede Merkmalszuordnung plausibel anmutet und manche Merkmale aufgrund ihrer begrifflichen Mehrdeutigkeit inhaltlich auch anderen Clustern zugeordnet werden könnten (zum Beispiel, warum ist „Offenheit“ dem Cluster *Treue* zugeordnet und nicht der *Diskussionsbereitschaft & Offenheit* und weshalb findet sich das Merkmal „Haushalt gemeinsam machen“ bei *Autonomie* und nicht bei *Gleichberechtigung* wieder?), vermögen diese zwölf Untergruppen einen guten Eindruck von Sub

¹ Ein moderater Prototypenansatz geht von konsensuellen und konstituierenden Positiv- wie Negativmerkmalen für ein Konzept aus und meint, dass es lediglich in der Mitte einen Bereich von Merkmalen gibt, die von allen Menschen gleichermaßen dem Konzept zugeordnet werden würden. Aus diesem Grund spricht man im Prototypenansatz nicht von trennscharfen Merkmalen oder Kategorien, sondern von Familienähnlichkeit (vgl. Mees 1997: 12).

schemata zu vermitteln, die die Vorstellung von Beziehung beinhalten kann². Hassebraucks Ergebnisse

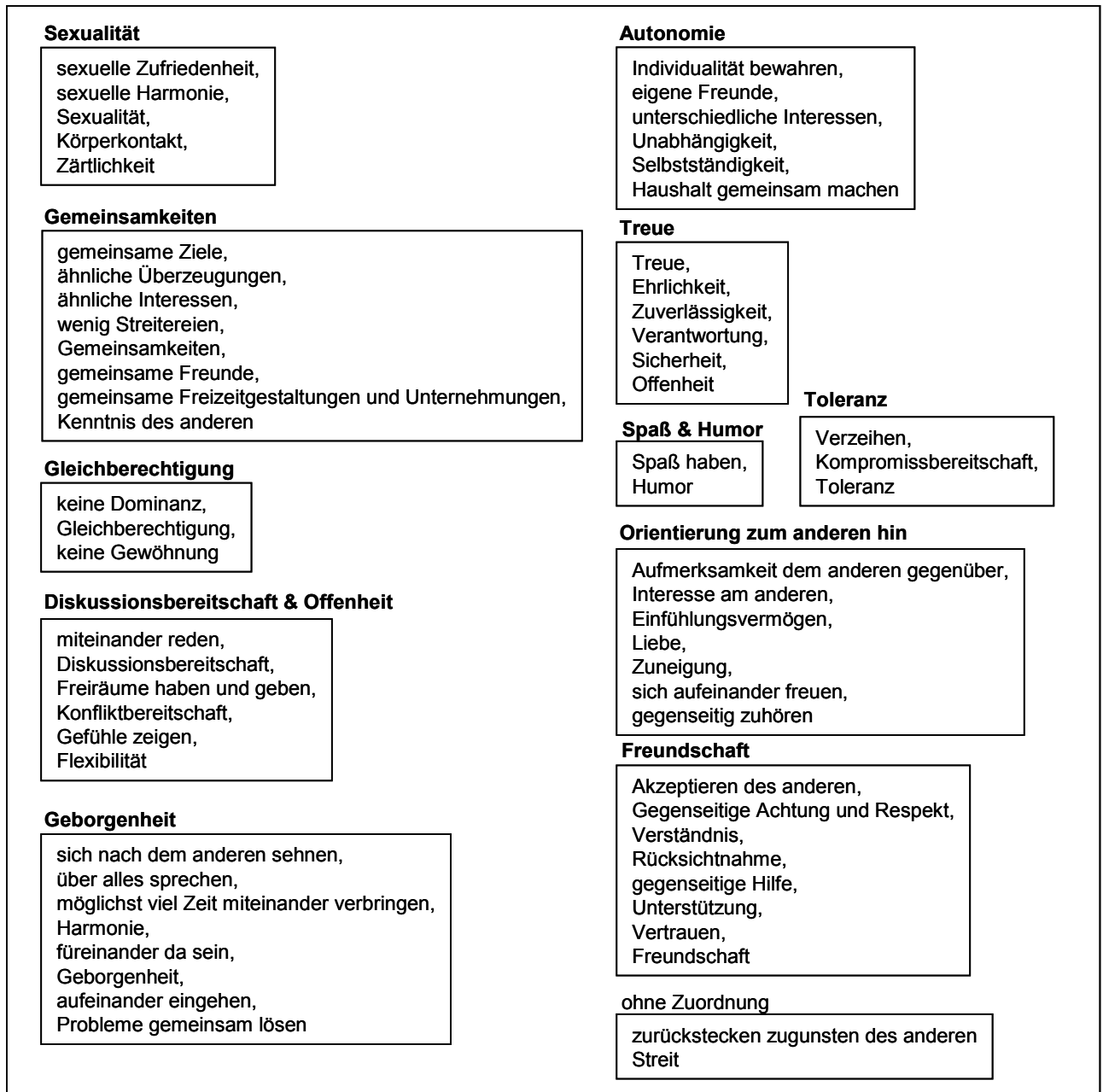


Abbildung 1: Die zu zwölf Clustern zusammengefassten 64 Merkmale, die eine gute Beziehung ausmachen, nach Hassebrauck (1995).

weisen zudem eine gute Übereinstimmung mit ähnlichen Untersuchungen auf. Beverly Fehr (1988) hat die Konzepte *Liebe* und *Commitment* untersucht. Wenn man die von ihr berichteten Merkmale von Liebe mit den Hassebrauckschen Merkmalen

² Es ist davon auszugehen, dass sich individuelle Beziehungskonzepte in Anzahl, Inhalt und Grad der Ausdifferenzierung ihrer Subschemata unterscheiden. Die Subschemata betreffen Bereiche, die wichtig für eine Person sind. Wenn beispielsweise Autonomie eine wichtige Eigenschaft für die eigene Person ist, sollte sich in dieser Dimension auch ein ausgeprägtes Schema entwickelt haben (vgl. Rohmann 2000: 62 sowie den folgenden Abschnitt 1.1.2).

von Beziehungsqualität vergleicht, fallen zahlreiche Gemeinsamkeiten beider Konzepte auf. Fehr identifizierte 68 Merkmale von Liebe. 23 dieser Merkmale lassen sich sinngemäß auch als Merkmale des Konzepts Beziehungsqualität betrachten. Das sind im Einzelnen in der Reihenfolge der Zentralität:

Vertrauen, gegenseitige Achtung und Respekt, Ehrlichkeit, Freundschaft, Akzeptieren des Anderen, Interesse am anderen, Verständnis, Offenheit, Zuneigung, Unterstützung, Einfühlungsvermögen, Verzeihen, Zuverlässigkeit, sich nach dem anderen sehnen, über alles sprechen, Verantwortung, Körperkontakt, gemeinsame Ziele, Gemeinsamkeiten, gemeinsame Freizeitgestaltung und Unternehmungen, ähnliche Überzeugungen, ähnliche Interessen und zurückstecken zugunsten des Partners.

Neben diesen gemeinsamen Merkmalen beider Konzepte ist das Merkmal *Liebe* als Konzeptmerkmal von Beziehungsqualität bei Hassebrauck auch direkt genannt und erhält nach *Vertrauen* den zweithöchsten Zentralitätswert. Dieser große Teil gemeinsamer Inhalte beider Konzepte ist nicht verwunderlich, denn Liebe stellt in westlichen Kulturen den wesentlichen Aspekt der Partnerwahl dar (vgl. Abschnitt 1.5.1). Beiden Konzepten sind aber auch spezifische Inhalte zu Eigen. Merkmale, die sich auf eine eher kooperative Orientierung beziehen und Gegenseitigkeit ausdrücken, wie etwa *gegenseitige Hilfe, füreinander da sein, Probleme gemeinsam lösen, Rücksichtnahme, Kompromissbereitschaft, den Haushalt gemeinsam machen* werden eher als zentrale Merkmale von Beziehungsqualität denn als Merkmale von Liebe genannt. Ebenso finden die Merkmale, die Gleichberechtigung und Unabhängigkeit betreffen wie *Gleichberechtigung, Freiräume haben und geben, Toleranz, Individualität bewahren, Selbstständigkeit, eigene Freunde* keinen Niederschlag in den Merkmalen von Liebe. Umgekehrt scheint das Konzept Liebe mehr Merkmale zu beinhalten, die eher mit Zuständen akuter Verliebtheit einhergehen und eine meist nur geringe zeitliche Stabilität aufweisen, etwa *Erregung, Herzrasen, Euphorie, Kribbeln im Bauch, Idealisierung des anderen, Bewunderung, sexuelle Leidenschaft, wundervolle Gefühle, körperliche Anziehung* und ähnliche. Ebenso finden sich bei Fehr Hinweise, dass das Konzept Liebe tendenziell weniger mit Gegenseitigkeit und mehr mit bedingungsloser Hingabe als das Konzept Beziehungsqualität verbunden ist. Diese Asymmetrie spiegelt sich in den Merkmalen wie *das Beste für den anderen wollen, Unbedingtheit, Hingabe, Abhängigkeit, nur an den anderen denken* oder *Aufopferung* wider. Insgesamt weisen beide Konzepte trotz eines großen gemeinsamen Kerns doch ebenso viele inhaltliche Unterschiede auf (vgl. Hassebrauck 1995, Fehr 1988). Möglicherweise deutet sich in diesen inhaltlichen Unterschieden zwischen den Konzepten von Liebe und Beziehungsqualität der gleiche Aspekt an, der Kraft und Witte (1992) als Ergebnis ihrer Analysen ein partnerschaftliches versus romantisches Leitbild von Beziehung unterscheiden lässt. Ich werde im Kapitel 1.3 darauf zu sprechen kommen.

1.1.2 Differentielle und interindividuelle Unterschiede in Beziehungskonzepten

Nun kommt es meines Erachtens weniger darauf an, die exakten Subschemata des Beziehungskonzeptes festzulegen, denn Hassebrauck weist darauf hin, dass in der internen Struktur dieses Konzeptes „erheblicher Raum für interindividuelle Unterschiede besteht“ (Hassebrauck, 1995: 168). Jene interindividuellen Unterschiede manifestieren sich zum einem entlang der Kategorie Geschlecht. Bei zehn Konzeptmerkmalen konnte Hassebrauck signifikante Geschlechtsunterschiede in den Zentralitätsurteilen feststellen. Das *Zeigen von Gefühlen, das Bewahren von Individualität, miteinander reden, aufeinander eingehen, Diskussionsbereitschaft, gegenseitige Achtung und Respekt, Gleichberechtigung* und *Konfliktbereitschaft* sind die Merkmale, hinsichtlich derer Frauen häufiger als Männer meinen, dass sie gute Hinweise auf

die Beziehungsqualität seien. Männer hingegen betrachten andere Merkmale als zentraler für die Qualität einer Beziehung, nämlich *wenig Streit* und *zurückstecken zugunsten des anderen*. Auch in einer weiteren Studie (Hassebrauck 2003) werden die Merkmale auf Geschlechtsunterschiede bei der Bewertung der Zentralität hin untersucht. Dabei zeigt sich, dass es bei 30 % der Merkmale (entspricht 19 Merkmalen) Unterschiede zwischen Frauen und Männern gibt. Den größten Unterschied weisen Männer und Frauen im Hinblick auf das Merkmal „zurückstecken zu Gunsten des anderen“ auf, das für Männer ein erheblich wichtigerer Aspekt einer guten Beziehung als für Frauen ist. *„Die Antwort auf die Frage, wer zu Gunsten von wem zurückstecken soll, muss allerdings offen bleiben“* (Hassebrauck 2003: 28). Auch die Untersuchung von Christiane Kraft und Erich H. Witte (1992) kommt zu dem Ergebnis, dass Frauen und Männer sich bezüglich der Wahrnehmung und Erklärung von Liebe eher geringfügig unterscheiden. Bei den Erwartungshypothesen („Wie Beziehung sein sollte“) treten hingegen deutliche Geschlechterunterschiede zutage. Frauen orientieren sich demzufolge eher an partnerschaftlichen Merkmalen für Liebe und Beziehung, während Männer ein eher romantisches Bild von Beziehung und Liebe favorisieren (Kraft & Witte 1992: 265). Ich werde darauf in Abschnitt 1.3 näher eingehen. Natürlich können die interindividuellen Unterschiede innerhalb der Beziehungskonzepte nicht auf Geschlechtsunterschiede reduziert werden. Weitere Faktoren spielen eine Rolle. Kraft und Witte (1992) nehmen an, dass es über die Sozialisation in verschiedenen Referenzgruppen zur Herausbildung, Vermittlung und Modifikation der Vorstellungen über Liebe und Partnerschaft kommt. *„Referenzgruppen definieren sich im sozialisationstheoretischen Sinn aufgrund makro- bzw. mesosystemischer Strukturvariablen wie Alter, Geschlecht, Ausbildung etc.“* (Kraft & Witte 1992: 259). Das deckt sich mit den grundlegenden Überlegungen zur Entstehung von Schemata zum Beispiel von Aronson (2009) oder Schwarz (1998). Schemata sind demnach angelernt und entspringen der Kultur, in der wir aufwachsen (Aronson et al. 2009: 74). Schwarz (1998) weist darauf hin, dass die Frage nach der Entstehung sozialer Schemata in der Sozialpsychologie bisher vernachlässigt wurde, indem lediglich darauf hingewiesen wurde, dass Schemata im Laufe konkreter Erfahrungen entstünden und im Laufe neuer Erfahrungen verändert würden (ebd.: 285). Diese Änderung oder „Akkommodation“ geschieht allerdings sehr schwerfällig und nur wenn wiederholt schemainkonsistente Erfahrungen gemacht werden. Schwarz zu Folge ist das „Substitutionsmodell“ jedoch wahrscheinlicher, demgemäß die Schemaänderung in erster Linie durch die Bildung von Subschemata erfolgt, die der widersprüchlichen Information gerecht werden sollen (ebd.: 285). Der Begriff der Referenzgruppe, die für Kraft und Witte (1992) für die Herausbildung verschiedener Vorstellungen von Liebe und Partnerschaft verantwortlich ist, lässt sich demgemäß im räumlichen Sinne auch als Subkultur sowie im zeitlichen Sinne als Generation mit jeweils spezifischen Erfahrungskontexten begreifen.

1.1.3 Die interne Struktur von Beziehungskonzepten

Die Clusteranalyse von Hassebrauck (1995) mit ihren zwölf Clustern, welche als Subschemata des Beziehungskonzeptes verstanden werden können (vgl. Abbildung 1), gibt nur wenig Hinweise auf Plausibilität beziehungsweise inhaltliche Relevanz. Die große inhaltliche Heterogenität der Merkmale veranlasste mich zu einem quasi semantischen Strukturierungsvorschlag, der lediglich auf Plausibilität beruht und der eine Überleitung zu der Sichtweise bilden soll, dass sich Beziehung und Beziehungskonzepte nicht nur inhaltlich, sondern auch strukturell ausdifferenzieren lassen.

Auf die Frage hin, was eine gute Beziehung ausmacht, werden bei den Versuchspersonen zum einen Beziehungsinhalte aktiviert, die in Form von Tätigkeitswörtern konkrete Handlungen beschreiben (zum Beispiel „miteinander reden“). Es werden außerdem Substantive genannt, die auf konkrete Tätigkeiten verweisen (zum Beispiel „gegenseitige Hilfe“, „Sexualität“ oder „gemeinsame Freizeitgestaltungen und Unternehmungen“). Andere Substantive beschreiben Emotionen oder emotionale Zustände (zum Beispiel „Liebe“, „Geborgenheit“ oder „Harmonie“). Genannt werden außerdem Merkmale, die auf Eigenschaften und oder Fähigkeiten der beiden Beziehungspartner abzielen (zum Beispiel „Ehrlichkeit“, „Kompromissbereitschaft“ oder „Einfühlungsvermögen“). Des Weiteren gibt es Nennungen, die ich als Prinzipien oder Werte einordne (zum Beispiel „Gleichberechtigung“, „Selbstständigkeit“, „Verantwortung“ oder „gemeinsame Ziele“). Das Merkmal „keine Gewöhnung“ verweist auf eine zeitliche und Entwicklungskomponente von Paarbeziehungen. Mit diesem Ordnungsversuch möchte ich veranschaulichen, dass das Beziehungskonzept Merkmale und Subschemata enthält, die auf verschiedensten Erlebensebenen des Individuums angesiedelt sind. Die Inhalte von Beziehungskonzepten beziehen sich auf konkretes Beziehungshandeln ebenso wie auf die Ebene der Wertvorstellungen, Einstellungen und Überzeugungen und auf die Ebene der Emotionen. Sie beinhalten gleichermaßen die zeitlichen Ebenen von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Die Ebene des Beziehungshandelns lässt sich wiederum in weitere untergeordnete Strukturen aufteilen. So kann sich die Vorstellung von Beziehungshandeln beispielsweise auf den Bereich der Freizeitgestaltung, der Sexualität, der Kommunikation oder der Arbeitsteilung beziehen. Die Inhalte von Beziehungskonzepten scheinen ähnliche Bereiche zu umfassen, wie etwa Klaus Schneewind und Eva Wunderer (2003) diese im integrativen Rahmenmodell der Paarentwicklung für die Paarbeziehung beschreiben (vgl. Abschnitt 3.4).

Näherer Aufschluss über die Inhalte und internen Strukturen von Beziehungsschemata kann durch die Auseinandersetzung mit den theoretischen Konzepten „Erwartungen“ und „Beziehungskognitionen“ erzielt werden. Sie ermöglichen zudem die Integration weiterer Begriffe, die in diesem Kontext auftauchen, wie zum Beispiel Beziehungsnormen, implizite Beziehungstheorien oder relationship beliefs (z.B. Montada 1993, Knee 1998, Knee et al. 2001, Wunderer 2003, Wunderer & Schneewind 2005, Fletcher & Kininmonth 1992).

Der Begriff Erwartungen, so ist zunächst festzuhalten, wird auch synonym mit Vorstellungen verwendet (z.B. Rohmann 2000: 60). Das stellt sie in eine inhaltliche Nähe zu den Beziehungskonzepten, welche die Vorstellungen von Beziehung beinhalten. Ebenso wie Beziehungskonzepte lassen sich auch Erwartungen als Schema für die Informationsverarbeitung begreifen. Rohmann (2000: 61) zieht die Ausdifferenzierung von Susan T. Fiske und Shelley E. Taylor (1991) in fünf Typen von Schemata heran. Es werden *prozedurale soziale Schemata*, *Ereignisschemata*, *Selbstschemata*, *Rollenschemata* und *Personenschemata* unterschieden.

Prozedurale Schemata sind inhaltsfreie Schemata, die Wissen über Zusammenhänge beziehungsweise Regeln umfassen. Ein Beispiel für prozedurale Schemata sind die von Kelley (1972, nach Rohmann 2000) postulierten kausalen Schemata, die Regeln über die Konfiguration von Ursachen umfassen, um einen Effekt zu erklären. Schwarz bezeichnet die prozeduralen Schemata als abstrakte Denkgeregeln (1998: 277). Der nächste Typus, *Ereignisschemata* oder *Skripte* umfassen spezifisches Wissen über Ereignisfolgen in einer Standardsituation (Schank & Abelson 1977, nach Rohmann 2000). Dieses spezifische Wissen wird aufgrund von wiederholten Erfahrungen mit ähnlichen Ereignis- oder Handlungsabläufen erworben.

Selbstschemata umfassen das Wissen über die eigene Person. Sie werden als aktive Selbststrukturen aufgefasst, die bei jeglicher Verarbeitung sozialer Stimuli wirksam werden können. Die Strukturen des Selbst sind zu einem gegebenen Zeitpunkt in Abhängigkeit vom motivationalen Zustand und den situationalen Bedingungen zugänglich und die Basis für Handlungen und deren Bewertungen. Demnach ist anzunehmen, dass Selbstkonzepte in Bezug auf partnerbezogenes Verhalten in einer aktuellen Beziehung aktualisiert werden und auf ihrer Grundlage die Verarbeitung und Bewertung des eigenen partnerbezogenen Verhaltens und des Verhaltens des Partners erfolgt (Rohmann 2000: 62).

Erwartungen, die mit einer bestimmten sozialen Rolle verbunden sind, sind als kognitive Strukturen im Gedächtnis in Form von *Rollenschemata* repräsentiert (vgl. Fiske & Taylor 1991). Eine soziale Rolle ist ein Bündel von Normen und Verhaltensweisen (Rohmann 2000: 62). Auch die Beziehungsnormen sind somit diesem Schematypus zuzuordnen. Leo Montada (1993) spricht von moralischen Beziehungsnormen und bezeichnet damit interindividuell verschiedene, internalisierte Normen, die kategorisch festlegen, was gut und was böse in Beziehungen ist (Montada 1993: 259). Er hält sich allerdings wenig bei der Erklärung dieser Normen auf, sondern widmet sich mehr den Begründungs- und Rechtfertigungsmustern dieser moralischen Beziehungsnormen, den Reaktionen auf Übertretungen vom Partner und dem Einfluss der Normen auf das emotionale Erleben, den emotionalen Ausdruck, das Urteilen und Handeln von Beziehungspartnern. Ich werde darauf im Abschnitt 2.4 zurückkommen. Von Beziehungsnormen redet auch Margaret S. Clark (1993, 1995, 2000) (vgl. Abschnitt 1.4.4).

Personenschemata umfassen das strukturierte Wissen über Eigenschaften und Ziele spezifischer Personen oder Typen von Personen. In diese Einteilung lässt sich gut die Annahme Mark W. Baldwins (1992: 468) eingliedern, dass Beziehungsschemata aus drei Elementen bestehen: Dem Bild vom Partner in der Beziehung (Personenschemata), dem Bild der eigenen Person in der Beziehung (Selbstschemata) und dem Bild von der Interaktion zwischen beiden Beziehungspartnern (Ereignisschemata und Rollenschemata).

Ein umfassenderes Bild von Beziehungskonzepten ergibt sich meines Erachtens, wenn zu der beschriebenen Unterteilung von Schematypen die Überlegungen von Eva Wunderer (2003) hinzugezogen werden. In ihrer Arbeit „Partnerschaft zwischen Anspruch und Wirklichkeit“ bezwingt Wunderer (2003) den verwirrenden und uneinheitlichen Gebrauch des Terminus „Anspruch“ und seiner englischen Entsprechung „standard“ oder „assumption“, indem sie die Einteilung von Donald H. Baucom und Norman Epstein (1990) beziehungsweise Baucom et al. (1996) heranzieht. Diese treffen in Anlehnung an die kognitiven Theorien von Beck (1976) und Ellis (1962) eine Einteilung in fünf Kategorien von Paarbeziehungskognitionen:

1) Selektive Aufmerksamkeit: *Was geschieht?*

Im Original wird die selektive Aufmerksamkeit als „selective attention“ beziehungsweise „perceptions“ bezeichnet. Unter Wahrnehmungen werden die Aspekte einer Information verstanden, die ein Individuum in einer gegebenen Situation zu registrieren vermag. Dies geschieht in Abhängigkeit bestehender Schemata. Wahrnehmungen, die konsistent zu den vorhandenen kognitiven Strukturen sind, werden bevorzugt registriert. Somit ist Wahrnehmung ein konstruktiver und selektiver Prozess, der außerdem vom emotionalen und körperlichen Zustand der wahrnehmenden Person abhängt (vgl. Wunderer 2003: 17).

2) Attributionen: *Warum geschieht etwas?*

Attributionen sind Ursachenzuschreibungen und damit Erklärungsversuche von eigenem Verhalten, dem Verhalten anderer Personen sowie den Ergebnissen von Verhalten. Im Gegensatz zu Wahrnehmungen sind Attributionen nicht direkt beobachtet, sondern erschlossen. So können sie auch zu Eigenschaftszuschreibungen bei Personen sowie Unterstellungen von Handlungsmotiven, Absichten oder Überzeugungen führen. Attributionen treten vor allem dann auf, wenn unerwartete Ereignisse eintreten, die inkonsistent zu den Erwartungen einer Person sind. Attributionen haben die Funktion, Ereignisse und/oder Handlungen verstehbar, vorhersagbar und kontrollierbar erscheinen zu lassen. Attributionen lassen sich anhand verschiedener Dimensionen unterscheiden:

- Die *Verortung (Lokalisation)* von Ursachen: Bei internalen Attributionen werden die Ursachen eines Ereignisses oder Verhaltens der betreffenden Person zugeordnet (zum Beispiel ihren Fähigkeiten, Eigenschaften oder auch bestimmten Stimmungszuständen), bei externalen Attributionen werden äußere Faktoren als Ursache herangezogen (zum Beispiel situative Anforderungen, andere Personen oder auch der Zufall).
- Die *Stabilität* von Ursachen: Stabile Attributionen sind zum Beispiel Verweise auf äußere Erscheinungsmerkmale der Person, aber auch erworbene Fähigkeiten oder eingefahrene Persönlichkeitszüge. Variable Attributionen sind zum Beispiel veränderbare oder manipulierbare Erscheinungsmerkmale, auch flüchtige Stimmungen der Person, oder untypische Situationsmerkmale.
- Die *Globalität*: Globale Attributionen haben weit reichende Auswirkungen. Spezifische Attributionen haben einen engen Wirkungskreis.
- Die *Absichtlichkeit (Intentionalität)* von Ursachen: Es kann absichtliches oder versehentliches Handeln attribuiert werden. Eine Zuschreibung von Verantwortung ist an die Annahme von Intentionalität gebunden.
- Die *Instrumentalität oder Finalität*: Es werden bestimmte Handlungsmotive (zum Beispiel Eigennutz) zugeschrieben, oder nicht. Diese Dimension ist relevant für die Zuschreibung von Schuld. Werden Handlungen mit negativem, schädigendem Ergebnis mit Absicht durchgeführt und können nicht gerechtfertigt werden, kommt es in der Regel zum Vorwurf von Schuld (Wunderer 2003, Kalicki, 2003, Fiedler 1995)³.

Ein wichtiger Aspekt im Zusammenhang mit Attributionen sind die Attributionsfehler oder Attributionsverzerrungen (auch „biases“). Als fundamentaler Attributionsfehler wird dabei die generelle Neigung von Beobachtern bezeichnet, bei der Verhaltensklärung, den Einfluss von Personenmerkmalen zu betonen und den Einfluss von Situationsmerkmalen eher zu vernachlässigen. Der so genannte Perspektiveneffekt postuliert, dass die Urteilsperspektive die Kausalattribution prägt. Ein Handelnder erklärt *sein* Verhalten eher situativ bedingt, ein *Außenstehender* erklärt dieses Verhalten eher anhand personaler Merkmale (Kalicki 2003: 383f.).

³ Interessant ist an dieser Stelle die Theorie der korrespondenten Schlüsse von Jones & Davis (1965), da sie postuliert, dass die Schlussfolgerungen von beobachteten Handlungen auf die Eigenschaften des Akteurs auch von den Folgen abhängt, die die Handlung für die beobachtende Person hat. Die hedonistische Relevanz bezeichnet das Ausmaß der Bedeutung, die die Handlungsfolgen für den Beobachter haben. Partnerschaften sind durch hohe Interdependenz geprägt, was zu hoher hedonistischer Relevanz des Partnerverhaltens führt (vgl. Meyer & Försterling 1993: 200).

3) Erwartungen: *Was, denke ich, wird in Zukunft geschehen?*

Der Begriff der Erwartungen wird in der Forschungsliteratur unterschiedlich verwendet. Staines & Libby (1986, nach Rohmann 2000) unterscheiden präskriptive von prädiktiven Erwartungen. Präskriptive Erwartungen sind Soll-Erwartungen, auch Standards genannt. Sie sind Überzeugungen darüber, welche Verhaltensweisen ausgeführt (zum Beispiel Vorschriften) und welche unterlassen (zum Beispiel Verbote) werden sollten (Rohmann 2000: 60). Diese Art von Erwartungen nennt Wunderer (2003) Ansprüche, Anforderungen beziehungsweise Maßstäbe und ordnet sie dem fünften Typ von Paarbeziehungskognitionen, den Ansprüchen, zu (vgl. Typ 5). Im Rahmen der Konzeption von Baucom und Epstein (1990) werden unter Erwartungen ausschließlich die prädiktiven Erwartungen, also die zukunftsbezogenen Erwartungen, gefasst. Diese beziehen sich darauf, mit welcher Wahrscheinlichkeit bestimmte Verhaltensweisen ausgeführt werden werden (Rohmann 2000: 60).

4) Annahmen: *Wie ist es?*

Annahmen sind Überzeugungen, Thesen über die Natur der Welt und Zusammenhänge zwischen Ereignissen. Unter Annahmen (und Ansprüchen) wird in dieser Einteilung der Paarbeziehungskognitionen nach Baucom & Epstein (1990) gefasst, was oben bislang als Vorstellung, Schema oder in Anlehnung an Rohmann als Erwartung bezeichnet wurde. Andere Synonyme sind Oberbegriffe wie „cognitive structures“, „knowledge structures“ oder eben kognitive Konstrukte oder Konzepte (z.B. Hassebrauck 1996). Auch Wunderer betont, dass diese kognitiven Strukturen *„im Laufe des Lebens durch wiederholte Auseinandersetzung und Erfahrungen mit Ereignissen und Objekten erworben werden und sich als die Repräsentation der Summe der Erfahrungen eines Individuums mit einer bestimmten Klasse von Objekten oder Ereignissen betrachten lassen“* (Wunderer 2003: 23). Sie sind nicht emotionsfrei; *„sie werden vielmehr mit angenehmen oder unangenehmen Gefühlen assoziiert, je nachdem, welche Umstände bei der Entwicklung des Schemas vorherrschten“* (ebd.). Die Annahmen und Überzeugungen sind relativ stabil und bilden die Basis allgegenwärtiger Schlussfolgerungen, welche ihrerseits wiederum Attributionen und Erwartungen beeinflussen.

Auch „(relationship) beliefs“ werden von Wunderer den Annahmen und Überzeugungen zugeordnet, wobei der Begriff von anderen Autoren durchaus allgemeiner verwendet wird, also unter Umständen die Ansprüche und zukunftsgerichteten Erwartungen mit einschließt (25). *„Für zentral erachten Fletcher & Kininmonth (1992) eine Unterscheidung zwischen allgemeinen und spezifischen „relationship beliefs“, also zwischen Überzeugungen, die auf Partnerschaften allgemein vs. spezifisch auf die derzeitige Partnerschaft gerichtet sind“* (Wunderer 2003: 25).

Auch implizite Beziehungstheorien (Knee 1998, Knee et al. 2001) werden von Wunderer den Überzeugungen zugerechnet, da sie Annahmen über die Natur von Beziehungen umfassen. *„Allgemein lassen sich implizite Theorien definieren als schematische Wissensstrukturen, die spezifische Glaubenssätze über die Stabilität eines Attributes umfassen und über die Bedingungen, die Wandel zu bewirken vermögen“* (Wunderer 2003: 25). Bekannt sind Untersuchungen der Forschergruppe um Carol S. Dweck über die angenommene Stabilität versus Veränderbarkeit von Intelligenz (z.B. Dweck 1996). Die Positionen wurden von Knee et al. (1998, 2001) auf das Thema Liebe übertragen. Die Annahme von Stabilität entspricht der auf Partnerschaft bezogenen Annahme, dass Beziehungspartner entweder a priori zueinander passen oder eben nicht. Dagegen

geht eine Wachstumsorientierung davon aus, dass Beziehungen sich entwickeln, gefördert und gepflegt werden müssen, um einen erfolgreichen Verlauf zu nehmen (vgl. Wunderer & Schneewind 2005).

5) Ansprüche: *Wie soll es sein?*

Ansprüche werden auch als Anforderungen, Maßstäbe oder Vorstellungen bezeichnet. „Annahmen („assumptions“) beinhalten die individuellen Konzepte bezüglich der Charakteristika von Objekten und Ereignissen, die sind, also tatsächlich existieren („wie die Welt ist“). Ansprüche („standards“) umfassen hingegen die individuellen Konzepte bezüglich der Charakteristika von Objekten und Ereignissen, die sein sollten („wie die Welt sein sollte““ (Wunderer 2003: 24). Diese Ansprüche können im Einklang mit grundlegenden Annahmen und Thesen der Person stehen. So kann ein Beziehungspartner zum Beispiel der Überzeugung sein: „Je mehr Zeit ein Paar miteinander verbringt, desto glücklicher und intimer ist die Beziehung“ und daraus für seine eigene Partnerschaft die Anforderung ableiten: „Wir sollten viel Zeit miteinander verbringen“. Die Ansprüche können den Annahmen aber auch widersprechen: „Wir sollten dennoch in jedem Fall unabhängig bleiben und daher lieber wenig Zeit gemeinsam verbringen“ (vgl. Wunderer 2003: 28). Maßstäbe erfüllen eine wichtige Funktion: Sie ordnen die Welt – auch normativ („so sollte die Welt sein“) nach Kriterien wie gut und böse, Prinzipien wie Gerechtigkeit und Fairness – und sind mit der Selbstbewertung und dem eigenen Selbstkonzept verknüpft. Um einen Bogen zu der Typologie von Schemata nach Fiske & Taylor (1991) zu schlagen: Die beschriebenen Ansprüche und Maßstäbe könnten im Beziehungskonzept je nach Inhalt in Rollenschemata, Personenschemata oder Ereignisschemata organisiert sein (siehe oben).

Diese fünf Arten von Paarbeziehungskognitionen nach Baucom und Epstein (1990, nach Wunderer 2003) stehen auf komplexe Weise miteinander in Beziehung, auch wenn vieles noch nicht systematisch erforscht ist.

Annahmen über die Natur und den Zusammenhang von Attributionen und Ereignissen („assumptions“) beeinflussen Kausalattributionen und Erwartungen und steuern die Aufmerksamkeit, da sie bestimmte Informationen als wichtiger erscheinen lassen als andere. Wenn Annahmen zum Beispiel nach Dimensionen wie „gut“ und „schlecht“ bewertet werden, können daraus Maßstäbe („standards“) entstehen. Andererseits kann ein Individuum einen Beziehungsanspruch formulieren, der im Gegensatz zu seinen basalen Annahmen steht („So sind Beziehungen zwar üblicherweise, es sollte aber bei uns gerade nicht so sein“).

Umgekehrt entwickeln sich aus *Maßstäben* auch Annahmen: Wie lernen in unserer Entwicklung, wie die Dinge sein sollten und leiten daraus ab, wie sie sind. Beziehungsmaßstäbe stehen weiterhin in Zusammenhang mit Attributionen, Wahrnehmungen und Erwartungen, da Personen und Ereignisse so wahrgenommen und ihr Verhalten beziehungsweise Eintreten so erklärt und für die Zukunft erwartet werden, wie es nach Auffassung der betreffenden Person sein soll.

Andererseits kann die *Wahrnehmung* natürlich auch die Überzeugungen und Maßstäbe beeinflussen, prägen und gegebenenfalls verändern. So können Ansprüche beispielsweise nach unten geschraubt werden, wenn wiederholt die Erfahrung gemacht wurde, dass diese in der laufenden Partnerschaft nicht erreicht werden können.

Durch falsche Schlussfolgerungen, beispielsweise in *Attributionsprozessen*, können wiederum irrationale Ansprüche und Annahmen entstehen, die durch sich selbst er-

füllende Prophezeiungen weitere Unterstützung erhalten. Wurde das Scheitern der elterlichen Ehe beispielsweise darauf attribuiert, dass der Vater die Sonntage stets im Fußballverein zubrachte, mag die extreme Annahme resultieren, separate Freizeitbeschäftigungen seien schädlich für die Partnerschaft und der Anspruch an die eigene Ehe, alle Wochenenden ausnahmslos gemeinsam zu verbringen. In der Folge werden individuelle Hobbys möglicherweise so stark eingeengt, dass ein von den Partnern getrennt gestaltetes Wochenende, den Erwartungen gemäß, in Langeweile und Frustration enden muss.

„So wie die Beziehungskognitionen miteinander in Zusammenhang stehen, sind sie auch in Verbindung zu sehen mit anderen wichtigen Paarbeziehungskonstrukten. Wie zufrieden die Partner in ihrer Beziehung sind, wie sie miteinander interagieren, diskutieren und kommunizieren, wie sie streiten und unterstützen – all dies hat zu tun mit dem, was (dabei) im Kopf vorgeht“ (Wunderer: 2003: 31).

Die Relation der Paarbeziehungskognitionen zum emotionalen Erleben wird unter Abschnitt 2.3 thematisiert.

Beide vorgestellten Übersichten, die der Schematypen nach Fiske und Taylor (1991) sowie die der Paarbeziehungskognitionen nach Baucom und Epstein (1990) lassen sich zueinander in Beziehung setzen und bilden damit die Grundlage des vorliegenden Verständnisses von Beziehungskonzepten. Abbildung 2 visualisiert, wie beide Kategorisierungen meines Erachtens zueinander in Beziehung stehen. Gleichzeitig leitet die Abbildung zu der Definition des Begriffes Beziehungskonzept über, wie ich ihn als Grundlage für die vorliegende Arbeit festlegen möchte.

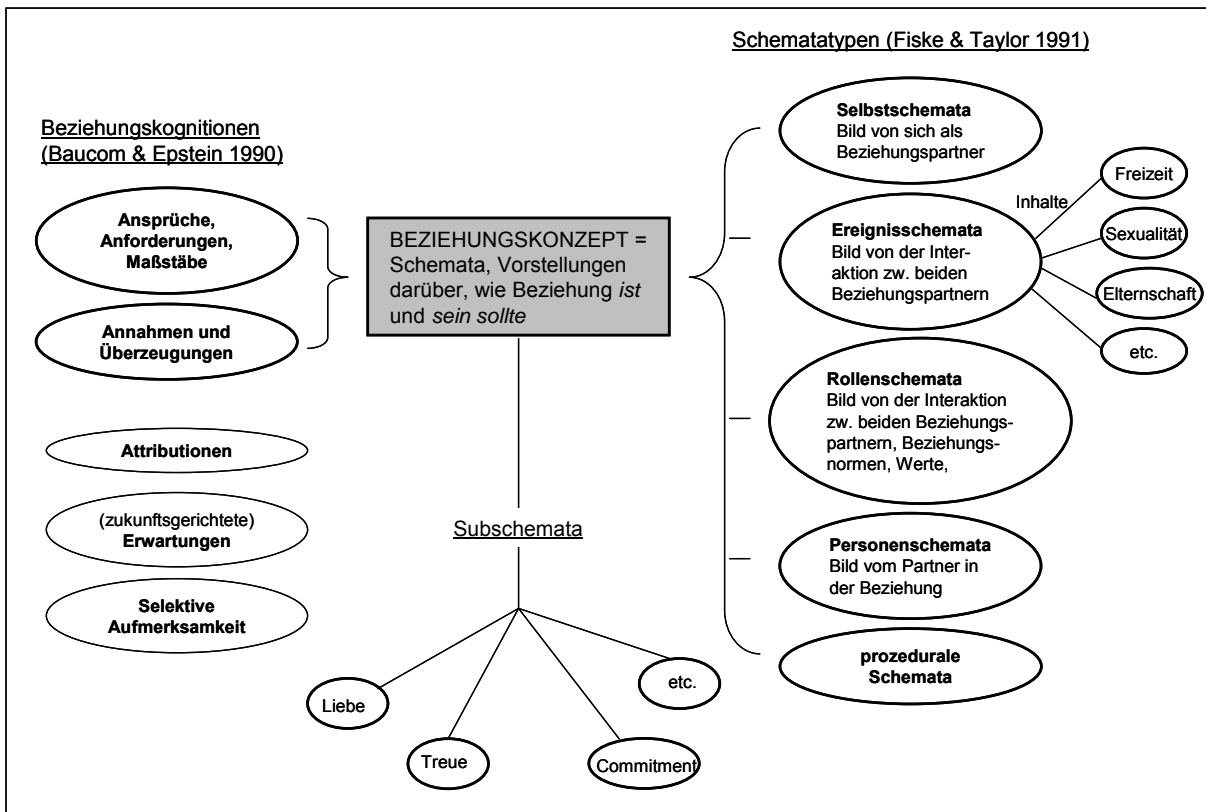


Abbildung 2: Beziehungskonzept und beinhaltetete Aspekte.

1.2 Arbeitsdefinition Beziehungskonzept

Beziehungskonzepte sind sozialkognitive Schemata, die im Sinne der Kategorisierung nach Baucom und Epstein (1990) aus den Beziehungskognitionen Annahmen und Überzeugungen sowie Ansprüchen, Anforderungen und Maßstäben gespeist werden (vgl. Abbildung 2, linke Seite). Das heißt, Beziehungskonzepte enthalten Vorstellungen und Annahmen darüber, welche Merkmale Beziehung im Allgemeinen sowie im Fall der eigenen, aktuellen Beziehung ausmachen (wie Beziehung *ist*). Außerdem enthalten sie Ansprüche, Anforderungen und Maßstäbe darüber, wie Beziehung im Allgemeinen sowie im Fall der eigenen, aktuellen Beziehung sein *sollte*. Die zum Beziehungskonzept gehörigen Subschemata lassen sich entlang der Schematypen nach Fiske und Taylor (1991) ausdifferenzieren (vgl. Abbildung 2, rechte Seite). So enthält ein Subschemata des Beziehungskonzeptes, welches dem Typus eines Selbstschemas entspricht, das Bild der eigenen Person von sich als Beziehungspartner. Subschemata des Typs Ereignisschemata enthalten Bilder von der Interaktion zwischen beiden Beziehungspartnern, die sich wiederum bezogen auf verschiedene Inhalte, wie zum Beispiel Freizeitgestaltung, Sexualität oder Elternschaft untergliedern. Subschemata, die den Charakter von Rollenschemata tragen, beinhalten Bilder von den sozialen Rollen beider Beziehungspartner und daraus resultierenden Interaktionen. Sie beinhalten des Weiteren Beziehungsnormen und Wertevorstellungen. Subschemata des Beziehungskonzeptes, die dem Typus des Personenschemas entsprechen, enthalten Bilder vom Beziehungspartner sowie von idealen Beziehungspartnern. Des Weiteren ist das Beziehungskonzept mit anderen inhaltlich verwandten Konzepten beziehungsweise Schemata verknüpft, wie zum Beispiel Liebe, Treue, Commitment, etc. (vgl. Abbildung 2, unten).

Beziehungskonzepte sowie deren individuell variierenden Inhalte sind Teil der empirischen Arbeit und werden im Ergebnisteil besprochen werden (vgl. Kapitel 15).

Nachdem das eigene Verständnis von Beziehungskonzepten für die vorliegende Arbeit definiert wurde und sowohl auf interindividuelle Unterschiede in Anzahl, Ausprägung und Inhalt von Subschemata von Beziehungskonzepten als auch auf die Menge der Überschneidung mit verwandten Konzepten (wie zum Beispiel Liebe) hingewiesen wurde, soll im folgenden Abschnitt der Frage nachgegangen werden, anhand welcher Aspekte Beziehungskonzepte in der entsprechenden Fachliteratur voneinander unterschieden werden.

1.3 Verschiedene Arten von Beziehungskonzepten

Hassebrauck (1996) beschreibt in seiner Untersuchung zur Konzeptähnlichkeit der Beziehungsqualität zwischen beiden Partnern folgendes anschauliches Beispiel: *„Man führe sich nur einmal den extremen Fall einer Beziehung vor Augen, in der ein Mann Merkmale wie «möglichst viel Zeit miteinander verbringen» oder «zurückstecken zugunsten des Partners» als typische Merkmale einer guten Beziehung ansieht, seine Partnerin indes «Individualität bewahren» oder «Freiräume haben und geben» als typisch betrachtet. Es würde sicherlich nur wenige Personen überraschen, wenn diese Beziehung nicht durch Konflikte und daraus resultierende Unzufriedenheit gekennzeichnet wäre“* (ebd.: 185). Dieses Beispiel deutet meines Erachtens auf mögliche, sehr unterschiedliche Ausrichtungen in der Wahrnehmung dessen, was eine gute Beziehung ausmacht. Kraft & Witte (1992) führen diese Unterschiede auf variierende übergeordnete Orientierungsmuster, so genannte Leitbilder zurück, die auf-

grund der Sozialisation in bestimmten Referenzgruppen herausgebildet werden (vgl. ebd.: 257f). Die Funktion der Leitbilder besteht darin, „*die Identifikationen, Interpretationen und Vorhersagen (von Liebe und Partnerschaft) in übergeordneten Motivstrukturen zusammenzuführen und entsprechend den Interessen einer Gruppe oder Gesellschaft auszugestalten*“ (ebd.: 258). Die Autoren entnehmen einer Analyse sozialpsychologischer Theorieansätze zwei Leitbilder.

Das Leitbild der *romantischen Liebe* erkennen Kraft & Witte in der Phase der «passionate love» von Kelley (1983). Die Komponente «Begehren» in Rubins Skala (1970) und «Stimulus-Stadium» bei Murstein (1977) betonen die individuellen Bedürfnisse des Liebenden. Lees Stilarten (1976) «Eros», «Ludus» und «Mania» beschreiben sexuelles Begehren, das Spiel mit Gefühlen und Leidenschaftlichkeit. Im Ansatz von Berger und Kellner (1965) ebenso wie bei Parsons (1973) wird die Idee der romantischen Liebe in ihrer Funktion für die Paarfindung und -konstituierung hervorgehoben. Demgegenüber steht das Leitbild der *partnerschaftlichen Liebe*, welches sich ebenfalls in zahlreichen theoretischen Ansätzen finden lässt. Kelleys Phase der «pragmatic love» (1983) und Mursteins «Rollen-Stadium» (1977) ebenso wie Rubins Komponente der «Fürsorglichkeit» und «Toleranz» (Steck et al. 1982) sprechen dafür. Kraft und Witte weisen darauf hin, dass die romantische Liebe in vielen Konzepten ausschließlich Liebespaaren zugeschrieben wird (z.B. Sternberg 1986), während die charakteristischen Aspekte der partnerschaftlichen Liebe auch in allen anderen engen zwischenmenschlichen Beziehungen vorkommen (ebd.: 258)⁴.

Eine stärkere Orientierung am Leitbild der romantischen Liebe wirkt sich auf die Erwartungen bezogen auf Partnerschaft dergestalt aus, dass erotische Wünsche stärker betont werden, dass einseitig für die Partnerin Verantwortung übernommen werden soll und dass Trennung als unvorstellbar betrachtet wird (ebd.: 265). Die Orientierung am Leitbild der partnerschaftlichen Liebe differenziert Verliebtheit von tiefer Liebe und betont besonders Partnerwahlkriterien wie Verlässlichkeit und Treue (sexuell und allgemein) (ebd.: 265).

Es lassen sich andere Unterscheidungen von Beziehungskonzepten in der Literatur finden, wie zum Beispiel die entlang der bereits erwähnten subjektiven Theorien über Partnerschaft, die Beziehung entweder als etwas schicksalhaft Gegebenes oder als etwas Wachsendes begreifen (vgl. Wunderer & Schneewind 2005) (vgl. Abschnitt 1.1.3). Des Weiteren wären hier die bereits angesprochenen Liebesstile nach Lee (1976) zu nennen, sowie die Ehetypen nach Gottman (1993), wobei letztere sich mehr entlang der Interaktion des Paares und weniger entlang ihrer Konzepte über Beziehung aufspannen. Ich werde diese nicht vertiefen, sondern mich auf die Unterscheidung zwischen „romantischer Liebe“ und „partnerschaftlicher Liebe“ konzentrieren. Das hat zwei Gründe: Zum einen teile ich die Einschätzung Krafts und Wittes, dass sich auch andere Differenzierungen immer wieder auf diese Unterscheidung zurückführen lassen. So ließe sich zum Beispiel die Betrachtung von Beziehung als etwas schicksalhaft Gegebenem dem romantischen Ideal zuordnen, wohingegen die Wachstumsorientierung dem partnerschaftlichen Leitbild zu subsumieren wäre. Zweitens bildet diese Unterscheidung eine gute Grundlage für die weiterführende Frage, was Bedürfnisse mit der Konzeption von Beziehung zu tun haben. Ich werde darauf in Abschnitt 1.6 zu sprechen kommen.

Zuvor möchte ich jedoch einen Exkurs zu den austauschtheoretischen Überlegungen zu Paarbeziehungen machen. Diese beziehen sich zwar nicht explizit auf Beziehungskonzepte, beinhalten aber gerechtigkeits-theoretische Explikationen darüber,

⁴ Alle Quellenangaben zur Herleitung der beiden Leitbilder sind Kraft und Witte (1992: 258) entnommen.

was Menschen motiviert, Liebesbeziehungen gemäß einiger Grundprinzipien, wie Ähnlichkeit und Ausgewogenheit zu entwerfen. Interessant erscheint mir unter dem Gesichtspunkt der Beziehungskonzepte auch die Kritik von M. S. Clark (1993, 1995, 2000) an der Annahme, dass die Austauschtheorie auf Liebesbeziehungen anzuwenden sei. Auch Clarks Thesen möchte ich deswegen an dieser Stelle vorstellen und diskutieren (vgl. Abschnitt 1.4.4).

1.4 Austauschtheoretische Überlegungen zu Paarbeziehungen

Innerhalb des lern- und austauschtheoretischen Paradigmas werden Beziehungen und Interaktionen von Menschen unter dem Gesichtspunkt des Austausches betrachtet (vgl. z.B. Grau 2005). Die Annahme ist die, dass ähnlich einem ökonomischen Verhaltensmodell Interaktionen von Partnern fortlaufend nach Kosten und Nutzen bewertet werden. Maßgebend ist dabei das auf lerntheoretischen Annahmen basierende Postulat, dass belohnende Interaktionen wiederholt werden und nur solche (freiwilligen) Beziehungen eingegangen werden, die Belohnungen erwarten lassen. Unter Belohnungen ist dabei der Nutzen zu verstehen, der sich aus einer Interaktion ergibt. Das können positive Erfahrungen und freudige Emotionen sein. Unter Kosten wird demnach subsumiert, was der Verwirklichung eigener und gemeinsamer Ziele im Wege steht, wie zum Beispiel mentaler oder körperlicher Aufwand und damit verbundene Ängste sowie Erschwernisse oder Konflikte mit anderen Absichten. Belohnungen und Kosten werden gegeneinander aufgerechnet und ergeben den jeweiligen Ertrag einer Beziehung. Die frühen austauschtheoretischen Überlegungen zu Paarbeziehungen gehen davon aus, dass Menschen ein Maximum an Befriedigung durch Belohnungen anstreben, bei einem Minimum an Kosten. Allerdings wird eingeräumt, dass zur Sicherung des Fortbestandes einer lohnenden Beziehung auch das Wohlergehen des Partners berücksichtigt werden muss. Aus diesem Grund ist es erforderlich, dass beide Partner ihre Handlungen so koordinieren, dass die Beziehungsteilnahme für beide profitabel ist (vgl. Mikula 1997).

Als Belohnungen in sozialen Interaktionen gelten nach Foa und Foa (1976) alle Ressourcen, die innerhalb einer Beziehung ausgetauscht werden können: Liebe, Status, Informationen, Geld, Güter und Dienstleistungen. Diese sechs Klassen variieren zwischen symbolischen Belohnungen (Informationen) und konkreten Belohnungen (Güter, Geld). Als Regel des sozialen Austauschs wird Gerechtigkeit definiert. Deswegen werden die Austauschtheorien auch den Gerechtigkeitstheorien zugeordnet.

Als bekannteste theoretische Ansätze, die diesem Paradigma zuzurechnen sind, werden im Folgenden vorgestellt: Die Interdependenztheorie von Thibaut & Kelley (1959, 1978), das Investitionsmodell von Rusbult (1980, 1983) und die Equity-Theorie von Walster, Walster & Berscheid (1973, 1978).

1.4.1 Die Interdependenztheorie von Thibaut und Kelley

John W. Thibaut und Harold H. Kelley (1959, 1978) stellten die wechselseitige Abhängigkeit (Interdependenz) der Interaktionspartner in den Fokus ihrer Arbeit. Nach Meinung der Autoren erfolgt die Bewertung von (tatsächlichen oder bloß antizipierten) Interaktionsergebnissen anhand zweier verschiedener Standards oder Kriterien. Der eine Bewertungsmaßstab ist das *Vergleichsniveau* (comparison level/ CL). Anhand des CL bewertet die Person die Attraktivität einer Interaktion oder Beziehung. Der CL prägt die Erwartung an eine Beziehung, die die Person durch eigene Erfahrung oder symbolische Repräsentation gebildet hat. Das Vergleichsniveau variiert

1. Beziehungskonzepte

von Situation zu Situation, weil die einzelnen Ergebnisse unterschiedlich gewichtet werden und weil ihnen unterschiedlich viel Bedeutung beigemessen wird. Zufriedenheit mit der Beziehung oder Interaktion besteht dann, wenn der CL erreicht oder übertroffen wird. Als weitere Größe zur Bewertung von Interaktionsergebnissen ist das *Vergleichsniveau für Alternativen* (comparison level for alternatives/ CL_{alt}) relevant. Anhand des Vergleichsniveaus für Alternativen wird die Interaktion anhand der angenommenen zur Verfügung stehenden Alternativen gemessen. Mit anderen Worten: Die Höhe von CL_{alt} ergibt sich aus der Qualität des durchschnittlichen Ergebnisses der besten verfügbaren Alternative. Die Annahme ist, dass sich Menschen Gedanken über ihren Wert auf dem Partnermarkt machen. CL_{alt} kann sich auf reale andere Personen beziehen, aber auch auf vorgestellte Beziehungen, auf frühere Erfahrungen oder auf die Option, ein Leben ohne Partner zu führen. CL_{alt} ist eine vorgestellte, subjektive Größe. Der CL_{alt} zeigt an, inwieweit Bedürfnisse außerhalb der Beziehung erfüllt werden können und bestimmt somit den Grad der empfundenen Abhängigkeit der Beziehungspartner. Damit dient CL_{alt} als Grundlage für die Entscheidung, ob in einer Beziehung verblieben oder ausgeschieden wird. Fällt das durchschnittliche Ergebnis der aktuellen Beziehung schlechter aus als jenes der besten Alternative, wird die aktuelle Beziehung, so die Annahme, zugunsten dieser Alternative verlassen. Hindernisse der Auflösung können als Kosten eine Rolle spielen, das heißt die Bewertung einer Paarbeziehung hängt auch von dem wahrgenommenen Partnermarkt und den darin erwarteten eigenen Chancen ab. Mithilfe der beiden beschriebenen Größen CL und CL_{alt} lassen sich Aussagen zu Macht und Abhängigkeit in einer Beziehung treffen. Die beschriebenen Zusammenhänge sollen mit der Abbildung 3 verbildlicht werden.

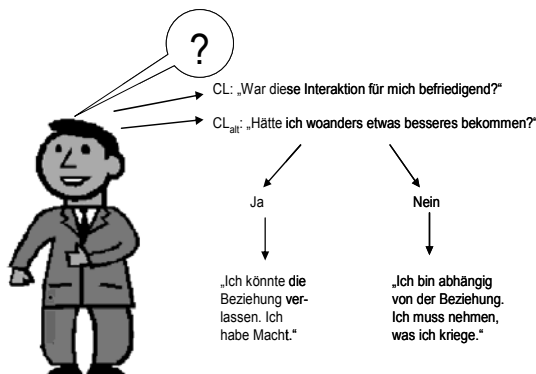


Abbildung 3: Comparison Level und Comparison Level for Alternatives.

Ein Beziehungsabbruch kann die Ergebnisse des Partners verschlechtern. Es wird aber auch das eigene Ergebnis verschlechtert. Macht entsteht dann, wenn der Verlust aus einem Beziehungsabbruch für den Abbrecher geringer ist, weil diesem die besseren Alternativbeziehungen zur Verfügung stehen. Interaktionspartner sind beim Erzielen positiver Ergebnisse wechselseitig voneinander abhängig. Interdependenzen reduzieren Macht, weil die Interaktionsergebnisse für beide Beziehungspartner relevant sind. Eine wesentliche Folgerung aus der dargestellten Rolle des Vergleichsniveaus für Alternativen besteht darin, dass die Stabilität einer Beziehung keineswegs mit der Zufriedenheit der Beziehungspartner zusammenhängen muss. Das Konzept bietet einen interessanten Zugang zu den Phänomenen Macht und Abhängigkeit in Partnerschaften.

Weiterführende Überlegungen bietet dazu das Investitionsmodell von Rusbult.

1.4.2 Das Investitionsmodell von Rusbult

Caryl E. Rusbult (1980, 1983) erweitert die Interdependenztheorie von Thibaut und Kelley um das theoretische Konzept des Commitment Levels (Bindung oder Verpflichtung). Rusbult betont, dass Commitment und Beziehungszufriedenheit zwei voneinander zu trennende Konzepte sind. Das Commitment schließt das Konzept der Beziehungszufriedenheit mit ein. Des Weiteren setzt es sich zusammen aus der wahrgenommenen Qualität der zur Beziehung verfügbaren Alternativen (CL_{alt}) sowie dem Umfang der getätigten Investitionen in eine Beziehung (vgl. Abbildung 4).

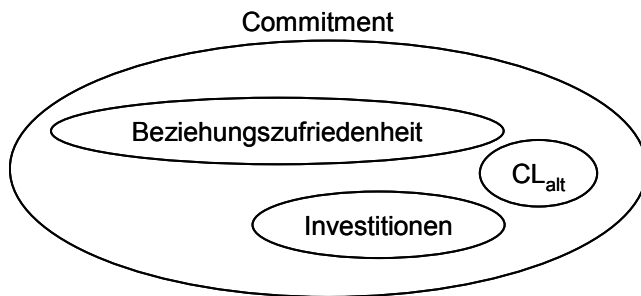


Abbildung 4: Das Investitionsmodell nach Rusbult (1980, 1983).

Die Beziehungszufriedenheit entsteht wie bei Thibaut und Kelley aus Belohnungen und Kosten und der Höhe des Vergleichsniveaus. Auch das Konzept der zur Beziehung verfügbaren Alternativen entspricht dem der Interdependenztheorie. Neu ist die Bedeutung, die den in die Beziehung getätigten Investitionen eingeräumt wird. Es wird zwischen intrinsischen und extrinsischen Beziehungsinvestitionen unterschieden. Intrinsische Investitionen werden unmittelbar in die Beziehung investiert, zum Beispiel in die Beziehung investierte Zeit, Emotionen oder intime Informationen. Extrinsische Investitionen stehen mit der Beziehung in Zusammenhang und gehen ebenso bei Aufgabe der Beziehung verloren, zum Beispiel Freundeskreis, Erinnerungen, materielle Güter oder Aktivitäten. Es lassen sich aus dem Investitionsmodell von Rusbult eine Anzahl von Ableitungen zu Beziehungszufriedenheit und Beziehungscommitment treffen:

Die Beziehungszufriedenheit ist umso größer,

- je mehr Belohnungen aus der Beziehung resultieren,
- je weniger Kosten anfallen,
- je höher das aus der Differenz zwischen Belohnungen und Kosten resultierende Nettoergebnis über dem Vergleichsniveau liegt.

Das Beziehungscommitment ist umso stärker,

- je höher die Beziehungszufriedenheit,
- je weniger attraktiv die bestehenden Alternativen eingeschätzt werden,
- je größer die Investitionen eingeschätzt werden (Rusbult 1983: 115).

Das Modell bietet ebenfalls interessante Zugänge und Erklärungsansätze, was Menschen bewegen kann, ihre Paarbeziehung aufrecht zu erhalten oder zu verlassen. Unter dem Gesichtspunkt der relevanten Aspekte für Beziehungskonzepte ist es aber vor allem die im Folgenden vorgestellte Equity-Theorie, die dazu Aussagen trifft.

1.4.3 Die Equity-Theorie

Elaine Walster, G. William Walster und Ellen Berscheid (1973, 1978) entwickelten eine der bekanntesten sozialwissenschaftlichen Theorien, die Equity-Theorie (Theorie der Ausgewogenheit). Basis der Theorie sind vier Grundannahmen, die erklären,

warum Gerechtigkeit für Gruppen oder Gesellschaften ein relevantes Thema ist und wie sich Gerechtigkeit auf der Ebene der Individuen auswirkt:

1. *Personen versuchen ihre Ergebnisse zu maximieren.* Ergebnisse ergeben sich aus den Belohnungen minus der Kosten.
2. *Gruppen entwickeln Systeme der Equity.* Auf diese Weise können Gruppen ihre gemeinsamen Belohnungen maximieren. Ein System der Equity ist als ein System zu verstehen, in dem die gerechte Verteilung von Belohnungen und Kosten geregelt ist. Ein solches System muss von allen Mitgliedern akzeptiert sein und eingehalten werden, deswegen belohnen Gruppen solche Mitglieder, die andere gerecht behandeln und bestrafen solche, die andere ungerecht behandeln (Grundannahme 2b).
3. *Wahrgenommene Ungerechtigkeit verursacht Stress.* Personen, die sich selbst als Teilnehmer ungerechter Beziehungen wahrnehmen, erleben Stress. Je ungerechter eine Beziehung wahrgenommen wird, desto mehr Stress wird erlebt.
4. *Stress motiviert zu dem Versuch Gerechtigkeit wieder herzustellen.* Je größer die wahrgenommene Ungerechtigkeit ist und je mehr Stress erlebt wird, desto stärker wird versucht die Equity wiederherzustellen.

Individuen sind also stets als in ein soziales Gefüge eingebettet zu betrachten. Mittels Sozialisation wirken gesellschaftliche Normen auf die Ebene des individuellen Verhaltens. Daraus resultiert die zentrale Annahme der Equity-Theorie: Nicht maximale Erträge, sondern Ausgewogenheit des Gebens und Nehmens führt zu der höchsten Zufriedenheit. Während die ersten Austauschtheorien postulierten, dass die Zufriedenheit linear mit den Erträgen aus Beziehungen steigt, geht die Equity-Theorie davon aus, dass Spannungszustände nicht nur dann erlebt werden, wenn Personen sich benachteiligt fühlen, sondern auch, wenn sie übermäßige Vorteile genießen. Unausgewogene Beziehungen werden als unangenehm erlebt, weil bei unangemessenem Profit Vergeltung erwartet wird. Fällt das Ergebnis hingegen im Vergleich zu anderen Teilnehmern geringer aus, erlebt die Person Benachteiligung. Bezogen auf Paarbeziehungsprozesse ist die Schlussfolgerung dieser Grundannahme, dass Personen mit empfundener Ausgewogenheit in Paarbeziehung zufriedener sind als benachteiligte und bevorteilte Beziehungspartner. Nehmen die Partner das Verhältnis von Kosten und Belohnungen als unfair und ungerecht wahr, so sind Unzufriedenheit und negative Spannungszustände die Folge. Werden diese Spannungen zu unangenehm, so versuchen die Beziehungspartner sie durch veränderte Interaktionen, kognitive Umstrukturierungen oder Abbruch der Beziehung zu lösen.

Die Annahme, dass Ausgewogenheit in Beziehungen zur höchsten Zufriedenheit führt, erlaubt weitere Schlussfolgerungen für den Bereich der Paarbeziehung. Die so genannte Matching-Hypothese besagt, dass Partner, die sich im Ausmaß von sozial erwünschten Eigenschaften entsprechen, glücklicher sind und beständigere Beziehungen haben als Partner, die sich in derartigen Merkmalen nicht entsprechen. Die angestrebte Ausgewogenheit in Paarbeziehungen kann die Ähnlichkeit der Partner in physischen, psychischen und sozialen Merkmalen erklären. Ökonomische Überlegungen zu Rivalität auf dem Partnermarkt erklären, warum Personen keine Partner gewinnen, die deutlich positivere Merkmale aufweisen als sie selbst (und sich aus Angst vor Gesichtsverlust und Enttäuschung auch nicht um solche bemühen). So bekräftigt die Matching-Hypothese in der immer wieder aufgeworfenen Diskussion, ob sich denn nun „Gegensätze anziehen“ oder sich „gleich und gleich gern gesellt“, die zweitgenannte Position. Die Ähnlichkeitsthese ist der Komplementaritätsthese empirisch überlegen. Allerdings lässt sich das nicht pauschalisieren. Einschränkend kann dazu bemerkt werden, dass alle Menschen sich um Partner mit sozial er-

wünschten Merkmalen bemühen, auch diejenigen, die selbst nicht über solche Eigenschaften verfügen. Komplementäre Muster sind außerdem dort anzutreffen, wo sie dem jeweiligen interpersonalen Stil der Partner entsprechen (dominant - submissiv) oder sozialbiologisch bedingt sind (weiblich, jung, arm mit männlich, alt, reich) (vgl. Rohmann 2003: 320).

Walster und Berscheid (1978) formulierten 7 Merkmale intimer Beziehungen:

1. Personen in intimen Beziehungen lieben oder mögen sich sehr. Ihre Leben sind tief miteinander verflochten, was in flüchtigen Beziehungen nicht zutrifft.
2. Je intimer eine Beziehung, desto mehr persönliche Informationen (zum Beispiel biographische Daten, persönliche Werte etc.) werden ausgetauscht und desto größer sind die Erwartungen an die andere Person, dass sie selbstbezogene Informationen preisgibt.
3. Intime Beziehungen sind in der Regel längerfristig.
4. Die Ressourcen, die in intimen Beziehungen ausgetauscht werden, sind wertvoller als in flüchtigen Beziehungen (zum Beispiel Zeit, Anstrengung, persönliche Informationen und Geld). Die Erfahrungen sind intensiver. Die Belohnungen zur Aufrechterhaltung und die Kosten zur Beendigung sind höher.
5. Die Vielfältigkeit der austauschbaren Güter nimmt mit der Intensität der Beziehung zu. Das erhöht die Komplexität des Austausches. In flüchtigen Beziehungen werden eher Ressourcen ausgetauscht, die konkret und unabhängig von der Person des Gebers sind, zum Beispiel Geld, Güter, Dienstleistungen und Informationen, nicht aber Liebe und Status.
6. In intimen Beziehungen können Ressourcen aus verschiedenen Klassen gegeneinander ausgetauscht werden. In flüchtigen Beziehungen beschränkt sich der Austausch eher auf wenige Ressourcenklassen, zum Beispiel Dienstleistungen gegen Geld. In intimen Beziehungen zum Beispiel Geldschulden zurückzahlen durch Zuneigung und oder Dienstleistungen wie Kochen, Hausarbeit usw.
7. Personen in (romantischen) Paarbeziehungen betrachten sich als eine Einheit beziehungsweise als ein Paar. Dem anderen zu helfen, sich ihm zuzuwenden, bedeutet, etwas für die Beziehung zu tun, was letztlich auch eine Tat für einen selber ist⁵.

Aus den vorangegangenen Annahmen werden fünf Ableitungen zu Equity und Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität in Paarbeziehungen getroffen:

1. Bei Wahrnehmung von Ausgewogenheit entwickeln sich eher intime Beziehungen (zum Beispiel Sexualität, Zusammenleben, Heirat) als bei Unausgewogenheit.
2. In ausgewogenen Beziehungen wird mehr Zufriedenheit erlebt als in unausgewogenen Beziehungen.
3. Im Beziehungsverlauf wird versucht Unausgewogenheit zu beseitigen.
4. Unausgewogenheit kann insbesondere durch Krisen (zum Beispiel Geburt des ersten Kindes oder Arbeitslosigkeit) ausgelöst werden.
5. Ausgewogene Beziehungen sind besonders stabil.

Walster und Berscheid (1978) gehen davon aus, dass der Geltungsbereich der Equity-Norm jede zwischenmenschliche Beziehung ist. Kritisiert wird diese Annahme von Autoren, die einen so genannten Mehr-Prinzipien-Ansatz verfolgen. Sie gehen davon aus, dass in verschiedenen sozialen Beziehungen verschiedene Prinzipien der Verteilungsgerechtigkeit wirksam werden können. Andere Prinzipien als das Gerechtigkeitsprinzip sind beispielsweise das Gleichheits-, Bedürfnis- oder Beitragsprinzip (vgl.

⁵ Das siebte Merkmal intimer Beziehungen lässt sich auch als Einschränkung der Austauschorientierung in intimen Beziehungen interpretieren (vgl. die Diskussion im folgenden Abschnitt).

z.B. Deutsch 1985). Morton Deutsch betont, dass in engen Beziehungen, wie Partnerschaften, Eltern-Kind-Beziehungen, Helfer-Hilfeempfänger-Beziehungen das Bedürfnisprinzip das dominante Prinzip distributiver Gerechtigkeit ist. Zumindest dann, wenn persönliche Entwicklung und persönliches Wohlbefinden gefördert werden sollen.

Der Lohn des Altruismus, den Menschen empfinden, kann aber auch als kompatibel mit dem Equity-Prinzip gesehen werden. Es würden in einem solchen Falle die Ressourcen Zuwendung und Unterstützung gegen die Ressourcen Liebe und Dankbarkeit getauscht werden. Es gibt eine Vielzahl an Kritikpunkten, die gegenüber der Anwendung von austauschtheoretischen beziehungsweise equitytheoretischen Überlegungen auf Paarbeziehungen geäußert wurden. Beispielhaft möchte ich dafür den Vorwurf des zu starken Ökonomiebezugs und den damit einhergehenden Vorwurf des psychologischen Reduktionismus nennen. Es wurde in Frage gestellt, ob bestimmte Arten von Beziehungen als Austauschbeziehungen betrachtet werden können oder ob nicht vielmehr einige Individuen mehr zu Austauschorientierung neigen, als andere (Austauschorientierung eher als stabile Persönlichkeitseigenschaft) (vgl. Rohmann 2003; Mikula 1997). Und wie bereits erwähnt, wurde die Annahme kritisiert, dass enge Beziehungen überhaupt in den Geltungsbereich der Equity-Theorie fallen. Die Annahme, dass in engen Beziehungen nicht das Gerechtigkeitsprinzip, sondern das Bedürfnisprinzip gilt, teilt auch Margaret S. Clark (1993, 1995, 2000). Sie postuliert in Abgrenzung zu Austauschbeziehungen einen anderen Beziehungstyp, die „communal relationships“⁶.

Ich werde auf Clarks Arbeiten näher eingehen, da es sich hierbei meines Erachtens im weitesten Sinne um Beziehungskonzepte handelt.

1.4.4 Clarks Kritik – communal relationships

Margaret S. Clark (1993, 1995, 2000) grenzt die communal relationships von Austauschbeziehungen und anderen Beziehungstypen ab. Communal relationships sind dadurch gekennzeichnet, dass für die Bedürfnisse des Partners Verantwortung übernommen wird. Gemäß dreier Unterscheidungsmerkmale können communal relationships differenziert werden: Es gibt „verpflichtende“ (Eltern-Kind) und „freiwillige“ (Liebesbeziehungen, Freundschaften) communal relationships. Sie können des Weiteren symmetrisch oder asymmetrisch, bezogen auf die Verantwortung, die ein Part für den anderen hat, sein (zum Beispiel wieder Eltern-Kind vs. Liebesbeziehungen, Freundschaften). Und communal relationships können in Bezug auf die empfundene Sicherheit variieren. Empfundene Sicherheit nimmt mit der Länge einer Beziehung zu, scheint aber auch eine Persönlichkeitsvariable zu sein, die vom Bindungsstil abhängig ist.

Clark vermutet eine biologische Basis, die communal relationships motiviert. Sie postuliert ein generelles Fürsorgebedürfnis⁷. Wird dieses Bedürfnis ausgelebt, ergibt sich daraus ein Gefühl von Erfüllung für den Fürsorgenden. Es korrespondiert mit dem Bedürfnis nach Sicherheit, die empfunden wird, wenn für die Bedürfnisse gesorgt wird⁸. Reife und gleichberechtigte Beziehungen, in denen gegenseitig füreinander

⁶ Eine treffende Übersetzung für „communal relationships“ ist mir weder begegnet noch eingefallen. Mikula (1997) nennt diesen Typus die gemeinschaftlichen Beziehungen. Ich bleibe bei der englischen Bezeichnung.

⁷ Generell meint in diesem Fall, dass das Fürsorgebedürfnis nicht nur auf die eigene Nachkommenschaft bezogen ist.

⁸ Jene Annahmen der Autorin weisen eine inhaltliche Nähe zur Bindungstheorie von Bowlby (1982) und Ainsworth (1979) auf, ohne dass explizit darauf Bezug genommen wird.

ander gesorgt wird, können also sowohl das Gefühl der Sicherheit als auch das Gefühl des Erfülltseins vermitteln. Menschen fühlen sich in communal relationships am wohlsten beziehungsweise communal relationships sind die wichtigsten Beziehungen für sie.

Es wird füreinander gesorgt, ohne dass für die gegebenen Zuwendungen Gegenleistungen erwartet werden, wie es für die Autorin für Austauschbeziehungen charakteristisch ist. Die Equity-Theorie findet in communal relationships keine Anwendung. Zwar seien sowohl communal relationships als auch Austauschbeziehungen dadurch gekennzeichnet, dass Menschen mit einer Bereitschaft in die Beziehung gehen, ihre Verpflichtung gegenüber der anderen Person zu erfüllen. Eine Unterscheidung der beiden Beziehungstypen entlang altruistischer und egoistischer Motive, wie etwa Batson (1993) es unterstellte, ist von Clark et al. jedoch nicht gemeint. Verhalten kann auch in communal relationships in dem Sinne egoistisch sein, als dass andere Ziele als die Bedürfniserfüllung des Partners damit verfolgt werden (zum Beispiel im Sinne der Selbstdarstellung ein generelles Interesse am anderen zu demonstrieren). Es geht der Autorin darum, dass der maßgebliche Unterschied zwischen communal relationships und Austauschbeziehungen die jeweiligen Normen sind. In communal relationships wird sich um die Bedürfnisse des Partners gekümmert, ohne Gegenleistungen zu erwarten. Leistungen werden erbracht „in response“ zu den Bedürfnissen des anderen oder um ein generelles Interesse am anderen zu demonstrieren. Als Beziehungsnorm der communal relationships gilt das Bedürfnisprinzip, wohingegen in Austauschbeziehungen das Gerechtigkeitsprinzip die geltende Norm darstellt. Dies wird von Clark so interpretiert, dass in Austauschbeziehungen Leistungen nur gegen Gegenleistung erbracht werden. Außer Acht lässt sie meines Erachtens mit dieser Sichtweise die Hinweise von Walster et al., dass Güter verschiedener Ressourcenklassen gegeneinander ausgetauscht werden können. Bereits hingewiesen wurde auf das Beispiel, dass eine scheinbar altruistische Hilfeleistung austauschtheoretisch so verstanden werden kann, dass Ressourcen wie Liebe und Dankbarkeit Gegenleistungen sein können, oder aber, wenn die Beziehung zwischen Hilfeleister und Hilfeempfänger längerfristig angelegt ist, kann die erwartete Gegenleistung auch darin bestehen, in einer späteren vergleichbaren Situation ebenfalls geholfen zu bekommen. Clark und Mills (1993) gehen davon aus, dass die meisten Menschen glauben, mit jedem eine schwach ausgeprägte communal relationship zu haben. Fast jeder würde schließlich einem Fremden helfen, wenn ein tatsächliches Hilfebedürfnis zu erkennen sei. Es würden dann Leistungen erbracht, ohne irgendeine Form der Erstattung oder Rückzahlung zu erwarten. Der gleiche Sachverhalt lässt sich austauschtheoretisch mit der Grundannahme erklären, dass Gruppen Systeme der Equity entwickeln. So fällt es an vielen Stellen in Clarks Arbeiten auf, dass sich der postulierte Unterschied nicht aufrechterhalten lässt. Menschen gingen communal relationships ein in der Erwartung, dass der Partner ebenso der Norm der Beziehung entspreche. Es deckt sich mein Eindruck mit der Analyse C. Daniel Batsons (1993), der davon ausgeht, dass der Unterschied zwischen communal relationships und Austauschbeziehungen weit geringer ist, als viele glauben.

Dieser theoretische Dissens zwischen Befürworterinnen der austauschtheoretischen Überlegungen zu Paarbeziehungen und der Position von Clark et al. lässt sich meines Erachtens auf die von Kraft und Witte (1992) postulierten zwei verschiedenen Leitbilder der Liebe zurückführen (vgl. Abschnitt 1.3). Der Grundannahme der Equity-Theorie, dass Paare dann am zufriedensten mit ihrer Beziehung sind, wenn sich für beide Partner die Kosten und Nutzen der Beziehung in einem ausgewogenen Verhältnis befinden, wird häufig die inhärente ökonomische oder pragmatische Haltung

vorgeworfen. Hier sind nicht Leidenschaft und Hingabe maßgebliche Größen, sondern Unterstützung und Gerechtigkeit. Das lässt sie eindeutig dem Leitbild der partnerschaftlichen Liebe zuordnen. Clarks Annahmen bezüglich der „communal relationships“ hingegen lassen sich mit ihrer Norm, alles für den Partner zu tun, ohne Ausgleich einzufordern, dem Leitbild der romantischen Liebe zuordnen. So komme ich zu der Schlussfolgerung, dass der Diskurs um Beziehungskonzepte ideologisch durchsetzt beziehungsweise geprägt von zeitgenössischen Idealen sein kann. Dem Clark'schen Einwand, dass die Austauschtheorien Paarbeziehungen viel zu ökonomisch konzipieren, ließe sich entgegen, dass Clark in ihrem Entwurf der „communal relationships“ dem Ideal der romantischen Liebe das Wort redet. Jenem Ideal mit seinen inhärenten Ansprüchen und Erwartungen auf selbstlose und dauerhafte Liebe zwischen den Partnern, in dem pragmatischen Aspekte verpönt sind. Eine Vertiefung der Frage, in welchem Verhältnis das Beziehungskonzept zu gesellschaftlichen Entwicklungen steht, erscheint mir an dieser Stelle angemessen. Dies soll im folgenden Abschnitt der Fall sein.

1.5 Beziehungskonzepte im Wandel der gesellschaftlichen Entwicklung

Mit der Frage, in welchem Verhältnis das Beziehungskonzept zu gesellschaftlichen Entwicklungen steht, wird ein eigenständiges Forschungsgebiet tangiert, welches vor allem innerhalb der Soziologie, aber auch der Philosophie, Geschlechterforschung und Sozialgeschichte angesiedelt ist.

Nach Meinung des Philosophen Neil Delaney kann Liebe nicht universell beschrieben werden, sondern nur in ihrer historisch konkreten Ausgestaltung einer Epoche (Delaney 2008: 108). Dieser Annahme folgend, soll hier kurz umrissen werden, wann und unter welchen historischen Bedingungen das Ideal der romantischen Liebe entstand, welches auch in der heutigen Zeit die Vorstellungen von Liebe und Partnerschaft maßgeblich prägt, und wodurch das Verständnis von Ehe vor dem Aufkommen des romantischen Liebesideals charakterisiert war.

Gemäß der Sozialwissenschaftlerin Herrad Schenk (1997) entstand die Vorstellung von der romantischen Liebe erst mit der aufkommenden Industrialisierung und Aufklärung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Vorher, in vorindustriellen, bäuerlich-handwerklichen Gesellschaften, diente die Heirat in erster Linie der Sicherung der wirtschaftlichen Existenzgrundlage (zum Beispiel des eigenen Hofes) durch Hinzunahme der weiblichen Arbeitskraft, aber vor allem durch Nachkommen. Die Ehe galt als mit Liebe eher unverträglich. Der Stand der Ehe ermöglichte das Leben von (legalisierter) Sexualität und sicherte sozialen wie ökonomischen Status. Schenk bezeichnet die Ehen vor der Industrialisierung als reine Arbeits- und Überlebensgemeinschaften (ebd.: 56f). *„Bei der Partnerwahl standen emotional-affektive Beweggründe nicht im Vordergrund, sondern vielmehr Motive, die sozial und ökonomisch begründet waren“*, so die Soziologin Elisabeth Monyk (2007: 9). Die Gründe, eine Ehe einzugehen waren pragmatischer Natur und dienten der Verfolgung bestimmter Ziele (siehe oben). Der Alltag der vorindustriellen Ehen war von einem ebensolchen Pragmatismus geprägt. Es herrschte eine klare Arbeits- und Aufgabenverteilung. Eine Kultur der intimen Kommunikation, wie wir sie heute der Liebe zuschreiben, exis-

tierte nicht. Das Verhältnis zwischen Ehemann und Ehefrau war von großer psychischer Distanz geprägt (vgl. Schenk 1997, Monyk 2007)⁹.

Mit der aufkommenden Industrialisierung änderten sich die Lebensbedingungen der Menschen grundlegend, was sich auch auf die Ausgestaltung der Ehen auswirkte. Durch die zunehmende Trennung von Arbeitsplatz und Wohnraum entstand eine Privatsphäre für die Familie, in der sich erst Emotionalität und Intimität etablieren konnten (Monyk 2007: 15). *„Auf Grund des Zerfalls der traditionellen dörflichen Gemeinschaften und ihrer Kontrollinstanzen und Kontrollmöglichkeiten einerseits und des Schwindens der Macht des Hausvaters und dem Erstarken von jugendlichen „Peergroups“ andererseits, verlagerten sich die Auswahlkriterien immer mehr von rationalen Beweggründen bei der Partnerwahl hin zu emotionalen Bindungen und persönlichen Interessen, die durch den Partner erfüllt werden sollten. So sind in den Tendenzen Emotionalisierung und Individualisierung die entscheidenden Entwicklungselemente zu sehen, die traditionelle von modernen Partnerschaften unterscheiden“* (Monyk 2007: 15). Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert entstand eine romantische Auffassung von Liebe und Ehe, die jedoch zunächst lediglich von einer kleinen Minderheit der gebildeten Schichten getragen wurde. *„Die Romantiker kritisierten zunächst einmal die bestehende bürgerliche Ehe als Konvention und Geschäft. Sie stellten schonungslos bloß, dass es ein ökonomisches Tauschgeschäft ist, wenn Frauen ihre Sexualität gegen soziale Sicherheit verkauften.“* (Schenk 1997: 62). Das Liebesideal der Romantiker beinhaltete teilweise sogar revolutionäre Sichtweisen der Beziehung von Mann und Frau, da für den romantischen Liebesbegriff das Einssein von seelischer und sinnlicher Liebe ausschlaggebend war. So wurde zum ersten Mal die geistige und sinnliche Ebenbürtigkeit der Frau als Grundlage der Liebesbeziehung zwischen den Geschlechtern propagiert (ebd.). Das von der Romantik aufgebrachte Bild der „romantischen Liebe“ stellte die Einheit von Liebe und Ehe in ihren Mittelpunkt, zunächst dahingehend, dass Ehen auf Liebe begründet sein sollten, was sich dahin weiterentwickelte, dass die Liebe von Dauer sein sollte. Ohne Liebe verlöre die Ehe ihre Legitimation (Schenk 1997: 62). Die romantische Liebe galt als große und wahre Gefühlsregung, die den Menschen ergriff, wenn er auf jenen Menschen traf, der nur allein zu ihm passte. Die Ansprüche an den Partner bezogen auf emotionale Entsprechung und persönlicher Übereinstimmung gewannen immer mehr an Bedeutung. Damit setzte jedoch auch eine größere Anfälligkeit der Ehe ein. Das ehemals sinnstiftende Element einer Ehe, nämlich generative Absicherung für die ökonomische Basis einer bedarfswirtschaftlichen Produktion zu liefern, trat in den Hintergrund, da die Partnerschaft ihren Sinn mehr und mehr in sich selbst fand und dies sowohl *„in der Kultivierung des eigenen Selbst wie auch der Empathie für andere“* (Barabas 1994, nach Monyk 2007: 16). Nach Tyrell geht es bei der „romantischen Liebe“ vorrangig um das Lebensglück schlechthin, um die wichtigste Sache der Welt, womit das Primat dieser persönlichen Beziehung vor allen anderen begründet ist (Tyrell 1976, nach Monyk 2007: 18).

Sowohl das vorindustrielle Bild von Ehe als auch das romantische Liebesideal wirken in heutige moderne Auffassungen von Ehe und Partnerschaft hinein. Ich gehe davon aus, dass die von Kraft und Witte (1992, vgl. Abschnitt 1.3) unterschiedenen Leitbilder zu Liebe und Partnerschaft „partnerschaftliche Liebe“ und „romantische Liebe“ ihre Wurzeln in diesen beiden historischen Motiven finden und vor diesem Hintergrund zu verstehen sind. Das Leitbild der „partnerschaftliche Liebe“ basiert auf der

⁹ Schenk weist darauf hin, dass sich zeitgeschichtliche literarische Beispiele, die einen anderen Eindruck von der Kultur der intimen Kommunikation entstehen lassen, meist nicht auf Ehepartner beziehen oder im adeligen Milieu angesiedelt sind und damit kein Abbild der Alltagsbeziehung geben.

Einsicht oder Annahme der Notwendigkeit gegenseitiger Kooperation und Unterstützung zur Sicherung der gemeinsamen Existenz. Das Leitbild der „romantischen Liebe“ entsagt dieser Zweckgebundenheit und versteht Liebe und Partnerschaft um ihrer selbst willen, als etwas, was die Individuen bereichert und sie ihrem Glück und edleren Daseinsgrund zuführt.

Es kommen Einflüsse und Tendenzen aktuellerer Provenienz hinzu, die die Vorstellungen von Liebe und Partnerschaft moderner, westlicher, meist städtischer Menschen prägen. Die Darstellung der Entwicklungstendenzen moderner intimer Beziehungen in den letzten Jahrzehnten möchte ich entlang der Schlagwörter „Pluralisierung“, „Optionalisierung“ und „Individualisierung“ strukturieren. Denn unter diesen drei Stichworten, so der Psychologe Wolfgang Hantel-Quitmann, wird in den letzten Jahren in der deutschen Soziologie die Debatte um Veränderungsprozesse in Partnerschaften geführt (Hantel-Quitmann 2002: 36).

Pluralisierung

Unter Pluralisierung wird die Auflösung des institutionellen Arrangements der Kleinfamilie diskutiert, an deren Stelle eine Vielzahl von alternativen Lebensformen tritt, die sich durch die Kombination einzelner Bestandteile des Gesamtkomplexes Kleinfamilie konstituieren (vgl. Schneider 2002: 348). Hantel-Quitmann bringt es in seiner Aufzählung moderner Lebensformen auf 30 Modelle (Hantel-Quitmann 2002: 31f). Prominente Beispiele sind die so genannten Ein-Eltern-Familien, „Patchworkfamilien“ verschiedenster Art (Stieffamilien), „Regenbogenfamilien“ (homosexuelle Partnerschaften mit eigenen oder angenommenen Kindern), „living apart together“ (Partnerschaften mit oder ohne Kindern in getrennten Haushalten), Singles, eheähnliche Gemeinschaften, nicht exklusive Partnerschaften, etc.

Individualisierung

Ursprünglich geprägt wurde der Begriff der Individualisierung von Ulrich Beck (1983). Nach Beck werden mit dem Begriff der Individualisierung drei zusammenhängende Prozesse innerhalb der Gegenwartsgesellschaft erfasst. Dies seien zum einen die Auflösung industriegesellschaftlicher Lebensformen wie soziale Klassen, Kleinfamilien, Geschlechterrollen, ihre Bedingungen, Reichweiten usw., zum anderen die biografischen Modi und Verläufe, die dadurch entstehen, und die Art, wie diese in institutionelle Muster eingebunden bleiben beziehungsweise werden. Abschließend erfasst dieser Begriff die individuellen und gesamtgesellschaftlichen Bedeutungen und Folgen dieses Strukturwandels. So meint Individualisierung einerseits die Auflösung vorgegebener sozialer Lebensformen wie zum Beispiel Klasse und Stand, Geschlechterrollen, Familien, Nachbarschaft und vieles mehr und andererseits den Zusammenbruch staatlich verordneter Normalbiographien, Orientierungsrahmen und Leitbilder (vgl. Beck 1994:11).

„Als individualisiert gilt jemand, der sein Leben so ausrichten und auch seine Biographie so entwickeln kann, dass er bewusst oder unbewusst, eigennützig oder selbstlos, freiwillig oder gezwungen primär seine eigenen Ziele und Wege verfolgen kann“ (Monyk 2007: 126). Der zunehmende Wohlstand westlicher Industrienationen, die damit einhergehende wirtschaftliche Unabhängigkeit und die historisch neuartige Berechenbarkeit und Verlässlichkeit der Lebensverhältnisse der Individuen hat entscheidend dazu beigetragen, die Freiheitschancen des Individuums zu erhöhen (Monyk 2007: 27). *„Diese „Berechenbarkeit“ der Lebensverhältnisse stellt die Voraussetzung für eine moderne sozialhistorische Struktur dar, in der das „Ich“ als der souveräne Akteur einer einzigartigen Lebensgeschichte denkbar und real wird“* (Monyk

2007: 27). Nach Thomas Meyer wird unter Individualisierung ein struktureller Differenzierungsprozess verstanden, der einen säkularen Prozess der Freisetzung und Herauslösung aus traditionellen Werten, Normen und Biographiemustern bezeichnet und aufgrund der wohlfahrtsstaatlichen Modernisierung seit einigen Jahrzehnten zu einem die Handlungsspielräume und Handlungsoptionen erweiternden Individualisierungsschub geführt hat (vgl. Meyer 1992: 139).

Dieser Verlust von Orientierungsrahmen und Leitbildern sowie die Herauslösung aus traditionellen Werten und Normen führen zu einer Notwendigkeit für das Individuum, selbst eine Auswahl zu treffen, was die eigene Lebensgestaltung und Relevanzsetzung anbelangt. Hantel-Quitmann formuliert es folgendermaßen: *„Individualisierung ist damit ein aktiver Entscheidungsprozess, der in der Welt pluraler Optionen Beliebigkeit in Eindeutigkeit umsetzen muss“* (Hantel-Quitmann 2002: 36). In diesem Zitat klingt an, was die zentrale Aussage Heiner Keupps (1994) ist: Der erweiterte Handlungsspielraum des Individuums ist sowohl Chance als auch Risiko. Die Chance der freien Gestaltung der Biografie, das Risiko, an dieser anspruchsvollen Aufgabe, sich als Individuum eine Identität zu geben, zu scheitern. Die Anforderung, verantwortlicher Akteur in der Gestaltung des Lebensverlaufs zu werden, kommt für viele Individuen einer Überforderung gleich.

Optionalisierung:

Jene Notwendigkeit, innerhalb des postmodernen „anything goes“ der eigenen (Beziehungs-)biographie einen Sinn zu verleihen, wird unter dem Stichwort der Optionalisierung diskutiert. Die im Abschnitt „Pluralisierung“ vorgestellten vielfältigen Lebensformen stellen zunehmend gleichberechtigte Alternativen zur klassischen Lebensform der Ehe dar, die dem Individuum zur Verfügung stehen, ohne dass es – zumindest in westlichen Großstädten – sozialen Statusverlust oder Stigmatisierung zu befürchten hat. Es ist davon auszugehen, dass die Wahl einer zur Ehe alternativen Lebensform auch Veränderungen auf der Ebene der Wertestruktur nach sich zieht und dass eine alternative Wertestruktur umgekehrt zu anderen Lebensformen als der klassischen Ehe führt. Denn Optionalisierung umfasst nicht nur die scheinbar freie Wahlmöglichkeit der Lebensgestaltung, sondern erfordert auch entsprechende kognitive Konzepte zur Legitimation und Rechtfertigung der eigenen Wahl. In diesem Sinne kann angenommen werden, dass die Beziehungskonzepte ebenso plural sind wie die Lebensformen.

1.5.1 Die gegenwärtige Situation

Die gegenwärtige Situation in westlichen Industrienationen ist davon gekennzeichnet, dass Ehen oder Partnerschaften für Männer und auch für die meisten Frauen keine ökonomische Notwendigkeit zur Sicherung des Lebensunterhalts mehr darstellen, dass das Leben von Sexualität und Elternschaft nicht mehr an den Stand der Ehe oder Partnerschaft gebunden ist, dass – zumindest in westlichen Großstädten – ein Leben ohne dauerhafte Beziehung, sei es mit oder ohne Kindern, keine Benachteiligung oder Stigmatisierung mehr nach sich zieht. Zahlreiche Lebensformen stellen sozial akzeptierte Alternativen zur klassischen Ehe dar. Ebenso haben sich die Vorstellungen zu Partnerschaften pluralisiert und Partnerschaften werden offener gestaltet. *„Da allgemeinverbindliche Vorstellungen und Regelungen zur Institution Ehe und Familie an Überzeugungskraft eingebüßt haben, konzentriert sich Partnerschaft heute auf einen andauernden Prozess des Aushandelns der jeweiligen Prinzipien des Zusammenlebens. Auf Dauer angelegte Orientierungen und Verhaltensprogramme werden nicht mehr so einfach hingenommen; vielmehr will man sich alle Wege offen*

halten und sich nur von Fall zu Fall – befristet und unter eigenen Rationalitätsüberlegungen – festlegen“ (Hettlage 2000: 84, nach Hantel-Quitmann 2002: 37). Bevor zwei Menschen miteinander erfolgreich ihre verbindlichen Regelungen und Handhabungen aushandeln können, braucht aber jeder für sich Klarheit darüber, was er oder sie in einer Beziehung beziehungsweise von einer Beziehung will. Die gesellschaftlichen Individualisierungsprozesse produzieren Individuen, die monadisch ihre Einzelinteressen verfolgen, so dass in Beziehungen anstelle eines Miteinanders häufig nur ein Neben- oder Gegeneinander zweier irgendwie aufeinander bezogener Individuen gelingt (vgl. Schneider 2002: 348). Hinzu kommen die gestiegenen Erwartungen an die Paarbeziehungen. Dadurch, dass andere Bindungen traditioneller Art, wie zum Beispiel die Großfamilie, an Bedeutung verlieren, kommt es zu einem Verlust des Werterlebens in anderen Beziehungen, was in der Konsequenz zu einer Bedeutungsaufladung der Zweierbeziehung führt. Die nahen Menschen werden umso wichtiger für das Bewusstsein und das Selbstbewusstsein des Menschen. An sie werden sämtliche sozialen Bedürfnisse und Glückserwartungen gerichtet. *„Reziprozität, wechselseitiges Geben und Nehmen, gegenseitiges Verständnis, Achtung des anderen, Toleranz sowie Treue aus pragmatischen, nichtmoralischen Gründen sind heute die Qualitätsanforderungen an die moderne Paarbeziehung. Diese sind im Alltag nicht einfach zu erfüllen, schon gar nicht auf Dauer oder in Konflikten und Krisen“* (Hantel-Quitmann 2002: 35).

Moderne Menschen (westlicher Industrienationen) sehen sich der Situation ausgesetzt, dass Leitbilder, was eine gute und moralisch hochwertige Beziehung ausmacht, zwar existieren, aber an Eindeutigkeit und Unbestreitbarkeit verloren haben. Sie scheinen außerdem im Allgemeinen schwer praktikabel zu sein und kollidieren zusätzlich zum Teil mit individualisierten Zielsetzungen (wie Selbstverwirklichung und Unabhängigkeit). Das mag erklären, weshalb Soziologen davon sprechen, dass die Ehe als Institution in eine Krise geraten ist und die Lebensform des Singles an Zuwachs gewinnt. Dennoch bleibt die über die Zeit stabile Partnerschaft, sogar die Ehe, das populärste Lebensmodell (vgl. Wunderer & Schneewind 2008). Eine Paarbeziehung, so können zahlreiche Studien belegen, ist nach wie vor das angestrebte Lebensmodell der meisten Menschen in unserem Kulturkreis. So stellt zum Beispiel Elisabeth Monyk in ihrer Untersuchung über Singles fest, dass Singles diese Lebensform in den meisten Fällen als Übergangsphase betrachten (Monyk 2007). Doch werden Alternativen denkbarer und gewinnen dadurch an Attraktivität, dass durch sie keine sozialen Nachteile mehr entstehen. Die beschriebenen Pluralisierungs- und Individualisierungstendenzen wirken sich auf Paarbeziehungen dergestalt aus, dass die Notwendigkeiten und Abhängigkeiten innerhalb einer Beziehung geringer werden. Wenn sich dann, unter diesen Bedingungen, die Liebe zwischen den Partnern nicht aufrechterhalten lässt und sich Unzufriedenheit einstellt, so sind die empfundenen Hürden, die Beziehung zu verlassen, um ein vielfaches niedriger, als sie es historisch betrachtet einmal waren.

Die zentrale These Herrad Schenks (1997) ist die, dass die Auflösung der Institution Ehe die Fortführung des romantischen Liebesideals ist. Die Ehe ist historisch betrachtet eine durch und durch pragmatische Angelegenheit, eine Bedarfs- und Überlebensgemeinschaft, die mit den Ideen romantischer Liebe wenig zu tun hat. Das Ideal der romantischen Liebe war eine Folgeerscheinung der Industrialisierung und ging mit Idealen von Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung der Geschlechter einher. Es lässt sich eine Tendenz erkennen, die bis in unsere heutige Zeit nicht abgeschlossen ist. Die ökonomische und soziale Unabdingbarkeit von Ehe und/oder Partnerschaft tritt als Faktor bei zunehmendem Wohlstand und zunehmender Gleichbe-

rechtingung immer mehr in den Hintergrund. An diese Stelle traten und treten romantische Ideen und Erwartungen von Glück und Erfüllung an Partnerschaft. So kann die Absage an die staatlich institutionalisierte Form der Ehe dahingehend interpretiert werden, dass zwei freie und unabhängige Individuen sich des Beigeschmacks der Zweckgemeinschaft entledigen wollen und ihrer Beziehung einen unverbindlicheren Rahmen geben, der der Flüchtigkeit der Liebe Rechnung trägt.

Ehe und Partnerschaft dienen weitaus seltener der Sicherung von Existenz und Status. Stattdessen werden Erwartungen von Glück und Erfüllung an sie gerichtet. Die individualistische Perspektive auf Beziehung rückt das Konzept der Bedürfnisse ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Während die vorindustrielle Ehe der Sicherung existentieller Bedürfnisse diente, ist deren Sicherung heute von Beziehung weitgehend entkoppelt. Von Beziehung wird gegenwärtig vielmehr die Erfüllung relativer Bedürfnisse (vgl. Alderfer 1972, Abschnitt 1.6.5) beziehungsweise sekundärer (psychogener) Bedürfnisse (vgl. Murray 1938, Abschnitt 1.6.3) verlangt. So sollen im folgenden Abschnitt verschiedene Bedürfnistheorien vorgestellt werden.

1.6 Beziehungskonzepte und die Rolle der Bedürfnisse

Individuelle Bedürfnisse sind zu einem prominenten und sozial akzeptierten Konzept avanciert, um gewählte Beziehungsformen zu legitimieren und sie vor sich und anderen moralisch zu rechtfertigen. Um das Konzept der Bedürfnisse zu erfassen, soll im Folgenden eine Auswahl von Bedürfnistheorien vorgestellt werden. Im folgenden Abschnitt werden jedoch zunächst die Begrifflichkeiten näher betrachtet.

1.6.1 Bedürfnis, Motiv und Handlungsziel

Ein Bedürfnis ist das Verlangen oder der Wunsch, einem empfundenen oder tatsächlichen Mangel Abhilfe zu schaffen. Bedürfnisse kann man als eine Diskrepanz zwischen einem situativen Istwert und einem angestrebten Sollwert definieren. In der frühen Motivations- und Lernforschung wurden unter Bedürfnissen vor allem die elementaren physiologischen (auch organismischen) Bedürfnisse gefasst, wie etwa Hunger und Durst, die allen Menschen gemeinsam sind (vgl. Heckhausen 2006: 3). Heute wird der Ausdruck Bedürfnis in der Motivationspsychologie für zwei verschiedene Sachverhalte verwendet: für eine zeitstabile Disposition einerseits und für den aktuellen Zustand eines Organismus andererseits. Die zeitstabile Disposition wird auch Motiv genannt und in manchen Theorien als Persönlichkeitseigenschaft verstanden. Andere Autoren grenzen Bedürfnisse und Motive terminologisch voneinander ab, indem Motive als Ausdruck von Bedürfnissen begriffen werden, die sich durch ihre größere Breite auszeichnen (vgl. Scheffer 2006: 57); Dörner sieht in einem Motiv ein Bedürfnis plus das entsprechende Ziel (Dörner 1999: 307). Eine noch differenziertere Unterscheidung zwischen Bedürfnis und Motiv bietet Julius Kuhl (2006). Bedürfnisse sind gemäß Kuhl sub- und präkognitive Melder für Ist-Sollwert-Diskrepanzen, welche im Grunde sogar als sub- und präaffektiv zu betrachten seien, da ein Affekt typischerweise erst als Folge eines befriedigten oder unbefriedigten Bedürfnisses entstünde (ebd.: 307). Erst unter Beteiligung hochkomplexer kognitiver Strukturen und der Lebenserfahrungen, die in den unzähligen im Zusammenhang mit der Befriedigung eines Bedürfnisses erlebten Episoden gesammelt wurden, entstehen ausgedehnte, nicht vollständig bewusste kognitiv-emotionale Netzwerke, die von Kuhl als Motiv bezeichnet werden. Sie dienen der Generierung möglichst vieler dem

jeweiligen Kontext angemessenen Handlungsoptionen, sobald das Bedürfnis, das den Kern des jeweiligen Motivs ausmacht, anwächst (ebd.: 307).

Motive, welche ebenso wie universelle Verhaltenstendenzen und Bedürfnisse den Personenfaktoren zugeordnet werden, die zielgerichtetes Verhalten beeinflussen, werden von Jutta Heckhausen (2006) in implizite und explizite Motive unterteilt. Als implizite Motive werden überdauernde individuelle Motivdispositionen bezeichnet, die in der frühen Kindheit gelernte, emotional getönte Präferenzen (habituelle Bereitschaften) sind, sich immer wieder mit bestimmten Arten von Anreizen auseinander zu setzen (ebd.: 4). Solche motivthematischen Anreize sind zum Beispiel im Fall des Leistungsmotivs schwierige Herausforderungen der eigenen Wirksamkeit in Aufgabensituationen. Explizite Motive hingegen sind bewusste, sprachlich repräsentierte (oder zumindest repräsentierbare) Selbstbilder, Werte und Ziele, die sich eine Person selbst zuschreibt (ebd.: 4). Hier wären auch die Beziehungskonzepte einzuordnen beziehungsweise einzelne Subschemata dieser Konzepte, aus denen sich Handlungsziele ableiten lassen (zum Beispiel Treue) (vgl. Abschnitt 1.2). Über die Bedeutung von Handlungszielen schreibt Heckhausen: *„Explizite Handlungsziele sind Dreh- und Angelpunkte der Handlungssteuerung, weil sie Handeln Richtung und Erfolgskriterium verleihen und Anlass geben, motivationale Ressourcen zu versammeln und gegen Ablenkungen zu schützen. Ziele können auf mehr oder weniger abstrakten Ebenen formuliert werden und spielen in vielen Lebensbereichen eine zentrale Rolle bei der Organisation motivierten Verhaltens nicht nur von Individuen, sondern auch von Gruppen“* (Heckhausen 2006: 5). So ist bereits ein erster Bogen zu der Frage geschlagen, wie sich Bedürfnisse auf Beziehungskonzepte und Handlungsziele auswirken, aber auch darüber hinaus bis hin zu der Frage, wie sich solche Ziele beziehungsweise expliziten Motive auf das Handeln niederschlagen. Diese Frage wird den Inhalt des zweiten Kapitels bestimmen.

Um zu erklären, warum Menschen sich in ihrem motivierten Verhalten zeitlich stabil und über verschiedene Situationen hinweg von anderen unterscheiden, wurde eine Vielzahl von Theorien entwickelt. Viele von ihnen lassen ein Bemühen erkennen, eine Taxonomie zu entwickeln. Vereinfachend lässt sich sagen, dass als Grundlage von Motiven und Motivation Persönlichkeitseigenschaften, Bedürfnisse und Emotionen in Betracht gezogen wurden. An dieser Stelle beschränke ich mich aufgrund der Spezifik der Fragestellung in Richtung von Bedürfnissen auf eine Skizzierung der Bedürfnistheorien¹⁰. Die hier vorgestellten Vertreter von Bedürfnis-Theorien sind William McDougall, Henry A. Murray, Abraham Maslow, Clayton Alderfer und als ein zeitlich etwas aktuellerer Vertreter Dietrich Dörner. Mit Ausnahme Dörners sind alle vorgestellten Bedürfnistheorien älteren Datums. Nach der so genannten „kognitiven Wende“ innerhalb der Psychologie ist die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Inhalten einzelner Bedürfnisse in den Hintergrund getreten. Nach Auffassung Kuhls (2006) wurden statt Bedürfnissen und Affekten nun die kognitiven Repräsentationen von Zielen als Voraussetzung für motiviertes Handeln gesetzt. Was einzig damit zu erklären sei, dass sich so auf das zur Zeit erfolgreichste Forschungsgebiet der Psychologie, die Kognitionspsychologie, aufspringen ließ und sich so die theoretischen und methodischen Fortschritte dieses Fachgebietes für die Untersuchung der menschlichen Motivation nutzbar machen ließen. Nach Meinung Kuhls sind die kognitiven Repräsentationen von Zielen aber weder notwendige (Verhalten kann auch durch sub- beziehungsweise präkognitive Strukturen „bewegt“ werden) noch hinreichende Bedingung (Handeln hängt maßgeblich von zusätzlichen Steuerungsprozes-

¹⁰ Auf den Einfluss der Emotionen auf motivationales Handeln werde ich im Abschnitt 2.3 näher eingehen.

sen ab) für die Ausführung des entsprechenden Verhaltens. Das Bedürfnis als Kern eines Motivs sowie als Ursprung zentraler Steuerungsprozesse verdient meines Erachtens folglich, näher betrachtet zu werden.

1.6.2 McDougalls Ansatz der Motivklassifikation

William McDougall (1908) entwickelte bereits Anfang des 20. Jahrhunderts eine erklärende Verhaltensklassifikation. Es war der erste groß angelegte Versuch, alles Verhalten letztlich auf Motivdispositionen zurückzuführen. Die gebräuchliche Bezeichnung für Motivdispositionen war zu McDougalls Zeit der Instinktbegriff. Diese Bezeichnung wurde wenig später heftig attackiert und gab zu dem Missverständnis Anlass, das Verhalten sei weitgehend durch angeborene Dispositionen festgelegt (vgl. Scheffer 2006: 55). Daher verwendete McDougall in seinen späteren Werken den Begriff „propensity“: Neigung. *„Eine Neigung ist eine Disposition, eine funktionale Einheit in der gesamten Organisation des Geistes, die, wenn sie erregt wird, eine aktive Tendenz auslöst, ein Streben, einen Impuls, oder Trieb in Richtung eines Ziels: Arbeitet eine solche Neigung bewusst auf ein vorhergesehenes Ziel hin, dann ist sie ein Wunsch“* (McDougall 1932: 118, Übersetzung nach Scheffer 2006: 55). Diese Definition McDougalls ist der Terminologie der gegenwärtigen Motivationspsychologie recht verwandt und verdeutlicht seinen theoretischen Standpunkt in der Kontroverse darum, wie festgelegt Verhalten durch personale Dispositionen ist. Für ihn ist alles Verhalten „teleologisch“, das heißt auf die Erreichung umrissener künftiger Zustände ausgerichtet. Die Tatsache, dass Verhalten auf jeweils spezifische Zielzustände gerichtet ist, führte McDougall auf Instinkte zurück. Er stellte eine Liste von 10 Instinkten auf und ordnete ihnen Emotionen zu (mit Ausnahme der letzten drei Instinkte). Ein dem Instinkt entsprechender emotionaler Impuls war nach McDougalls Auffassung das Kernstück eines Instinktes. In Abbildung 5 sind die 10 Instinkte nach McDougall (1908) aufgeführt (in Klammern sind die jeweiligen Emotionen angegeben).

- | |
|--|
| <ol style="list-style-type: none">1. Flucht (Furcht)2. Abwehren (Ekel)3. Neugierde (Interesse)4. Kampflust (Ärger)5. Erniedrigung (Unterwürfigkeit)6. Selbstbehauptung (Stolz)7. Eltern-Instinkt (Zärtlichkeit)8. Reproduktions-Instinkt (-)9. Erwerbs-Instinkt (-)10. Konstruktions-Instinkt (-) |
|--|

Abbildung 5: Die von McDougall (1908) benannten 10 Instinkte.

Mehrere Instinkte beziehungsweise Neigungen können sich in so genannte Gesinnungen („sentiments“) verbinden. Das sind erfahrungs- und lernabhängige kognitive Systeme, die sich auf die Wertschätzung von Gegenständen und Sachverhalten beziehen. So sind etwa in der Auffassung und Wertung des Sachverhalts „Vaterland“ (oder auch „Paarbeziehung“) mehrere Neigungen beteiligt. Solche kognitiven Schemata machen den „Charakter“ einer Person aus, und damit zum guten Teil die individuellen Unterschiede im Verhalten. Unter den kognitiven Schemata spielt das „Self-sentiment“, die Gesinnung bezogen auf das Bild vom eigenen Selbst, eine zentrale und organisierende Rolle.

McDougall hat mit den Fragen, was ein Motiv ist und wie Motive zu klassifizieren sind, zentrale Probleme der Psychologie aufgeworfen. Die Tatsache, dass er diese Fragen eher beschreibend und definitorisch und nicht empirisch zu beantworten versuchte, setzte Kontroversen in Gang, die die empirische Motivationsforschung in den folgenden Jahrzehnten leitete (vgl. Scheffer 2006: 55). An die Stelle der Bezeichnung *Instinkt* traten nun eher die Bezeichnungen *Trieb* und *Bedürfnis*. Ein weiterer großer Ansatz der Motivklassifikation, eng verbunden mit Versuchen der Motivmessung, stammt von Henry A. Murray.

1.6.3 Murrays Ansatz der Motivklassifikation

Die von Henry A. Murray 1938 veröffentlichte Persönlichkeitstheorie trug eine Vielzahl von Gesichtspunkten, die allesamt zur Erklärung des Verhaltens wichtig erscheinen, aus verschiedenartigen Theorieansätzen zusammen und klassifizierte sie. Murray machte Bedürfnisse („needs“) zum Mittelpunkt seines Begriffssystems mit einer Fülle von Unterscheidungen, die anstreben, das Individuelle an größeren Verhaltensabschnitten zu finden. Die Person wurde von Murray als ein aktiver Organismus aufgefasst, der nicht nur auf Druck von Situationen reagiert, sondern Situationen auch aktiv aufsucht und sie gestaltet. Damit sind Person und wahrgenommene Situation eine Interaktionseinheit im Sinne gegenseitiger Einwirkung. Die beiden zentralen und sich entsprechenden Begriffe sind „need“ auf der Seite der Person und „press“ auf der Situationsseite. „Need“ und „press“ entsprechen sich thematisch; ein „press“ ruft das entsprechende „need“ hervor, ein „need“ sucht seinen ihm entsprechenden „press“. Diese Wechselwirkung wird als thematische Verschränkung, als „thema“ bezeichnet. Der Begriff „need“ wurde von Murray in verschiedenen Hinsichten klassifiziert. Zunächst unterscheidet er primäre (viszerogene) Bedürfnisse (wie n(eed)Water, nFood, nSex, nUrination, nColdavoidance und andere mehr) und sekundäre (psychogene) Bedürfnisse des Menschen. Die primären Bedürfnisse beruhen im Unterschied zu den sekundären auf organismischen Vorgängen und treten zyklisch (wie nFood) oder regulatorisch auf (wie nColdavoidance).

Zu den "höheren" sekundären Bedürfnissen zählen Leistungsbedürfnis (need Achievement), Anschlussbedürfnis (need Affiliation), Unabhängigkeitsbedürfnis (need Autonomy) und andere, die im Verlauf der individuellen Entwicklung erworben werden. Die vollständige Liste der sekundären Bedürfnisse ist in Abbildung 6 dargestellt.

Des Weiteren werden positive (aufsuchende) oder negative (meidende) Bedürfnisse sowie manifeste oder latente Bedürfnisse unterschieden. Die manifesten Bedürfnisse kommen frei im offenen Verhalten zum Ausdruck („objektiviert“), die latenten in spielerischem oder bloßen Fantasieverhalten („halbobjektiviert“ beziehungsweise „subjektiviert“). In bestimmten Situationen können auch einzelne Bedürfnisse bei der Motivierung des Verhaltens miteinander verschmelzen oder in Konflikt miteinander liegen, oder ein Bedürfnis kann in den Dienst eines anderen gestellt werden.

All diese Begriffsdistinktionen sind das Resultat zahlreicher Untersuchungen mit 50 Personen und vielfältigen Erhebungsmethoden.

Sie können als Vorläufer der drei Hauptmotive verstanden werden, die heute in der Motivationspsychologie diskutiert werden (Leistung, Anschluss, Macht). Fraglich bleibt bei Murrays Liste der sekundären Bedürfnisse jedoch, wie sinnvoll es ist, 27 Bedürfnisse aufzustellen, ohne diese weiter zu klassifizieren. Hier ist Abraham Maslow einen Schritt weiter gegangen, der Bedürfnisse in seinem Modell zu Gruppen zusammenfasst.

1. nAbasement	Erniedrigung
2. nAchievement	Leistung
3. nAffiliation	sozialer Anschluss
4. nAggression	Aggression
5. nAutonomy	Unabhängigkeit
6. nCounteraction	Widerständigkeit
7. nDefence	Schutz
8. nDefendance	Selbstgerechtigkeit
9. nDominance	Machtausübung
10. nExhibition	Selbstdarstellung
11. nHarmavoidance	Leidvermeidung
12. nInfavoidance	Misserfolgsvermeidung
13. nNururance	Fürsorglichkeit
14. nOrder	Ordnung
15. nPlay	Spiel
16. nRejection	Zurückweisung
17. nSentience	Sinnenhaftigkeit
18. nSex	Sexualität
19. nSuccorance	Hilfesuchen (Abhängigkeit)
20. nUnderstanding	Verstehen (Einsicht)
Die folgenden Bedürfnisse wurden vorläufig aufgestellt, aber nicht systematisch untersucht:	
nAcquisition	Erwerb
nBlamavoidance	Tadelvermeidung
nCognizance	Wissensdrang
nConstruction	Aufbauen (Organisieren)
nExposition	Darlegen (Unterrichten)
nRecognition	Geltungsdrang
nRetention	Zurückbehalten (Sparsamkeit)

Abbildung 6: Murrays Katalog psychogener Bedürfnisse (n = need; alphabetisch geordnet).

1.6.4 Maslows hierarchisches Modell der Motivgruppen

Abraham Maslow unternahm 1954 in seinem Buch „Motivation and Personality“ einen alternativen Versuch einer Motivklassifikation durch Bedürfnisse. Maslow war ein Begründer der „Humanistischen Psychologie“, die sich nach dem 2. Weltkrieg in den USA unter Einfluss existenzialistischen europäischen Gedankenguts herausbildete und Fragen der Wertorientierung und des Lebenssinns in den Mittelpunkt ihrer persönlichkeits-theoretischen Forschung stellte. Das geschah unter anderem in einer anti-darwinistischen Wendung. Zwar ist der Mensch biologisch determiniert, sind seine Möglichkeiten angeboren und entfalten sich in Reifungsprozessen, aber er unterscheidet sich grundsätzlich von nichtmenschlichen Lebewesen durch sein Bedürfnis nach wertgeladener Selbstverwirklichung.

Maslows Theorie nimmt eine eingängige Klassifikation vor, die sich in zweierlei Hinsicht von früheren unterscheidet. Zum einen werden, wie bereits angesprochen, nicht einzelne Bedürfnisse, sondern ganze Bedürfnisgruppen voneinander abgegrenzt. Zum anderen werden diese Bedürfnisgruppen in eine wertbezogene Hierarchie nach ihrer Rolle in der Persönlichkeitsentwicklung geordnet. Dabei werden alle Bedürfnisse gleichermaßen als „instinktoide“, das heißt angeborene, konstitutionelle Dispositionen verstanden. Nur solange ein Bedürfnis unbefriedigt ist, aktiviert und beeinflusst es das Handeln. Das Handeln wird weniger von innen getrieben („pushed“) als von Befriedigungsfolgen angezogen („pulled“). Die Basis von Maslows Klassifikation ist

ein Prinzip der relativen Vorrangigkeit in der Motivanregung. Es besagt, dass zunächst immer die Bedürfnisse der niederen Gruppe befriedigt sein müssen, ehe ein höheres Bedürfnis überhaupt aktiviert wird und das Handeln bestimmen kann.

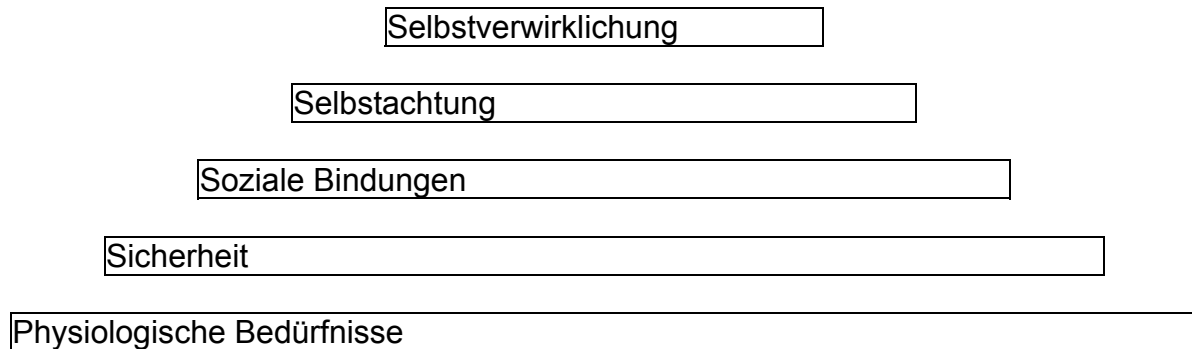


Abbildung 7: Hierarchie der Motivgruppen nach Maslow.

Wie Abbildung 7 verdeutlicht, geht die Hierarchie der Bedürfnisse von existenzsichernden, physiologischen Bedürfnissen über Sicherheitsbedürfnisse und Bedürfnisse der sozialen Bindung bis zu Bedürfnissen der Selbst- und Fremdachung und letztlich zum Wert der Selbstverwirklichung. Selbstverwirklichung kann erst verhaltensbestimmend werden, wenn alle übrigen Bedürfnisse befriedigt sind. Insofern ist Selbstverwirklichung eine Folge von Bedürfnisbefriedigung. Bestimmte Folgen von Motiven können den Charakter von allgemeinen Werten annehmen, die für Menschen eine übergreifende Bedeutung erhalten (Scheffer 2006: 58). So kann beispielsweise Treue als ein Wert angesehen werden, weil sie einerseits eine Folge verschiedener Motive ist, andererseits die Befriedigung von Bedürfnissen in der Zukunft wahrscheinlicher macht. So kann auch Selbstverwirklichung als ein Wert beziehungsweise eine Befriedigungsfolge definiert werden. Der Grundgedanke Malows ist, dass Menschen nicht nur von Bedürfnissen getrieben, sondern auch von den Bedürfnisfolgen, den Werten angezogen werden können. Was jedoch als Wert aufgefasst wird, unterscheidet sich deutlich zwischen verschiedenen Kulturen, aber auch innerhalb einer Kultur unter verschiedenen Bevölkerungsgruppen.

Zu Maslows Bedürfnishierarchie ist noch zu sagen, dass niedere und höhere Bedürfnisse sich in mehreren Punkten unterscheiden:

1. Das höhere Bedürfnis stellt eine spätere stammesgeschichtliche Entwicklung dar.
2. Je höher das Bedürfnis, umso weniger dringlich ist es für das bloße Überleben, umso länger kann die Befriedigung zurückgestellt werden und umso leichter ist es für das Bedürfnis, auf Dauer zu verschwinden.
3. Auf einem höheren Bedürfnisniveau zu leben bedeutet größere biologische Effizienz, längeres Leben, weniger Krankheiten, besseren Schlaf, mehr Appetit etc.
4. Höhere Bedürfnisse sind subjektiv weniger drängend.
5. Befriedigung höherer Bedürfnisse schafft mehr an wünschbaren und persönlichen Ergebnissen, das heißt tieferes Glück, Heiterkeit und inneren Reichtum (1954: 98/99).

Maslow stützt seine Theorie auf Interviewmaterial und Biografien herausragender Persönlichkeiten. Dennoch ist kritisch anzumerken, dass viele Begriffe nur vage definiert sind und daher viel Raum für Interpretation lassen. So wird eine empirische Überprüfung der Theorie erschwert und ist bis heute unbefriedigend geblieben. Zu kritisieren ist außerdem das Stufenpostulat, also die These der relativen Vorrangigkeit des jeweils niedrigsten unbefriedigten Bedürfnisses. Es stellt beispielsweise in Abre-

de, was doch als zentrale Grundannahme der Humanistischen Psychologie gilt: dass Menschen sich von anderen Lebewesen durch ihr Streben nach Selbstverwirklichung unterscheiden. Es erscheint nicht haltbar, dass dies nur für Individuen gilt, bei denen alle anderen Bedürfnisse befriedigt sind. Dennoch genießt Maslows „Bedürfnispyramide“ eine nach wie vor große Popularität gerade auch im Bereich von Marketing und Mitarbeiterführung. Aus diesem Bereich stammt auch die ERG-Theorie von Clayton Alderfer, die eine Weiterentwicklung von Maslows Ansatz darstellt.

1.6.5 Alderfers ERG-Theorie

Die ERG-Theorie (Existence, Relatedness, Growth) von Clayton Alderfer (1972) ist eine Bedürfnistheorie, entwickelt im Hinblick auf die Bedürfnisse von Mitarbeitern in Unternehmen. Sie ist eine Weiterentwicklung der Theorie von Maslow und unterscheidet die folgenden Bedürfnisklassen:

- Existenzbedürfnisse (Existence needs): Die Existenzbedürfnisse, die sowohl physiologische, finanzielle als auch nichtfinanzielle Be- und Entlohnungen, sowie die Arbeitsbedingungen umfassen.
- Beziehungsbedürfnisse (Relatedness needs): Die Beziehungsbedürfnisse, die sowohl Maslows soziale Bedürfnisse der Zugehörigkeit und der Zuneigung als auch die Bedürfnisse der Achtung und Wertschätzung umfassen.
- Wachstumsbedürfnisse (Growth needs): Die Wachstums- und Selbsterfüllungsbedürfnisse, die das Streben der Person nach Selbstverwirklichung und Produktivität umfassen.

Es gelten dabei die folgenden Dominanzprinzipien:

1. Die Befriedigung von Bedürfnissen auf einer höheren Ebene wird erst dann angestrebt, wenn die Bedürfnisse auf allen unteren Ebenen bis zu einem gewissen Mindestmaß befriedigt sind (Befriedigungs-Progressions-Hypothese).
2. Ein nicht erfülltes Bedürfnis wird dominant (Frustrations-Hypothese).
3. Ein nicht befriedigtes Bedürfnis führt dazu, dass ein hierarchisch nachgeordnetes Bedürfnis relevant wird (Frustrations-Regressions-Hypothese).
4. Auch ein auf Dauer nicht befriedigtes Bedürfnis kann mit der Zeit zur Persönlichkeitsentwicklung beitragen und höhere Bedürfnisse aktivieren beziehungsweise zu höheren Anspruchsniveaus führen (Frustrations-Progressions-Hypothese).

So weit gibt es zu großen Teilen Überschneidungen zu Maslows Theorie. Neu und interessant ist Alderfers Unterteilung der Bedürfnisse in Natur- und Kulturbedürfnissen beziehungsweise in absolute und relative Bedürfnisse. Absolute oder Naturbedürfnisse sind von den gesellschaftlichen Verhältnissen, von der Entwicklung des Menschen und somit von seinem Willen weitgehend unabhängig. Dazu gehören die Befriedigung von Hunger und Durst, der Schutz gegen Witterung durch Kleidung und Wohnung sowie die Erfüllung der Selbsterhaltungs- und Arterhaltungsinstinkte, wie der Sexualtrieb und die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft sowie der Schutz der eigenen Person und der Gemeinschaft (Familie/Sippe/Stamm/Volk). Auch das Erreichen von Macht, also Führung anderer Menschen, genauso wie das dazugehörige Gegenstück, die Unterwürfigkeit gehören als Funktionselemente einer jeden Gesellschaft naturgegeben dazu. Alle darüber hinausgehenden Bedürfnisse sind relativ, also kulturabhängig. Sie sind aber nicht nur abhängig von dem Entwicklungsstand einer Gesellschaft, sondern in gleichem Umfang von der Position innerhalb dieser Gesellschaft. Genauso sind sie abhängig von der natürlichen Umwelt und in ganz besonderer Weise von den zwischenmenschlichen Beziehungen. Diese Überlegungen sind meines Erachtens eine gute Ergänzung zu der These, dass Beziehungskonzepte heute nicht mehr aus vorgegebenen, allgemeingültigen Normen abgeleitet

werden, sondern individuell, den eigenen relativen Bedürfnissen entsprechend. Dies kann als dem Entwicklungsstand einer individualisierten Gesellschaft entsprechend betrachtet werden (vgl. Abschnitt 1.5.1).

Zum Abschluss dieses Abschnittes soll noch eine Bedürfnistheorie jüngerer Provenienz vorgestellt werden, die Bedürfnistheorie von Dietrich Dörner. Neben neuen Überlegungen finden sich einige der bereits beschriebenen Bedürfnisse in dieser Theorie wieder.

1.6.6 Bedarf, Bedürfnisse und Motive – Dörners Bedürfnistheorie

In seinem Werk „Bauplan für eine Seele“ (1999) macht Dietrich Dörner sich Gedanken darüber, mit welchen Bedürfnissen er seinen zu konstruierenden Seelenwagen Ψ auszustatten habe, damit dieser überlebensfähig sei, womit bereits eine Aussage über die zentrale Funktion von Bedürfnissen getroffen ist.

Die begriffliche Distinktion bringt Dörner auf eine einfache Formel: Motiv = Bedürfnis + Ziel. Bedürfnisse sind mit sensorischen Schemata verknüpft. Aus diesen resultiert das Ziel. Die Verknüpfungen von Bedürfnis und Ziel (was an die Themata von Murray erinnert) werden durch Lernprozesse erworben. Die sensorischen Schemata sind in Verhaltensprogramme beziehungsweise Geschehnisschemata eingebettet, so dass der Organismus nicht nur ein Ziel hat, sondern auch einen Plan zu entwickeln vermag, wie dieses zu erreichen ist. Dörners Bedürfnistheorie umfasst Bedürfnisgruppen, wie es auch innerhalb Maslows Theorie der Fall ist. Die einzelnen Gruppen scheinen ebenfalls aufeinander aufzubauen, das heißt hierarchisch geordnet zu sein. Dabei unterscheiden sich die existentiellen Bedürfnisse in ihrer Wichtigkeit oder Gewichtung von den übrigen Bedürfnisgruppen, denn ihre Sollwertabweichung ist unmittelbar existenzbedrohend, was für die weiteren Bedürfnisse nicht gilt. Dörner verzichtet allerdings darauf, Aussagen über die Wirkprinzipien und Relationen zwischen den einzelnen Bedürfnissen zu treffen, wie Maslow und Alderfer dies taten. Dörners Bedürfnistheorie ist in Abbildung 8 grafisch dargestellt.

Als erste und basale Stufe postuliert auch Dörner die existentiellen Bedürfnisse. Dörner unterscheidet existentielle Bedürfnisse erster und zweiter Ordnung: Erwerbsbedürfnisse, die der Beschaffung lebenswichtiger Materie (Nahrung, Schutz) dienen, sind existentielle Bedürfnisse erster Ordnung. Zweiter Ordnung sind so genannte Vermeidungsbedürfnisse, deren Funktion darin besteht, aversiven Reizen aus dem Weg zu gehen.

Auf dem Übergang zwischen Existenzbedürfnissen und der nächst höheren Bedürfnisgruppe, den sozialen Motiven, ist das Kopulations- und Bindungsbedürfnis angesiedelt. Es dient der Fortpflanzung und damit der Evolution, das heißt der Adaptation sich erneuernder Organismen an sich verändernde Umweltbedingungen. Darüber hinaus trägt dieses Bedürfnis aber auch Sorge für die Versorgung der Nachkommen. Die Stärke der Bindung, so Dörner, geht mit dem Ausmaß gemeinsamer Aktivitäten einher. So gewinnt das Kopulations- und Bindungsbedürfnis eine Funktion, die über die reine Fortpflanzung hinausgeht: Sie trägt zur Etablierung und Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen bei.

Soziale Motive sind darauf ausgerichtet, gegebenenfalls die eigenen Interessen hintanzustellen, um anderen Mitgliedern einer Gruppe zu helfen (altruistische Handlungen). Das von Dörner auch Unterstützungsbedürfnis genannte Bedürfnis kommt im Drang zur Gemeinschaft, zur Gruppenbindung zum Tragen, in dem Bestreben ein nützliches Mitglied einer Gruppe zu sein (auch „Gruppentrieb“).

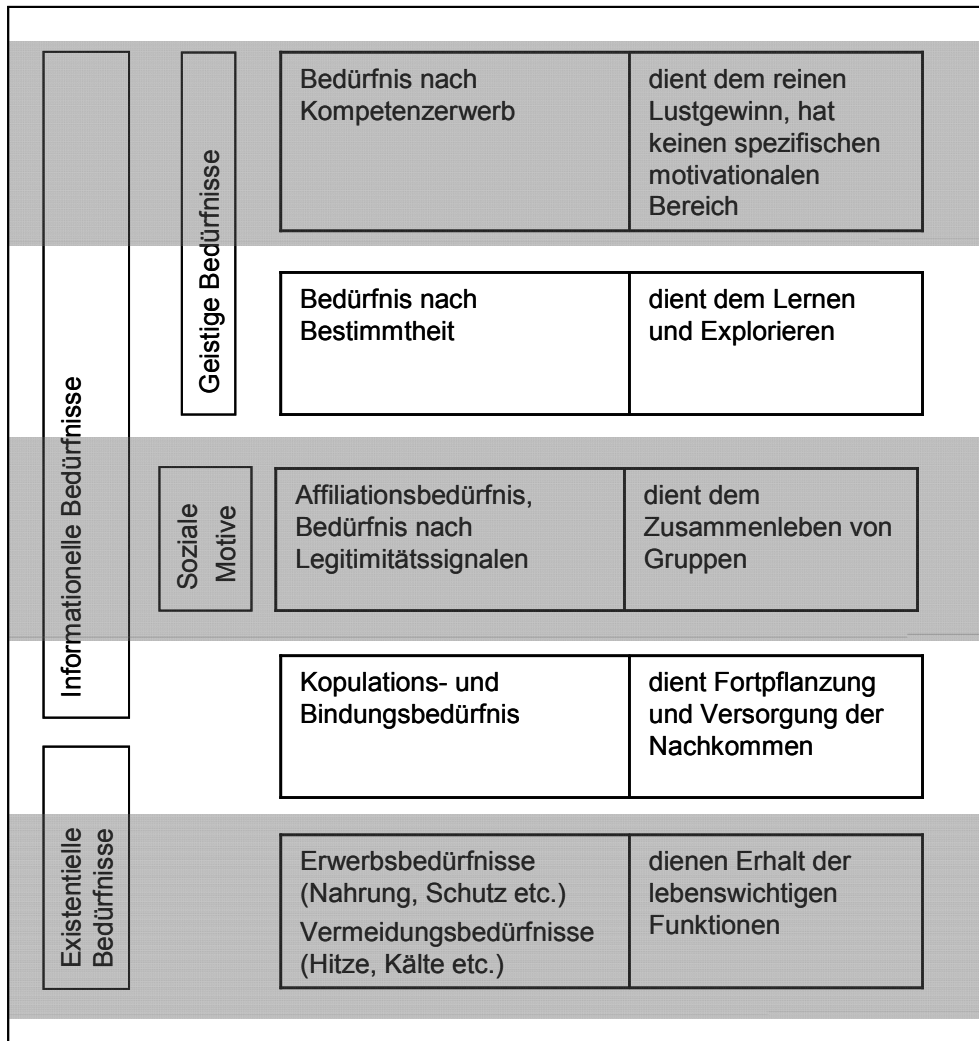


Abbildung 8: Die Bedürfnistheorie von Dietrich Dörner (1999).

Das Erleben von Zusammengehörigkeit von Gleichdenkenden und Gleichhandelnden kann Glücksgefühle hervorrufen. Glücksgefühle, so Dörner, haben etwas mit Bedürfniserfüllung zu tun. Das Bedürfnis, welches hier zugrunde liegt, nennt Dörner das Bedürfnis nach Legitimitätssignalen. Der Begriff „Legitimität“ geht auf den Soziologen Kenneth E. Boulding (1978, nach Dörner) zurück und beschreibt das Erleben von „okayness“ im Hinblick auf eine soziale Gruppe. *„Man fühlt sich „okay“, wenn man entsprechend den akzeptierten Normen seiner Gruppe denkt und fühlt, wenn man sein Verhalten, seine Lebensweise an ihnen ausrichtet“* (ebd.: 327). Dieses Empfinden nennt Boulding interne Legitimität. *„Es beinhaltet einen Anspruch oder – besser – eine Erwartung, nämlich, dass sich die anderen Mitglieder der Gruppe einem selbst gegenüber normgerecht verhalten. Kurz, man kann darauf vertrauen, dass die Gruppe für einen einsteht, dass es jederzeit möglich ist, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Insofern verleiht interne Legitimität Stärke; den eigenen Kräften werden die der Gruppe hinzugefügt“* (ebd.: 327). Der internen Legitimität stellt Boulding die externe gegenüber. *„Externale Legitimität ist die Auffassung oder der Glaube des einzelnen, dass sich andere Personen oder auch Institutionen entsprechend den akzeptierten Gruppennormen verhalten. Sie ist also eine Zuschreibung, die bestimmte Verhaltenserwartungen beinhaltet“* (ebd.: 327). Den Ausdruck dieses Glaubens durch Mimik, Gestik oder Sprache nennt Boulding das Senden von Legitimitätssignalen. Für Dörner ist das Bedürfnis nach Legitimitätssignalen, also nach

verbaler oder nonverbaler Bestätigung der eigenen „okayness“ durch ein anderes Gruppenmitglied, die Quelle von Nächstenliebe und prosozialem Verhalten. Denn Legitimitätssignale gibt es beispielsweise als Gratifikationen für Hilfeleistungen vom hilfeempfangenden Individuum. Legitimitätssignale können verschiedenster Natur sein. Manche sind vorgeprägt wie Lächeln oder Augengruß (ebd.: 339 unter Bezugnahme auf Eibl-Eibesfeldt 1987). Das Legitimitätsbedürfnis verfügt über eine hohe Plastizität, das heißt, fast beliebig viele andere Ausdrucksformen können zu Legitimitätssignalen gemacht werden, zum Beispiel Körperkontakt, Formen der Zärtlichkeit, gleiches oder ähnliches Verhalten, wie auch „statische“ Merkmale des Erscheinungsbildes, wie Kleidung, Frisur oder Schmuck¹¹, aber auch große Massenveranstaltungen mit Musik als Koordinationsinstrument (vgl. ebd.: 346). Anti-Legitimitätssignale werden als sozialer Schmerz wahrgenommen. Ein entsprechendes Bedürfnis, diesen zu vermeiden, kann als Gegenstück zum Bedürfnis nach Legitimitätssignalen verstanden werden und führt zu Verhaltenstendenzen, diese Anti-Legitimitätssignale zu sanktionieren. Dörner ordnet das Bedürfnis nach Legitimitätssignalen in Abgrenzung zu den Erwerbsbedürfnissen den Informationsbedürfnissen zu. Dörner beschreibt das Bedürfnis nach Legitimitätssignalen auch allgemein als Affiliationsbedürfnis. Durch das Bedürfnis nach Legitimitätssignalen werden Individuen sozialisiert.

Ein weiteres Bedürfnis, welches entscheidend dazu beiträgt, dass Menschen lernen, weil sie Lustgewinn daraus ziehen, unbestimmte Situationen in bestimmte Situationen umzuwandeln, nennt Dörner den Bestimmtheitstrieb oder eben das Bedürfnis nach Bestimmtheit. Er ordnet es der Gruppe der geistigen Bedürfnisse zu. Das Bedürfnis nach Bestimmtheit findet seinen Ausdruck beispielsweise in Neugierde, in dem Drang Unbekanntes zu erforschen und damit vorhersagbar zu machen. *„Forschung ist nichts anderes, als der Versuch, Unbestimmtheit zu verringern“* (ebd.: 353). Unbestimmtheitsereignisse sind neuartige Objekte oder Geschehnisse, die keinem vorhandenen Schema zugeordnet werden können. Auf diese Weise erzeugen Unbestimmtheitsereignisse einen Mangelzustand. Es besteht ein Mangel an Informationen und Instrumenten zur Zukunftsprognose, um Bestimmtheit herstellen zu können. Unbestimmtheitsereignisse können sein: Neuartigkeit, Unerwartetheit, Unklarheit, Komplexität oder defiziente Erwartungshorizonte. Das Individuum gewichtet sie hinsichtlich ihrer Häufigkeit und ihrer Bedeutsamkeit für die Bedürfnisse. *„Unbestimmtheit wirkt umso stärker, je mehr sie im Zusammenhang mit schwierigen Problemen steht. Das ist sinnvoll, weil schwerwiegende Unbestimmtheit in stärkerem Maße Bemühungen zu ihrer Beseitigung auslösen sollte als Unbestimmtheit, die nicht mit Problemen verbunden ist“* (ebd.: 369). Unbestimmtheit kann nur durch Bestimmtheit reduziert werden. Bestimmtheitsereignisse sind Inversionen von Unbestimmtheitsereignissen. Beispiele für Bestimmtheitsereignisse sind: wenn etwas Erwartetes auch eintritt, wenn bei einem Wahrnehmungsakt die Umgebung vollständig identifiziert und Abläufe erkannt werden können, wenn sich der Zeitablauf in bekannte Geschehnisschemata einfügt und wenn ein Erwartungshorizont gebildet wer-

¹¹ *„Die Uniformierung (nicht nur bei Soldaten – man denke an die Nadelstreifenuniformen bei Bankern, die Jeans-und-Parka-Uniformierung bei den achtundsechziger Studenten, an Punk-, Haar-, und Kleidungsmoden) hat unter anderem den Zweck Legitimitätssignale zu erzeugen. Dabei hat sie eine doppelte Wirkung. Auf der einen Seite ist sie für den Träger eine Quelle internaler Legitimität. Anderen auf gleiche Weise Uniformierten vermittelt sie den Anspruch auf „achtungsvolle“ Behandlung. Und als Indikator für die Bereitschaft zu einem entsprechendem Verhalten kann man von den anderen Gruppenmitgliedern Legitimitätssignale verlangen. – Der Biker erwartet, dass ihn der entgegenkommende Biker grüßt. Kurz die linke Hand vom Lenker! Vom Autofahrer erwartet er das keineswegs. Ein Gruß ist ein wesentliches Signal der externalen Legitimität“* (Dörner 1999: 328).

den kann, der sich geradlinig, ohne Verzweigungen in die Zukunft erstreckt. Für das Bestimmtheitsbedürfnis ist das Auftreten eines Bestimmtheitsereignisses ein „konsummatorisches“ Ereignis. Es stellt eine Bedürfnisbefriedigung dar. Durch das Erwerben von Verhaltensprogrammen und Geschehnisschemata lässt sich Bestimmtheit herstellen. Dies geschieht durch das Explorieren und Protokollieren der Erfahrungen in entsprechenden Schemata. Es kann sich ebenso in der Gleichbehandlung von Ähnlichem vollziehen. Bestimmtheitserlebnisse aktivieren das Lustzentrum. So strebt der Mensch, gemäß Dörner, nicht nur nach Nahrung und Bestätigung, sondern generell nach Lust und damit nach Bestimmtheitsereignissen, die mit keinem Zugewinn an praktischen Fähigkeiten verbunden sind. Geistige Bedürfnisse äußern sich in einer Sensitivität für Witz, Eleganz und Ästhetik, denn ihnen ist gemein, dass durch sie Bestimmtheit erlebt wird. Unbestimmtheitsereignisse können aber nicht nur Schmerz, sondern auch Verheißung sein. Unbestimmtheit beinhaltet auch die Option, dass sich alles zum Besten wenden könnte. Es beinhaltet die Option zur Hoffnung. *„Es gibt vielmehr auch eine Art Liebe zur Unbestimmtheit als solcher. Und das ist die Liebe zur Hoffnung, der Hoffnung auf die Erfüllung eines Versprechens, [...]“* (ebd. 384).

Aus dem Bedürfnis nach Bestimmtheit ergibt sich ein weiteres Bedürfnis: das Bedürfnis nach Kompetenzerwerb. Das Bestreben, Unbestimmtheit in Bestimmtheit zu verwandeln, motiviert zum Lernen. Verläuft eine solche zielgerichtete Handlung erfolgreich, nehmen Menschen sich als kompetent wahr. *„Kompetenz ist die Fähigkeit auftretende Probleme umgehend zu meistern und damit Unlustsignale zu beseitigen“* (ebd.: 407). Dies verschafft ihnen Befriedigung, indem sie Lust empfinden. Somit kann das Erleben von Kompetenz als Selbstzweck oder aber als eigenständiges Bedürfnis betrachtet werden. *„Das Bedürfnis, Kompetenz zu erwerben, ist auf Lusterlebnisse gerichtet und insofern unspezifisch, denn Lustsignale treten ja bei allen möglichen Bedürfnisbefriedigungen und Unlustsignale bei allen möglichen Bedürfniszuständen auf“* (ebd.: 417). Menschen suchen sich bestimmte Bewährungsbereiche, die ihren Fähigkeiten und Neigungen entsprechen und in denen die Anforderungen mittelschwer zu bewältigen sind, denn diese bergen die höchste Wahrscheinlichkeit in sich, sich als kompetent zu erleben und daraus einen Lustgewinn zu ziehen. Laut Dörner bieten sich aber zwei motivationale Bereiche für den Kompetenzerwerb besonders an: die Suche nach Bestimmtheit und die Sphäre der sozialen Bindungen, denn in diesen beiden Bereichen lassen sich Ungleichgewichte und Mangelzustände leichter finden oder erzeugen als im Bereichen der existentiellen Bedürfnisse. Hunger und Durst ließen sich nicht umgehend erzeugen, auch die Herstellung extremer Hitze oder Kälte sei nicht ohne weiteres zu bewerkstelligen. Unbestimmtheit hingegen würde einem allerorten in den Schoß fallen, man bräuchte nur ein Buch aus dem Regal zu ziehen und darin lesen, oder sich der Unterhaltungsmedien bedienen. Überall würden einem Rätsel aufgegeben werden (vgl. ebd.: 432). Vielleicht eignen sich die beiden genannten Bereiche aber auch aus dem Grund besonders gut, weil die Bedürfnisbefriedigung nicht so einfach ist, wie sich beispielsweise Essen zu beschaffen.

Dörners Theorie birgt einige interessante Überlegungen zu verschiedenen Arten von Bedürfnissen. Es lassen sich Gemeinsamkeiten zu den anderen vorgestellten Bedürfnistheorien finden: die physiologischen Bedürfnisse als Basis einer Bedürfnisordnung und die Einschätzung ihrer höchsten Dringlichkeit. Auch lässt sich das Affiliationsbedürfnis als soziales Motiv in allen Theorien, so auch bei Dörner wieder finden. Darüber hinaus lassen sich das Bedürfnis nach Bestimmtheit und nach Kompetenzerwerb auch als Sicherheitsbedürfnis verstehen, da es darum geht, Kontrolle über

eine Situation zu empfinden und daraus Befriedigung beziehungsweise Lust zu ziehen.

Nachdem die fünf Ansätze zur Klassifikation von Bedürfnissen vorgestellt wurden, wird im folgenden Abschnitt das in der vorliegenden Arbeit verwendete Verständnis von Bedürfnissen extrahiert. Es werden außerdem die Relationen zu Werten und Wünschen dargestellt.

1.6.7 Bedürfnis, Wert und Wunsch

Der Wert des Bestrebens, eine umfassende und taxonomisch einwandfreie Bedürfnistheorie zu entwickeln, wurde immer wieder in Frage gestellt. So hat denn auch die empirische Motivationsforschung zu einer pragmatischeren Lösung geführt, indem sie die Existenz weniger, sehr breiter Motive nachgewiesen hat: das Leistungsmotiv, das Anschluss- oder Intimitätsmotiv, sowie das Machtmotiv (vgl. Scheffer 2006: 56). Diesen Motiven liegen die vielfältigen Bedürfnisse zugrunde.

In der vorliegenden Arbeit werden die verschiedenen vorgestellten Bedürfnistheorien in Anspruch genommen, um einen Eindruck zu vermitteln, welche vielfältigen Bedürfnisse als Grundlage von Motiven und zielgerichtetem Handeln diskutiert wurden und werden, unter welchen inhaltlichen Aspekten sie klassifiziert und zu Gruppen zusammengefasst wurden und welche Funktionen ihnen zugeschrieben werden. Bedürfnisse werden im empirischen Teil der vorliegenden Arbeit eine wichtige Rolle spielen. Ein Strukturierungsansatz wird vorgestellt werden und ihr Einfluss auf die Entwicklung von Beziehungskonzepten wird untersucht werden (vgl. Kapitel 14).

Festzuhalten ist an dieser Stelle, dass die Definition von Werten aus Bedürfnissen abgeleitet werden kann. In Maslows Theorie wurde angenommen, dass Bedürfnisfolgen auch als Werte verstanden werden können (vgl. Abschnitt 1.6.4). Werte wiederum, so wurde in Abschnitt 1.2 diskutiert, sind Bestandteile von Beziehungskonzepten. Shalom H. Schwartz und Wolfgang Bilsky (1987) betrachten die Relation zwischen Bedürfnis und Wert dergestalt, dass Werte die *„... kognitiven Repräsentationen von drei universellen menschlichen Bedürfnissen [sind]:*

- a) *von biologisch begründeten Bedürfnissen des Organismus,*
- b) *von der Erfordernis sozial-interaktionaler Koordination zwischen Personen und*
- c) *von sozial institutionalisierten Anforderungen für das Überleben und Wohlergehen der Gemeinschaft“* (Schwartz & Bilsky 1987: 551).

Bedürfnisse und Werte stehen also in einem unmittelbaren Verhältnis zueinander. Werte werden auch in dieser Arbeit als kognitive Repräsentationen von Bedürfnissen verstanden. Des Weiteren lässt sich meines Erachtens eine klarere Unterscheidung zwischen physiologischen (oder auch Naturbedürfnissen, absoluten, viszerogenen, organismischen oder existentiellen) Bedürfnissen, also jenen, die der Aufrechterhaltung der vitalen Funktionen dienen, und den sekundären (oder auch Kulturbedürfnissen, psychogenen oder relativen) Bedürfnissen treffen als zwischen sekundärem Bedürfnis und Wunsch. McDougall betrachtet einen Wunsch als eine Neigung (seine Bezeichnung für Bedürfnis), die bewusst auf ein vorhergesehenes Ziel hinarbeitet (vgl. Abschnitt 1.6.2). Dies deckt sich mit Dörners Motivdefinition, die ein Bedürfnis plus ein entsprechendes Ziel als Motiv und nicht als Wunsch versteht. Da sich eine klare Trennung zwischen den sekundären Bedürfnissen und Wünschen nicht theoretisch ableiten lässt und da die empirischen Ergebnisse dieser Arbeit nahe legen, dass beide Phänomene auf der Erlebensebene nicht von einander zu unterscheiden sind, wird auf eine begriffliche Differenzierung zwischen sekundärem Bedürfnis und Wunsch verzichtet. Zur Erhöhung der begrifflichen Präzision sollen vielmehr die primären, physiologischen, organismischen Bedürfnisse (essen, trinken, schlafen und

viele andere) abgegrenzt werden. Dies erscheint aus zwei Gründen sinnvoll. Zum einen unterscheiden sich beide Bedürfnisgruppen in einem wesentlichen Merkmal: eine Sollwertabweichung von physiologischen Bedürfnissen ist unmittelbar existenzbedrohend. Das gilt für die sekundären Bedürfnisse nicht (vgl. Dörner 1999: 313, Abschnitt 1.6.6). Ihrer Erfüllung liegt eine größere Optionalität zugrunde. Ein zweiter Grund besteht darin, dass die InterviewpartnerInnen, auf Bedürfnisse angesprochen, nahezu ausschließlich sekundäre Bedürfnisse erwähnen¹². Das kann zum einen auf den Themenbereich „Beziehung“ zurückgeführt werden. Beziehung wird wahrscheinlich ihrer Natur nach als nicht geeignet angesehen, primäre Bedürfnisse zu befriedigen: Beziehung macht eben nicht satt (jedenfalls heutzutage nicht; vgl. jedoch die Funktion der Ehe vor der Industrialisierung, Abschnitt 1.5). Eine andere Erklärung kann aber auch sein, dass der alltagssprachliche Gebrauch des Begriffes Bedürfnis für sekundäre Bedürfnisse reserviert zu sein scheint. Eine Ausnahme bildet dabei das Bedürfnis nach Sexualität, welchem aber auch in den theoretischen Klassifikationen zum Teil ein Sonderplatz zwischen beiden Bedürfnisgruppen eingeräumt wird (vgl. Dörner, Abschnitt 1.6.6). Im Folgenden sind daher, wenn von Bedürfnissen gesprochen wird, ausschließlich die sekundären, relativen, kulturabhängigen Bedürfnisse gemeint.

Das vorliegende umfangreiche erste Kapitel legte dar, was unter einem Beziehungskonzept zu verstehen ist, woraus es sich zusammensetzt, wie es entstehen kann und welchen Einflüssen es unterliegt. Das nun folgende zweite Kapitel des Theoretischen Teils dieser Arbeit ist der Frage gewidmet, wie Beziehungskonzeptionen - oder allgemeiner: Überzeugungen - das Handeln bestimmen.

2. Vom Beziehungskonzept zum Beziehungshandeln

Hassebrauck (1996) konnte belegen, dass die wahrgenommene Konzeptähnlichkeit von Beziehungsqualität zwischen den Partnern einen positiven Einfluss auf die Beziehungszufriedenheit hat. Zur Erläuterung dieses Zusammenhangs führt der Autor ein Beispiel an: Wenn innerhalb eines Paares für sie die Wahrung von Individualität und eigenen Interessen zentral für eine gute Partnerschaft ist, während für ihn das Verbringen von möglichst viel gemeinsamer Zeit zentral ist (vgl. ebd.: 185), dann sind Konflikte wahrscheinlich, die sich negativ auf die Beziehungszufriedenheit auswirken werden. Zwischen dem Beziehungskonzept und der Beziehungszufriedenheit (auf welche im Kapitel 3 näher eingegangen werden wird) liegt, so klingt meines Erachtens in diesem Beispiel an, die Beziehungspraxis oder das Beziehungshandeln. Unter Beziehungspraxis verstehe ich das konkrete Handeln in der Beziehung bezogen auf diverse Inhalte (zum Beispiel Arbeitsteilung, Treue, Kommunikation, Konfliktverhalten und Umgang mit Emotionen). Der Fokus auf das Beziehungshandeln deckt sich mit Untersuchungen, die mehr das beobachtbare Verhalten von Paaren in Form von typischen Interaktionsmustern zum Inhalt haben (während subjektive Selbsteinschätzungen der Beziehungspartner einen Zugang zu Beziehungskonzepten ermöglichen) (vgl. Arránz Becker 2008, Banse 2003). Der Frage, wie jene Beziehungspraxis vom Beziehungskonzept beeinflusst wird, widmet sich dieses Kapitel. Zunächst sei allgemein die Frage gestellt, wie in theoretischen Ansätzen der Zusammenhang

¹² Als einzige Ausnahmen können die Erwähnung des Bedürfnisses nach Ruhe und des Bedürfnisses nach Sexualität gewertet werden (vgl. Kapitel 14.3).

zwischen Überzeugungen und Handeln erklärt wird (Abschnitt 2.1). Daraufhin werden psychologische Forschungsergebnisse vorgestellt, die versuchen, typische Interaktionsmuster zwischen Partnern mit deren Überzeugungen zu erklären. So wenig wie aber Hassebrauck den Einfluss von Beziehungskonzepten auf das Beziehungshandeln untersucht, sondern direkt den Effekt auf die Beziehungszufriedenheit misst, so wenig nehmen die Studien, die sich mit typischen Paarinteraktionsmustern befassen (z.B. Gottman 1993), die moderierende Wirkung von Beziehungskonzepten in den Blick. Deswegen sind beide Untersuchungstypen in der hier aufgeworfenen Frage nicht weiterleitend. Forschungsergebnisse zu dieser Fragestellung sind rar (2.2). Abschließend wird die Frage untersucht, welche Rolle Emotionen bei der Vermittlung von Überzeugung und Handlung zukommt (2.3). Zu diesem Zwecke wird zunächst eine kognitive Emotionstheorie vorgestellt und diskutiert. Daraufhin werden Emotionen in den Zusammenhang mit Beziehungshandeln gestellt (2.4) und das Phänomen der Emotionsregulation in Paarbeziehungen näher betrachtet (2.5).

2.1 Von der Überzeugung zur Handlung¹³

‚Handlung‘ bildet nach Dorsch (1963, nach Lantermann 1980) einen der wichtigsten Gegenstände der Psychologie und wird demnach auch innerhalb zahlreicher Teildisziplinen des Faches zum Forschungsgegenstand gemacht. Zur Erhellung der Frage,

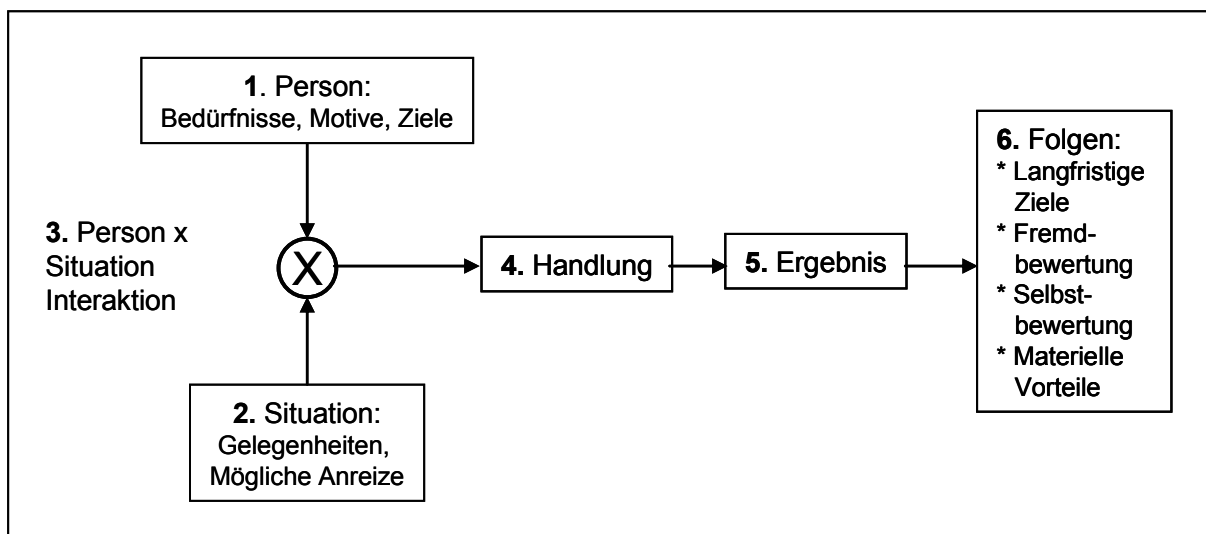


Abbildung 9: Determinanten und Verlauf motivierten Handelns nach Heckhausen (2006).

¹³ Ich gebe in dieser Arbeit dem Begriff der Handlung und des Handelns den Vorzug gegenüber dem Begriff des Verhaltens, was an dieser Stelle in knapper Form begründet werden soll. Unter Verhalten werden alle menschlichen Aktivitäten gefasst, die beobachtet, registriert oder gemessen werden können (Lantermann 1980: 116). Die Verhaltensforschung betrachtet Reiz-Reaktions-Ketten im Sinne behavioristischer Theorien (Heinrichs 2005: 57). Das Konstrukt der Handlung hingegen betrachtet das beobachtbare Verhalten als Teilbestand einer Handlung und schließt intrapersonale Prozesse wie Zielgerichtetheit und Motivation mit ein. Die Vorwegnahme einer Handlung im Handlungsentwurf, die finale Verknüpfung mit einem positiv bewerteten Handlungsziel, die Abwägung der Folgen, aber auch die nicht durchgeführten Eingriffe, das heißt die Passivität einer Person, werden vom Handlungsbegriff mit einbezogen (Lantermann 1980: 121, Schmitz 1997: 24). In dieser Arbeit erscheint es sinnvoll, den Handlungsbegriff zu verwenden, da es unter der Perspektive der Fragestellung nicht ausreicht, allein das beobachtbare Verhalten von Paaren in den Blick zu nehmen. (Eine ausführlichere Gegenüberstellung des Handlungsbegriffes und des Verhaltensbegriffes findet sich zum Beispiel bei Heinrichs 2005: 57f.).

auf welche Art und Weise Überzeugungen – und Beziehungskonzepte werden hier den Überzeugungen subsumiert – das Handeln beeinflussen, soll an dieser Stelle exemplarisch das Rubikon-Modell der Handlungsphasen nach Heckhausen und Gollwitzer (1987) vorgestellt werden. Zunächst wird ein einfaches Überblicksmodell zu den Determinanten und dem Verlauf motivierten Handelns vorangestellt (Heckhausen 2006), in das dann das Rubikon-Modell integriert werden kann. Die aktuell vorhandene Motivation einer Person, ein bestimmtes Ziel anzustreben, wird von personbezogenen und von situationsbezogenen Einflüssen sowie deren Interaktion geprägt. Dazu gehören auch die antizipierten Handlungsergebnisse und deren Folgen (vgl. Abbildung 9).

2.1.1 Das Rubikon-Modell der Handlungsphasen

Das Rubikon-Modell der Handlungsphasen wurde 1987 von Heinz Heckhausen und Peter M. Gollwitzer entwickelt. Es beschreibt den Handlungsverlauf als zeitlichen und somit horizontalen Pfad, der mit den Wünschen einer Person beginnt und mit der Bewertung des jeweils erreichten Handlungszieles endet (Heckhausen & Gollwitzer 1987). Das Rubikon-Modell besteht aus vier Phasen, in denen sich volitionale¹⁴ und motivationale Phasen diskret abwechseln, das heißt die Besonderheit dieses Modells besteht darin, dass es zu erklären vermag, wie Handlungsziele ausgewählt werden (Zielwahl, beziehungsweise goal setting, was unter Motivation gefasst wird) und wie diese dann tatsächlich in Handlung umgesetzt werden (Zielrealisierung, beziehungsweise goal striving, was den volitionalen Prozessen entspricht). Damit ist das Modell in der Lage zu beschreiben, wie Handlungen bewusst und entlang von übergeordneten Zielsetzungen, die aus Werten und Überzeugungen abgeleitet werden, ausgeführt werden können, auch dann, wenn Situationen möglicherweise Anreize geben, die die Umsetzung anderer kurzfristigerer oder untergeordneter Ziele weniger schwierig erscheinen lassen. Die Volition ist der regulative Prozess, der das Individuum nicht zum Spielball sich ergebender Person-Situation-Interaktionen werden lässt, sondern das Handeln bewusst steuerbar macht.

Die vier Phasen des Rubikon-Modells sind in Abbildung 10 visualisiert und sollen nun kurz beschrieben werden. Die erste Phase ist die des *Abwägens*. Verschiedene Wünsche und Handlungsoptionen, die wie gesagt aus Werten und Überzeugungen (Konzepten) abgeleitet werden, sowie deren jeweilige positive und negative Konsequenzen werden in dieser prädezisionalen Phase antizipiert und gegeneinander abgewogen, bis es zu einer Intentionsbildung beziehungsweise Entscheidung kommt. Dieser Schritt wird von den Autoren mit dem Überschreiten des Flusses Rubikon durch Julius Cäsar verglichen, der sich damit entschieden hatte, gegen Rom zu marschieren und somit seinen Wunsch nach mehr Macht umzusetzen. Mit der getroffenen Entscheidung beginnt die zweite Phase, die des *Planens* konkreter Strategien zur Realisierung des etablierten Zieles. Diese Phase wird postdezisionale beziehungsweise präaktionale Phase genannt, was darauf hindeutet, dass nun in der dritten Phase, der aktionalen Phase, das konkrete *Handeln* stattfindet. Die entsprechenden Strategien zur Zielrealisierung werden durchgeführt. Ist das Ziel erreicht, wird die Intention deaktiviert und die postaktionale Phase des *Bewertens* beginnt. Ist das Ziel nicht erreicht, wird entweder das Anspruchsniveau gesenkt und damit das Ziel an das erreichte Handlungsergebnis angepasst. Oder es müssen neue Handlungen in

¹⁴ „Als „Volition“ wird von Kurt Lewin (1926) diejenige Form der Motivation verstanden, die sich auf das Streben nach Zielen bezieht. Unter Zielstreben („goal striving“) werden alle motivationsregulatorischen Prozesse verstanden, die sich um das Erreichen vorhandener Ziele drehen“ (Achtziger/Gollwitzer 2006: 281).

Angriff genommen werden, um zu versuchen, das Ziel letztlich doch noch zu erreichen. In dieser vierten Phase werden sowohl das Handlungsergebnis als auch dessen Folgen bewertet.

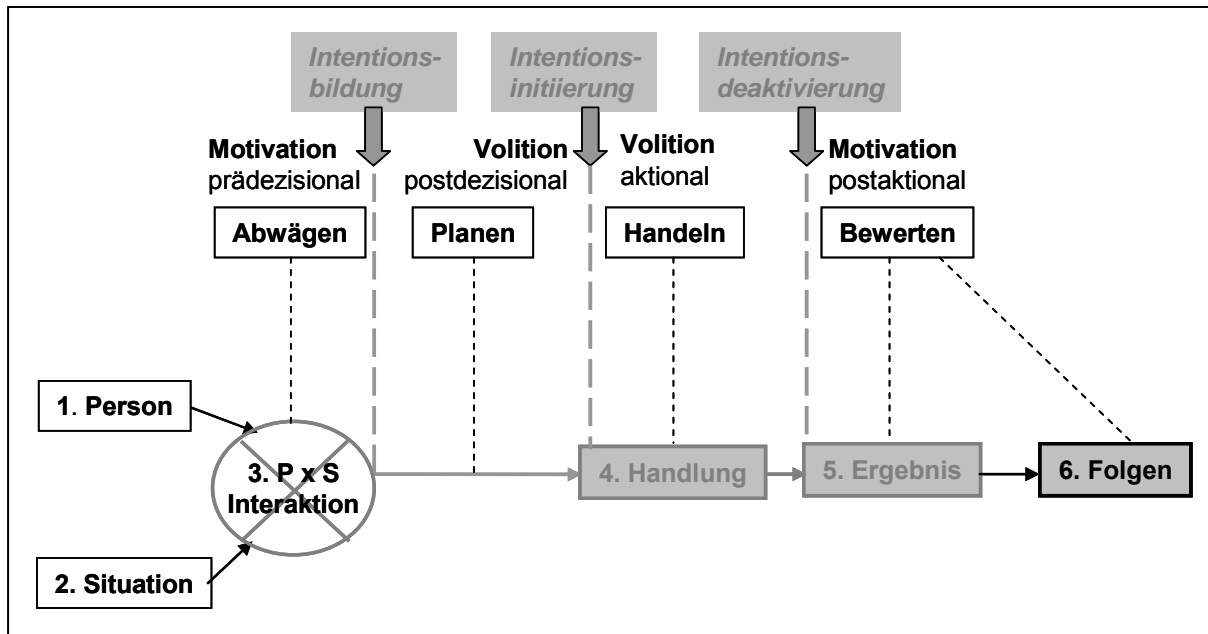


Abbildung 10: Integration des Rubikon-Modells der Handlungsphasen in das Überblicksmodell.

Motivationale Prozesse finden in der prädezisionalen und postaktionalen Handlungsphase statt, volitionale in der präaktionalen und aktionalen Phase (vgl. Abbildung 10). Auffallend ist an diesem Modell bei aller Plausibilität die komplette Abwesenheit von Emotionen. Es ist zu vermuten, dass die Prozesse in allen Phasen von Emotionen begleitet werden. Darauf wird im Abschnitt 2.3 näher eingegangen. Ein weiterer Kritikpunkt wird von Julius Kuhl (2006) angebracht. Er bemängelt an Handlungsmodellen dieser Art, dass die individuellen Unterschiede nicht berücksichtigt werden. Er vermutet als Grund dieser fehlenden Berücksichtigung die Sorge, keine allgemeingültigen Vorhersagen über zielgerichtetes Handeln mehr treffen zu können (vgl. ebd.: 305f.). Seine Ergänzung ist insofern interessant, da die personalen Einflussfaktoren genauer analysiert werden und auf die ursprüngliche Bedeutung von Bedürfnissen zurückgeführt werden. Seine Erklärung motivierten Verhaltens ist eng mit seinem Motivverständnis verbunden. Bedürfnisse können zwar Verhalten ohne Beteiligung höherer kognitiver Strukturen auslösen, allerdings nur innerhalb eines engen und unflexiblen Verhaltensspektrums (zum Beispiel blindes Anklammern an irgendeine Person beim Affiliationsbedürfnis oder Saugbewegungen ins Leere beim Hunger). Die Vielfalt und das Anpassungspotenzial menschlichen Verhaltens entsteht erst durch die Beteiligung hochkomplexer kognitiver Strukturen und der Lebenserfahrungen, die in unzähligen im Zusammenhang mit der Befriedigung eines Bedürfnisses erlebten Episoden gesammelt wurden. Das autobiografische Gedächtnis speichert tausende von Erfahrungen, die mit unterschiedlichsten Verhaltensvarianten in sehr vielen verschiedenen Situationen gemacht wurden, einschließlich der in den einzelnen Episoden angetroffenen Ausgangsbedingungen, den ausprobierten Handlungsvarianten und den erlebten Handlungsfolgen mitsamt den durch sie ausgelösten Emotionen. Aus diesen Erfahrungen können umfassende Netzwerke von bedürfnisrelevantem Wissen und von Handlungsoptionen abstrahiert werden, die je nach vorgefundener Situation hilfreich oder gefährlich sein können. Mit dem Begriff der Motive meint Kuhl solche Netzwerke. Motive erlauben deshalb zuverlässigere Aussagen

über das bei Vorliegen eines Bedürfnisses zu erwartende Verhalten als die Bedürfnisse selbst. Wegen der immensen Ausdehnung dieser auf unzähligen Lebenserfahrungen beruhenden Netzwerke handelt es sich allerdings um weitgehend nur intuitiv verfügbares Wissen, das nur in Teilen verbal explizierbar ist, wenn entsprechende Selbstwahrnehmungsfähigkeiten vorhanden sind (Kuhl 2006: 307). Ein enger Zusammenhang zwischen dem Motivbegriff und dem Begriff der Selbststeuerung wird bei Kuhl erkennbar. Autobiografisches Erfahrungswissen macht den Kern von Selbstrepräsentationen aus. Die höchste Stufe der Repräsentation des Selbst einer Person beruht darauf, dass alle Erfahrungen abgespeichert werden, welche direkt oder indirekt eine Relevanz für den Zustand, die Bedürfnislage und das Funktionieren einer Person haben. Aus der Vielzahl in diesem Sinne „selbstrelevanter“ Erlebnisepisoden kann dann ein mehr oder weniger kohärentes Modell der eigenen Person entwickelt und fortlaufend auf den neuesten Stand gebracht werden. *„Bedürfnisse sind Kernstücke selbstdefinierender Zustände. Deren kognitiv-emotionale Elaboration in Form von Motiven, die sagen, welche Handlungsmöglichkeiten in welchen Situationen aufgrund bisheriger Erfahrungen welche Befriedigungschancen eröffnen, können als wesentliche Komponenten des Selbstsystems einer Person betrachtet werden“* (Kuhl 2006: 307).

2.2 Der Zusammenhang zwischen Beziehungskonzepten und Beziehungshandeln

Es gilt als unumstritten, dass kognitive Strukturen das Handeln beeinflussen. Könnte dies im vorangegangenen Abschnitt am Beispiel des Rubikon-Modells der Handlungsphasen von Heckhausen und Gollwitzer (1987) veranschaulicht werden, so ist festzustellen, dass es wenig Forschung gibt, die diese Zusammenhänge im thematischen Bereich der Paarbeziehungen untersucht. Wie es auch in der Studie von Wunderer und Schneewind oder auch bei Hassebrauck der Fall ist, werden Beziehungskonzepte und deren individuellen Unterschiede meist in Hinblick auf ihren Einfluss auf die Beziehungsqualität hin untersucht (ich werde darauf im 3. Kapitel zurückkommen). Diese Einflüsse können rein kognitiver Natur sein, etwa dann, wenn wahrgenommenes interpersonelles Verhalten oder Ereignisse vor dem Hintergrund der eigenen Konzepte und impliziten Theorien interpretiert und bewertet werden. Der Einfluss kann aber auch das Verhalten der Beziehungspartner betreffen, etwa dann, wenn Knee (1998) feststellt, dass Menschen, die der impliziten Daseins-Theorie anhängen (vgl. Abschnitt 1.1.3), zu vermeidenden Coping-Strategien im Konfliktfall mit dem Partner neigen, während Vertreter der Wachstums-Theorie zu aufrechterhaltenden Coping-Strategien tendieren.

Garth J. O. Fletcher und Geoff Thomas (1996) untersuchen Laintheorien über Paarbeziehungen und merken an, dass es wenig Untersuchungen dazu gibt, wie Laintheorien über Paarbeziehungen das Verhalten in der Paarbeziehung beeinflussen. Sie vermuten, dass interpersonelles Verhalten und Ereignisse im Kontext individueller Laintheorien interpretiert werden. Sie referieren Untersuchungen, in denen der Zusammenhang zwischen spontanen Gedanken und Gefühlen und dem nonverbalen und verbalen Ausdruck untersucht wird (z.B. Fletcher & Kinninmonth 1991). Während ein positiver Zusammenhang zwischen positiven Kognitionen und mehr positiven Emotionen und positivem verbalem Ausdruck festgestellt wurde, konnte keine Korrelation für negative Kognitionen und Emotionen und negativem verbalen Ausdruck aber negativem nonverbalen Ausdruck gefunden werden. Trotz weniger Forschungsergebnisse gehen die Autoren von einem massiven Einfluss von Laien-

theorien zu Paarbeziehungen auf Verlauf und Beziehungs-„outcome“ (Zufriedenheit und Stabilität) aus.

Es werden eher noch Bindungsstile und deren Auswirkungen auf Verhalten und Kommunikation innerhalb von Paarbeziehungen untersucht (z.B. Shaver, Collins & Clark 1996). Internale Arbeitsmodelle vom Selbst und von anderen können auch als kognitive Repräsentationen begriffen werden.

Friedrich Kapp (2001) untersucht in seiner Dissertation den Einfluss subjektiver Theorien über Zorn auf das Konfliktverhalten von Paaren. Dabei zeigte sich, dass Menschen, die das Ausdrücken von Emotionen (in dem Fall Zorn) langfristig für förderlich für die Beziehung halten, anders streiten als Menschen, die diesem Umgang mit Zorn beziehungsverschlechternde Folgen zuschreiben. Erstere haben einen eher problembezogenen Konfliktstil, während die zweite Gruppe eher einen kämpferischen Konfliktstil pflegt (vgl. ebd.: 131). Menschen, die das Zeigen von Zorn in ihrer subjektiven Theorie über Zorn für eine für die Beziehung konstruktive Strategie im Umgang mit Zorn halten, verhalten sich gemäß Kapp „konkordant“ zu ihrer subjektiven Theorie, das heißt, Handlung und Bewertung stimmen überein. „Diskonkordant“ verhalten sich Menschen demnach zum Beispiel dann, wenn sie das Unterdrücken von Zorn als den „richtigen“ Umgang bewerten und im Konfliktfall dennoch Zorn zeigen. Ein interessantes Ergebnis Kapps war, dass „konkordante“ Personen signifikant häufiger selbstsicherere, beziehungszufriedene Beziehungspartner mit Vertrauen in ihre(n) PartnerIn und Partnerschaft waren als „diskonkordante“ Personen, die über Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit und Beziehungsunzufriedenheit berichteten (vgl. ebd.: 201).

Die Arbeit von Kapp befasst sich mit kognitiven Konzepten über Emotionen und ihnen angemessen Umgang. Sie vermag darzulegen, wie sich verschiedene subjektive Theorien auf die Rezeption von Ereignissen und in Folge auf das Handeln auswirken. Emotionen sind eine wichtige Größe, die bei der Überlegung, wie Handeln durch spezifische Konzepte oder subjektive Theorien beeinflusst wird, unbedingt mit zu berücksichtigen sind. Der Rolle der Emotionen im Handlungsprozess widmet sich der folgende Abschnitt.

2.3 Von der Überzeugung zur Handlung und die Rolle der Emotionen

Bedürfnisse beeinflussen, so wurde im Abschnitt 1.6 dargelegt, die Art und Weise, wie Menschen Beziehungen konzipieren. Je nach vorherrschendem Bedürfnis werden Menschen verschiedene Vorstellungen davon haben, was eine befriedigende Beziehung ausmacht. Die Beziehungskonzepte dienen als Hintergrund, auf dessen Grundlage Beziehungshandeln gestaltet, aber auch situative Ereignisse bewertet werden. Wie beeinflusst die kognitive Bewertung eines Ereignisses in der Beziehung das Erleben und den Ausdruck von Emotionen? Und wie beeinflussen diese Emotionen das Beziehungshandeln? Das sind die Fragen, denen in diesem Abschnitt nachgegangen werden soll. Sie berühren ein weiteres Mal in diesem Theorieteil einen sehr umfassenden und heterogenen Themenkomplex. Zunächst sei angemerkt, dass viele emotionspsychologische Veröffentlichungen mit dem Verweis auf die Uneinheitlichkeit des Gegenstandsverständnisses beginnen (z.B. Graumann 1996, Kerber 1996). Kannheiser (1996) kritisiert zudem, „*dass bis in die jüngste Zeit innerhalb der Emotionstheorien keine Ansätze feststellbar sind, die Emotionen aus dem Handeln heraus erklären*“ (Kannheiser 1996: 312). Auch Lantermann (2000) weist in seinem Überblicksartikel darauf hin, dass es sich bei Emotion und Handlung um zwei Konstrukte handelt, „*die auf den ersten Blick wenig gemein zu haben scheinen und lange*

Zeit in der Psychologie auch relativ unabhängig voneinander abgehandelt wurden“ (Lantermann 2000: 381). Aus kognitionspsychologischer Sicht scheint sich dieser Sachverhalt etwas anders darzustellen. Bezogen auf die Konstrukte Emotion und Motivation vertritt Brigitte Scheele (1996) die Ansicht, beide würden *„als unterschiedliche Konstrukt-Perspektiven konzeptualisiert, die im ersten Fall mehr die Zuständigkeit/Befindlichkeit seelischen Geschehens und im zweiten eher die Handlungsorientierung/Aktivierung akzentuieren“* (Scheele 1996: 287). Sollte dies der Fall sein, so müssten sich Verbindungen der beiden Konstrukte in der Literatur finden und herstellen lassen. Im bereits erwähnten Artikel Lantermanns werden verschiedene Ansätze vorgestellt, die bezüglich der Frage, wie Emotionen den Handlungsablauf beeinflussen, Aussagen treffen und die sich hinsichtlich der vertretenen Positionen unterscheiden lassen.

- Die Automtizitätshypothese, vornehmlich in evolutionspsychologischen Theorien anzutreffen, geht davon aus, dass Emotionen automatisch genetisch verankerte Verhaltensprogramme auslösen.
- Dies wurde in den „Automtizität plus Kontrolle“-Ansätzen dahingehend relativiert, dass *„in der weiteren Prozessierung dann jedoch elaborierte kognitive Korrektur- und Interpretationsprozesse einsetzen, welche die aktivierten Gefühle und Verhaltenstendenzen einer internalen Kontrolle unterwerfen“* (Lantermann 2000: 385).
- Die „Kognition plus Emotion“-Hypothese, als weiterer Ansatz, geht davon aus, dass *„die Berücksichtigung von antizipierten Affekten, die nach Meinung des Probanden als Folge seines künftigen Verhaltens (etwa des Gebrauchs von Drogen) auftreten könnten, zu einer besseren Vorhersage der Verhaltensintentionen führt, als etwa die rein kognitive Theorie des geplanten Handelns“* (ebd.: 386).
- Bei der „Feelings as information“-These wird Wert auf die Erhebung, der bei der Entscheidungsbildung wirksamen Affekte gelegt. Positive Gestimmtheit führt zu geringeren Handlungsabwägungen, während negative Gestimmtheit eine eingehendere Analyse von Handlungsmöglichkeiten und damit vorsichtigeres Handeln nach sich zieht.
- Des Weiteren gibt es die regulationstheoretischen Ansätze, in denen ein Zusammenhang zwischen Affekt und Kognition in Form von Monitoringprozessen bei der Handlungsregulation postuliert wird.
- Die modulatorischen Ansätze sind gemäß Lantermann für das gestellte Thema besonders relevant. *„Es hängt von der aktuellen emotionalen Lage oder Stimmung ab, welche externen und internen Informationen mit welchen kognitiven Strategien im Zuge der Handlungsregulation prozessiert werden“* (ebd.: 388) Somit fungieren Emotionen als Modulatoren kognitiver Prozesse beim Handeln.

Es würde den Rahmen dieser Arbeit übersteigen, würde ich die oben angerissenen Positionen zum Verhältnis zwischen Emotion und Handlung ausführlicher darstellen. Aus diesem Grund wird im Folgenden eine Emotionstheorie näher betrachtet und diskutiert. Ich habe den „Grundriss einer epistemologischen Emotionstheorie“ von Brigitte Scheele (1990, 1996) ausgewählt, da diese Theorie explizit Aussagen über die Zusammenhänge von Bedürfnissen, Werten, Emotionen und Handlung trifft. Es handelt sich dabei um eine stark kognitionspsychologische Theorie – Heinz-Günter Vester nannte sie eine „hyperkognitive“ Theorie (1996: 345). Im Sinne Marcel Zentners und Klaus R. Scherers (2000) müsste daher eher von einer Teiltheorie gesprochen werden, da einige Komponenten der Emotion als weniger wichtig und konstitutiv deklariert werden. Das entspräche allerdings nicht dem Verständnis Scheeles.

Der Vorteil, den ich in dieser Theorie sehe, ist, dass sie explizit Bedürfnisse mit einbezieht und somit Aussagen über Zusammenhänge getroffen werden können, die für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit relevant sind. Ich werde daher zunächst die umstrittene Theorie Scheeles vorstellen, mitsamt der handlungstheoretischen Erweiterung durch Werner Kannheiser (1996), und sie daraufhin ausführlich diskutieren.

2.3.1 Grundriss einer epistemologischen Emotionstheorie nach Scheele

Brigitte Scheele versteht ihre Theorie als Weiterentwicklung kognitiver Emotionstheorien (z.B. Lazarus 1980, 1991, Pekrun 1988, Scherer 1990). Als ein zentrales Postulat beinhaltet dieser Ansatz, dass Emotionen primär über das bewusste Erleben zu definieren und zu beschreiben sind. Scheele (1996: 353ff.) geht in ihrem hierarchisch organisierten Mehr-Komponenten-Modell der Emotionen davon aus, dass sich alle Emotionen durch zwei grundlegende und obligatorisch notwendige Merkmale charakterisieren lassen: (1) Zum einen durch Bewusstheit beziehungsweise bewusstes Erleben (awareness, subjektive Erlebensebene), zum anderen – als inhaltlich spezifizierendes Kernmerkmal des Bewusstseinszustandes – (2) durch die „Bewertung von Person-Umwelt-Relationen unter Bezug auf bedürfnisrelevante Wertmaßstäbe“ (kognitive Komponente) (vgl. Scheele 1990: 41ff; 1996: 353ff.). Mit anderen Worten: Emotionen sind dadurch gekennzeichnet, dass eine Person sich selbst oder die ‚Welt‘ auf der Grundlage selbstkonzeptrelevanter Bedürfnisse bewertet und sich dieser Bewertung auch *bewusst* ist. Unbewusste (oder nach Scheele 1990: 31 „unbewusste“) kognitive Prozesse können diesem Ansatz zufolge zwar sehr relevant für die *Erklärung* von Emotionen sein, stellen jedoch kein konstitutives Merkmal der *Beschreibung* dar. Verdeutlichen lässt sich das beispielhaft an der Begriffsexplikation von „Ärger/Zorn“, die Scheele in Anlehnung an vergleichbare kognitionspsychologische Ansätze vorstellt. Demnach steht „Ärger/Zorn“ für das „Feststellen von weitgehend unkontrollierbaren Ereignissen, die den moralischen Anforderungen (insbesondere Gerechtigkeitsvorstellungen) des Subjekts widersprechen“ (Scheele 1990: 49f.). Ergänzend zu den obligatorischen Beschreibungs- und Definitionsmerkmalen von Emotionen („subjektives Erleben“, „bedürfnisrelevante Bewertung“) ist nach Scheele zu prüfen, ob für die Spezifizierung einzelner Emotionen weitere fakultative Merkmale (zum Beispiel Handlungsimpulse, somatisches Empfinden) als charakteristisch anzusehen sind (Scheele 1996: 353f.). So lassen sich beispielsweise Handlungsimpulse beziehungsweise die Veränderung der Handlungsbereitschaft, die zum Beispiel nach Nico H. Frijda (1986) das zentrale Charakteristikum von Emotionen darstellt, ohne Schwierigkeiten in das Modell integrieren, zumal das eher motivational ausgerichtete Emotionskonzept von Frijda und MitarbeiterInnen sowohl die „Bewusstheit“, „kognitive Bewertungen“ als auch den „Person-Welt-Bezug“ der Handlungsimpulse beinhaltet (vgl. Frijda 1993). Auch körperlich spürbare Veränderungen (zum Beispiel das „hitzige“ Erleben des „aufflammenden“ Zorns) lassen sich in die Beschreibung des prototypischen Erlebens von Gefühlen aufnehmen, ohne dass diese jedoch als notwendige Bedingungen für das Erleben von Emotionen angesehen werden (Scheele 1990: 77). Mit der Kombination von obligatorischen (kernintentionalen) Merkmalen und fakultativen (randintensionalen) Komponenten der Emotion möchte Scheele die Dichotomisierung zwischen Kognition und Emotion aufheben und deren Verhältnis als ein Teil-Ganzes-Verhältnis verstanden wissen, in dem Sinne, dass beide Phänomene „beim (prinzipiell der Reflexivität mächtigen) Subjekt ‚Mensch‘ miteinander verwoben sind. Die Explikation des Konstruktes ‚Emotion‘ wird als (auch) kognitives beibehalten und konsequent, kohärent ausgearbeitet“ (Schee-

le 1996: 287). Hilge Landweer (1996: 317) weist darauf hin, dass Scheele diese Dichotomie nur auf eine andere Ebene hebt, indem sie ‚kalte‘ und ‚warme‘ Kognitionen unterscheidet (zurückgehend auf Zajonc 1984). ‚Kalte Kognitionen‘ sind dabei nicht-emotionale Bewusstseinszustände, die auch die deskriptive Sprachebene implizieren (ebd. 1996: 287f.). ‚Warme Kognitionen‘ hingegen sind Emotionen. Emotionen enthalten laut Scheele immer einen Aspekt der Selbstbetroffenheit, weshalb auch nicht die gesamte präskriptive Ebene den ‚warmen Kognitionen‘ zugeordnet werden kann, *„weil es ganz eindeutig auch nicht-emotionale Bewertungen gibt“* (ebd. 1996: 288)¹⁵.

2.3.2 Diskussion der vorgestellten Emotionstheorie

Die Aufhebung der Unterscheidung zwischen Kognition und Emotion ist der Punkt, der an Scheeles Emotionstheorie am meisten kritisiert wurde. Unter den zahlreichen KritikerInnen besteht Einigkeit darüber, dass damit wesentliche Komponenten der Emotion außer Acht gelassen werden beziehungsweise auf einen Platz verwiesen werden, der dem Phänomen nicht gerecht wird (z.B. Goller 1996: 304, Graumann 1996: 307, Pekrun 1996: 327f., Schürer-Necker 1996: 333).

„Da Kognitionen aller Art „kalt“ sein können, scheint es mir grundsätzlich nicht möglich zu sein, „Emotion“ zureichend zu bestimmen, wenn ausschließlich auf Kognitionskonzepte zurückgegriffen wird. Eine solche Bestimmung des Emotionsbegriffs muss im Bereich des Kognitiven stecken bleiben und vermag das spezifisch Affektive menschlicher Emotionen nicht zu fassen“ (Pekrun 1996: 327).

Trotz dieses kritisch zu bewertenden Aspekts der epistemologischen Emotionstheorie Scheeles weist sie meines Erachtens einige Vorteile auf.

Das Menschenbild, auf welches der epistemologische emotionspsychologische Grundriss zurückgreift, grenzt sich gegen mechanistische Subjekt-Modelle ab und charakterisiert den Menschen *„als kognitiv konstruierendes, sinnkonstituierendes Subjekt, das prinzipiell fähig ist zu Reflexivität, (potentieller) Rationalität, sprachlicher Kommunikation und sozialer Interaktion.“* (Groeben 1986: 59). Das macht den Menschen zum Akteur seiner Handlung. Diese Haltung deckt sich mit dem sozial-konstruktivistischen Ansatz der von mir gewählten Methoden im empirischen Teil dieser Arbeit (vgl. Kapitel 7).

Des Weiteren gibt Scheele eine plausible Definition für das Konstrukt Emotion als *„Zustand der Bewertung von Selbst-Welt-Relationen unter Bezug auf bedürfnisrelevante Wertmaßstäbe“* (Scheele 1996: 288). Bedürfnisse werden dabei *„nicht organismisch, sondern als persönlichkeitspezifische, relativ überdauernde Werthaltungen“* definiert (Scheele 1990: 65). Das Auftreten von Emotionen dient Menschen, die dafür sensitiv sind, als Hinweis, dass Bedürfnisse im Sinne von selbstwertrelevanten Werten verletzt oder befriedigt wurden. Emotion wird somit zum „Wertträger“ (Scheele 1990: 43). Damit rückt sie den Wertungsaspekt, der in vielen Emotionstheorien nur mit akzentuiert wird, in den Brennpunkt und gibt Gelegenheit die Konstrukte Bedürfnis, Wert und Emotion sinnvoll zueinander in Bezug zu setzen. Mit ihrem Blick auf die Bedürfnisrelevanz der Wertungsmaßstäbe bezieht sie nach Meinung John Erpenbecks (1996) *„die in ihrem Modell eher an den Rand gerückten physiologisch-neuronalen Faktoren doch noch mit ein, berücksichtigt man, dass Bedürfnisse eben nicht nur (vielleicht nicht einmal in erster Linie) geistige, sondern auch physiologische Bedarfszustände umfassen“* (Erpenbeck 1996: 302). Damit holt Erpenbeck die von

¹⁵ Scheele vertritt die Position, dass die Sprache das präziseste Mittel sei, um emotionales Erleben zu repräsentieren, mitzuteilen. Deshalb sieht sie in der Sprache valide Indikatoren emotionalen Erlebens (vgl. Scheele 1990: 67f.). Hans Goller zieht diesen Standpunkt in Frage, mit dem Verweis darauf, dass emotionale Zustände bevorzugt auf nonverbale Weise kommuniziert werden (Goller 1996: 305).

Scheele qua Definition ausgegrenzten physiologischen Bedürfnisse wieder mit ins Boot, so dass auch diese Teilmenge der Bedürfnisse (vgl. Abschnitt 1.6) als in die Theorie integriert betrachtet werden darf.

Als einen weiteren Vorteil sehe ich die Anschlussfähigkeit des Scheele'schen Ansatzes an Handlungstheorien (vgl. Pekrun 1996: 328). Eine tätigkeitstheoretische Erweiterung nimmt Werner Kannheiser (1996) vor. In tätigkeitstheoretischen Ansätzen werden die einzelnen Tätigkeiten nach dem Kriterium der auslösenden Motive voneinander abgegrenzt. Hauptbestandteile der einzelnen menschlichen Tätigkeiten sind die ihnen dienenden Handlungen. Handlung ist derjenige Prozess, der von der Vorstellung über das Ergebnis, das unbedingt erreicht werden soll, das heißt vom Ziel geleitet wird. Die Verfahren zur Realisierung der Handlungen werden als Operation bezeichnet. Die Makrostruktur der Tätigkeit ist damit mit den drei Begriffspaaren Tätigkeit-Motiv, Handlung-Ziel, Operation-Bedingung definiert. Tätigkeiten werden durch Motive initiiert, realisieren sich in Form von zielgerichteten Handlungen oder Handlungsketten und werden in Abhängigkeit von den gegebenen Bedingungen in Operationen umgesetzt. Hauptkomponenten der einzelnen menschlichen Tätigkeiten sind die sie realisierenden Handlungen. Die wesentliche Transaktionsform zwischen Mensch und Umwelt, neutral als Aktion zu bezeichnen, kann damit aus der Sicht der Motive als Tätigkeit, aus der der Ziele als Handlung und unter Bedingungsaspekten als Operation betrachtet werden (vgl. Kannheiser 1992: 78). Die Differenzierung zwischen Tätigkeit und Handlung ermöglicht damit eine Verortung der bei Scheele im freien Raum angesiedelten Konzepte der Emotion sowie der Rationalität/Reflexivität und eröffnet darüber hinaus die Möglichkeit, Emotion nicht nur als Bewertungs-, sondern auch als Regulationssystem zu betrachten.

Ich habe den Grundriss einer epistemologischen Emotionstheorie von Scheele als einzige Emotionstheorie ausführlicher dargestellt und damit eine radikal kognitive und streitbare Position ausgewählt. Für mich ist dabei ausschlaggebend, dass diese Theorie einen Rahmen bietet, in dem Werte, Bedürfnisse und Emotionen zueinander in Bezug gebracht werden können. Das entspricht meinem theoretischen Vorverständnis sowie meiner empirischen Suchrichtung. Kritisch bewerte ich daran, dass ich damit einer „radikal kognitivistischen“ Emotionstheorie das Wort rede, die Emotionen mit bewertenden Einschätzungen gleichsetzt (vgl. Reisenzein 2000: 128). Doch stellt Reisenzein in seiner Kritik an der Scheele'schen Theorie fest, dass sich selbst Scheele bezüglich der Relation zwischen kognitiver Einschätzung und Emotion nicht ganz sicher zu sein scheint: Denn neben der Identifizierung von kognitiver Bewertung und Emotion beschreibt sie an anderer Stelle die Beziehung als „Teil-Ganzes-Verhältnis“ (Reisenzein 1996: 329) und spricht von anderen Emotionskomponenten (siehe oben). Mein Blick auf Emotionen ist ein kognitivistischer, aber doch unter Anerkennung dessen, „*dass das spezifisch Emotionale an Emotionen auf eine nicht-kognitive Komponente zurückzuführen ist*“ (Reisenzein 1996: 330).

So leite ich in Anlehnung an Scheeles Ansatz und die dargestellte Diskussion folgende Antwort auf die eingangs gestellte Frage ab, wie die kognitive Bewertung eines Ereignisses das Erleben und den Ausdruck von Emotionen beeinflusst: Emotionen sind immer ein Produkt der Kognitionen. Überzeugungen und Vorstellungen (wie Beziehung ist und wie sie sein sollte) beeinflussen die Wahrnehmung und Bewertung von Ereignissen. Es hängt von den „bedürfnisrelevanten Maßstäben“ ab, wie ein Ereignis bewertet wird. Die Bewertung eines Ereignisses nimmt Einfluss auf die erlebten und letztlich auch ausgedrückten Gefühle. Kann ein wahrgenommenes (Beziehungs-) Ereignis nicht mit den eigenen bedürfnisrelevanten Bewertungsmaßstäben in

Einklang gebracht werden, erfolgen emotionale oder handlungsbezogene Konsequenzen. Das Erleben einer Emotion wiederum legt bestimmte Handlungsimpulse (beziehungsweise Verhaltensprogramme) nahe, welche, werden sie ausgeführt, beim Beziehungspartner kognitive, emotionale und behaviorale Reaktionen hervorrufen können. Die zum Ausdruck gebrachte, kommunizierte Emotion kann als Sprache des Paares über Bedürfnisse im Sinne selbstwertrelevanter Werte verstanden werden.

Nach diesem Exkurs sollen die allgemeinen Aussagen über den Zusammenhang zwischen den kognitiven Überzeugungen, den Emotionen und dem Handeln auf den Bereich der Paarbeziehung angewendet werden. Hier möchte ich erneut auf die Forschungsergebnisse von Montada zu sprechen kommen, die zwar nur indirekt, aber differenziert Aussagen zu Handlungen im Paarbeziehungskontext ermöglichen.

2.4 Beziehungskonzepte, Beziehungshandeln und Emotionen

Montada (1993) konzentriert sich auf „moralische Gefühle“, jene Emotionen, die dann entstehen, wenn Verantwortlichkeit attribuiert wird, beziehungsweise wenn Abweichungen von impliziten moralischen Normen wahrgenommen werden. Dafür ist es nicht notwendig, dass Menschen sich ihrer moralischen Normen von vorn herein bewusst sind. *„Die meisten Menschen lassen Anzeichen moralischer Normen erkennen und haben nie über deren Generalität, Unparteilichkeit und Universalität philosophiert“* (Montada 1993: 262). Moralische Beziehungsnormen geben demnach ein Gefühl dafür, wann ein Ereignis, eine Handlung, etc. gut oder schlecht für die Beziehung ist. Moralische Gefühle betrachtet Montada daher als Indikatoren für die psychische Existenz moralischer Normen (1993: 261). Das Subjekt empfindet beispielsweise *Schuld*, wenn es selbst eine moralische Norm verletzt hat, oder *Empörung*, wenn eine andere Person in den Augen des Subjektes eine moralische Pflicht verletzt hat. Weitere moralische Gefühle sind *moralische Befriedigung*, *moralische Bewunderung*, *Befriedigung über Sühne*, *gerechte Strafe*, *Wiedergutmachung* und *über die Bitte um Entschuldigung* (ebd.: 262). Auch Montada vertritt einen kognitiven Emotionsansatz: *„Emotionen können als spezifische Bewertungen spezifischer Erkenntnisse über ein Ereignis, eine Handlung, eine Leistung, eine Person in einer spezifischen Situation usw. angesehen werden“* (Montada 1993: 263). Emotionen basieren auf Kognitionen oder implizieren diese (ebd.: 268).

Durch die Beobachtung und Analyse der moralischen Gefühle können deduktiv Rückschlüsse auf die moralischen Normen getätigt werden, die als solche wie oben erwähnt nicht unbedingt bewusst sind und nicht unbedingt kommuniziert werden können. Allerdings ist dabei zu beachten, dass moralische Emotionen nicht lediglich die Bewertungen abstrakter Regeln anzeigen oder verkörpern, sondern dass ein Handlungs- und Interaktionskontext mit einzubeziehen ist, der viele Komponenten und Konstituenten auf dem Weg vom Ereignis zur emotionalen Reaktion beinhaltet (ebd.: 271). Gemäß Montada setzt jede Emotion ein spezifisches Muster von Kognitionen voraus. Dieses hat Montada für die beiden moralischen Emotionen Schuld und Empörung in einem kognitiven Modell näher skizziert. Jenes Modell soll im Folgenden beschrieben werden, da es Aussagen über Beziehungsnormen und potentielle Folgen für die Handelnden zulässt. Es ist in der Abbildung 11 dargestellt.

Die Schuld als Exempel einer moralischen Emotion steht im Zentrum der Abbildung 11. Sie entsteht, wenn das Gefühlssubjekt erkennt, eine moralische Norm durch Handlung oder Unterlassung verletzt zu haben und sich für diese Normverletzung

verantwortlich hält (vgl. Definition Schuld, Abbildung 11); sie äußert sich in dem Erleben von Schuldgefühlen. Empfundene Verantwortlichkeit ist also eine Voraussetzung für das Erleben von Schuldgefühlen. Sie ist die relevante Kognition, auf der Schuldgefühle beziehungsweise Empörung oder Zorn basieren. Verantwortlichkeit setzt die Freiheit der Wahl zwischen Alternativen voraus. Sie ist nicht gegeben, wenn ein Verhalten durch interne oder externe Bedingungen *verursacht* war, wie zum Beispiel durch äußere Umstände, Unfähigkeit oder physischen Zwang (vgl. ebd.: 263). Verantwortlichkeit ist notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung für Schuld. Es gibt „verantwortliche“ Abweichungen von einer moralischen Norm, die durch gute Gründe gerechtfertigt sind, zum Beispiel durch den Grund, ein noch größeres Unrecht zu vermeiden. In diesen Fällen sind keine Schuldgefühle zu erwarten. *„Die Intensität der Schuldgefühle hängt von weiteren, ethisch allenfalls marginalen oder irrelevanten Umständen ab, zum Beispiel davon, ob eine andere Person durch die unmoralische Handlung oder Unterlassung Schaden erlitten hat, und wer diese andere Person ist. Alltagsbeobachtungen zeigen, dass Schuldgefühle stärker sind, wenn eine andere Person leidet und wenn diese dem handelnden Subjekt nahe steht“* (Montada 1993: 264).

Die andere moralische Emotion, die entstehen kann, wenn durch Handlung oder Unterlassung moralische Normen verletzt wurden und wenn Verantwortlichkeit attribuiert wird, ist Empörung beziehungsweise Zorn. Sie entsteht, wenn das Gefühlssubjekt nicht selbst Handelnder ist und der Schuldvorwurf dementsprechend an andere gerichtet ist (vgl. Abbildung 11). Glaubwürdige Ausreden aus der Verantwortlichkeit, Rechtfertigungen oder Entschuldigungen des Handelnden können die empfundene Empörung mindern. *„Wie für Schuldgefühle, ist es für Empörung relevant, ob es ein Opfer der vorwerfbaren Handlung gibt und wer das Opfer ist. Empörung wird wahrscheinlicher und intensiver, wenn wir selbst oder andere, die unsere Sympathie haben, beeinträchtigt oder geschädigt werden“* (Montada 1993: 265)¹⁶. Eine vollständige Entschuldigung ist nach Goffman (1963, nach Montada 1993) durch folgend Komponenten charakterisiert: Das Handlungssubjekt drückt emotionale Betroffenheit wegen der begangenen Normverletzung aus (1), schreibt sich die Verantwortlichkeit hierfür zu (2), akzeptiert den Schuldvorwurf als berechtigt, bringt also keine Rechtfertigung vor (3), bestätigt implizit oder explizit die verletzte Norm als gültig (4) und äußert gute Vorsätze des Einhaltens der moralischen Norm in der Zukunft (5). Die Bitte um Entschuldigung impliziert auch, dass es Sache des Opfers ist, der Bitte zu entsprechen oder nicht, und dass Verzeihung eine Gnade ist, die das Opfer gewähren kann, ohne dass hierauf ein Anspruch besteht (6).

Auf der Basis kognitiver Gefühlsmodelle können, so Montada, Hypothesen über antezedierende Anlässe, Bedingungen und Voraussetzungen zur Bildung von Kognitionen, die ihrerseits Voraussetzungen von Emotionen sind, entwickelt werden. Solche können sein: Persönlichkeitsmerkmale (zum Beispiel Kontrollüberzeugungen), Einstellungen (zum Beispiel Vorurteile gegen Personen), Wertorientierungen (zum Beispiel soziale Verantwortlichkeit oder Pflichtauffassung), Ansprüche (zum Beispiel Gewohnheitsrechte, Vertragsrechte, aus dem sozialen Status und aus sozialen Rollen abgeleitete Rechte) und anderes mehr (vgl. ebd.: 265). Die Zuschreibung von Verantwortlichkeit als relevante Kognition, auf der Schuld beziehungsweise Empörung oder Zorn basieren, folgt bestimmten Regeln. Sie lassen sich aus dem Bestreiten von Verantwortlichkeit ableiten. Dafür sind folgende Argumente möglich: (1.)

¹⁶ Das erinnert an die Theorie der korrespondenten Schlüsse von Jones & Davis (1965), die die Folgen einer Handlung für den Beobachter deren ‚hedonistische Relevanz‘ (für den Beobachter) nennen (vgl. Abschnitt 1.1.3).

Bestreiten der Verursachung („Ich habe das nicht getan.“), (2.) Bestreiten des Handelns („Das, was wie eine Handlung aussah, war lediglich der Effekt physischer Ursachen, von Ermüdung, von Drogeneinwirkung, von Unfähigkeit usw.“).

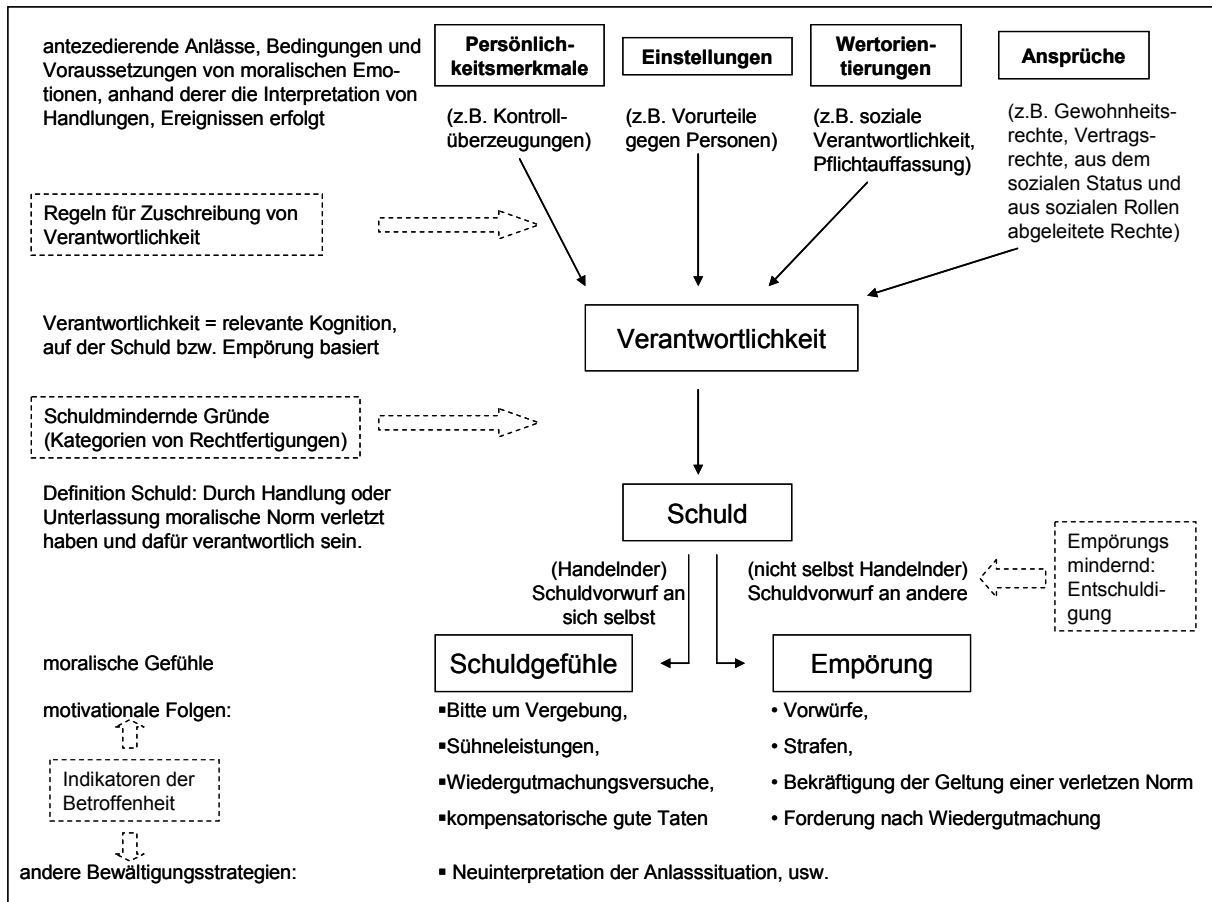


Abbildung 11: Das Zustandekommen des moralischen Gefühls Schuld und potentielle Folgen.

(3.) Bestreiten der Vorhersehbarkeit („Ich konnte das nicht vorhersehen.“), (4.) Bestreiten der Absicht („Ich habe die Effekte meines Tuns nicht beabsichtigt und gewollt.“) (ebd.: 265). Aber selbst dann, wenn Verantwortlichkeit nicht bestritten wird, impliziert das noch nicht Schuld, denn der Handelnde kann Rechtfertigungen seines Tuns haben, also Gründe, die die Schuld mindern oder aufheben. Verschiedene Kategorien von Rechtfertigungen können unterschieden werden: Verweis auf die Verantwortlichkeit dritter Personen, zum Beispiel von Autoritäten (1), Verweis auf die Priorität übergeordneter Ziele und Werte (2). „Diese können in konfligierenden eigenen Interessen bestehen (zum Beispiel die eigene Sicherheit, die „Wahrung des Gesichtes“, wesentliche eigene Entwicklungsziele usw.) oder in konfligierenden politischen, moralischen, religiösen Werten: die Verletzung einer Norm kann gerechtfertigt werden, wenn ein größeres Unrecht dadurch vermieden wird“ (ebd.: 266).

Mit der Beobachtung moralischer Gefühle ist nur die Existenz von moralischen Normen, nicht aber deren Inhalt und Struktur und die Struktur ihrer Begründung belegt. Moralische Emotionen sind nicht nur Indikatoren der Existenz moralischer Regeln. Sie sind Evaluationen einer komplexen Konstellation, die viele Komponenten enthält (vgl. ebd.: 271). Es gibt Regeln für die Anwendung moralischer Normen in spezifischen Fällen. Die den moralischen Emotionen zugrunde liegenden Bewertungen sind immer eingebunden in einen Handlungs- oder Interpretationskontext (zum Beispiel Personwahrnehmungen, Kausalerklärungen, Verantwortlichkeitszuschreibungen, Hypothesen über die Effekte einer Normverletzung, Einstellungen gegenüber dem

Handelnden und dem Opfer, das Selbstkonzept, Aspekte des sozialen Systems und so fort). Es ist die Erfassung der Handlungsintentionen unabdingbar, und zwar zusammen mit einem multiplen Netzwerk von Variablen, um die subjektiven moralischen Regeln, denen sich das Subjekt tatsächlich verpflichtet fühlt, zu erkennen. *„Die Variablen, die motivationale Folgen moralischer Emotionen reflektieren, bieten weitere Informationen, die für die Bestimmung der psychologischen Bedeutung (Validität) relevant sind: Empörung kann zu Vorwürfen disponieren, zu Strafen, zu Bekräftigungen der Geltung einer verletzten Norm im allgemeinen, zur Forderung nach Wiedergutmachung und so weiter. Schuld kann disponieren zur Bitte um Vergebung, zu Sühneleistungen, zu Wiedergutmachungsversuchen oder zur Ausführung kompensatorischer guter Taten gegenüber dritten Personen“* (ebd.: 275). Moralische Emotionen können auch durch geeignete Bewältigungsstrategien (zum Beispiel Neuinterpretation der Anlasssituation) gedämpft oder abgebaut werden. Die Liste der möglichen Bewältigungsstrategien ist lang: Persönliche Normen können verändert werden, ihre Anwendung kann neu spezifiziert werden, Normverletzungen können gerechtfertigt werden, gute Vorsätze können hilfreich sein und so weiter. Auch Bewältigungsversuche sind Indikatoren der Betroffenheit und bestätigen, dass die Gefühle Bewertungen einer für das Subjekt wichtigen und bedeutungsvollen Situation sind. Sie reflektieren die Involviertheit und damit den Bezug zum Selbst.

Das ermöglicht einen Brückenschlag zu Scheeles Annahmen und der von ihr aufgegriffenen Unterscheidung ‚kalter‘ und ‚warmer‘ Kognitionen. Die warme Kognition impliziert die persönliche Betroffenheit und ist die Grundlage für das Empfinden einer Emotion. Aufgrund dieser Konzeption von Emotionen zieht Montada ebenso wie Scheele in Zweifel, dass Emotionen als Widerfahrnisse erlebt werden, die das Subjekt passiv erleidet. Das Subjekt erlebt die Emotionen zwar nicht als eine aktive, frei gewählte Handlungsweise, aber als Reaktion, die durch gegebene Anlässe ausgelöst werden, auf die es unter Umständen Einfluss hat (vgl. ebd.: 266). So kommt Montada zu dem Schluss, dass wir Gefühle durch Kognitionen alimentieren, *„indem wir Anlässe in entsprechender Weise interpretieren und diese Interpretationen immer wieder ins Bewusstsein rufen. Wenn man Gefühle vermeiden oder verändern will, wird man ansetzen an diesen Interpretationen und subjektiven Erkenntnissen über die Situation“* (ebd.: 267). So lässt sich ebenso wie bei Scheele schlussfolgern, dass die zum Ausdruck gebrachte Emotion innerhalb einer Paarbeziehung zum Wertträger wird und sich gerade in der emotional gefärbten Interaktion des Paares die Auseinandersetzung mit Werten und Normen sowie Vorstellungen bezüglich einer Beziehung sehen lässt. Die ausdifferenzierten Regeln für die Zuschreibung von Verantwortlichkeit, die Kategorien von Rechtfertigungen, die Komponenten einer Entschuldigung sowie die diversen motivationalen Folgen von Schuldgefühl und Empörung eröffnen Zugänge zum Verständnis, wie Beziehungskonzepte das Beziehungshandeln beeinflussen können, bei gleichzeitigem Verweis auf die Vielfalt der intervenierenden Variablen. Es lassen sich aber anhand des beschriebenen Modells für die moralische Emotion Schuld Annahmen darüber entwickeln, wie beispielsweise verschiedene Beziehungsnormen/Beziehungskonzepte zu Treue zu unterschiedlichen moralischen Emotionen beziehungsweise zu unterschiedlich intensiven emotionalen Reaktionen führen werden. Es werden sich dazu Beispiele im empirischen Material finden sowie auch zu dem Prozess der Bewältigung von Emotionen durch kognitive Strategien wie beispielsweise der Neuinterpretation der Anlasssituation.

Ein weiterer Aspekt wird hier tangiert: die Regulation von Emotionen. Wenn Emotionen mittels Interpretationen alimentiert und verändert werden sollen, so kann es unter Umständen darum gehen, eine erlebte Emotion auf der Ebene des Ausdrucks zu

modifizieren. Da die Emotionsregulation für partnerschaftsbezogene Interaktionen von Relevanz sein kann, soll sie im folgenden Abschnitt näher beleuchtet werden.

2.5 Emotionsregulation in Paarbeziehungen

Emotionsregulation bezieht sich auf die Prozesse, durch die Menschen beeinflussen, *welche* Emotionen sie haben, *wann* sie diese Emotionen haben und *wie* sie sie erleben und ausdrücken. Emotionsregulationsprozesse können kontrolliert oder automatisch ablaufen, sie können bewusst oder unbewusst sein und auf verschiedenen Ebenen der Emotion greifen: auf der physiologischen Ebene; auf der Ebene des Erlebens einer Emotion sowie auf der Ebene des Ausdrucks einer Emotion (vgl. Gross 1998; Gross 1999; Gross 2002; Gross & John 2002; Gross, Richards & John 2005). Ein Teil der Emotionsregulation kann als strategisch verstanden werden, nämlich dann, wenn mit der Regulation der Gefühle bestimmte Ziele verfolgt werden. Denkbar sind ebenso zielgerichtete Handlungen zur Regulation von Emotionen (Lantermann 2000). Als strategisches Ziel der Emotionsregulation wird von vielen Autoren das „hedonistische Prinzip“ diskutiert (Fischer, Manstead et al. 2004). Es ginge den Menschen primär darum, sich gut zu fühlen. Deshalb müssten unangenehme Gefühle vermieden werden. Demgegenüber betonen Agneta Fischer, Antony Manstead und ihre Mitarbeiter (2004) die These, dass Emotionsregulation stets im sozialen Kontext zu betrachten ist. Menschen entwickelten Annahmen über bestimmte Effekte von Emotionsausdruck auf ihre Beziehungen zu anderen. So würden mit der Art und Weise, wie mit Emotionen umgegangen wird, bewusst oder unbewusst bestimmte Ziele verfolgt. Dabei unterscheidet Fischer drei Motivgruppen (Fischer 2004: 192ff.):

- (1) „Impression management“ (Der PartnerIn gegenüber in einem guten Licht dastehen wollen. Keinen schlechten Eindruck hinterlassen wollen.),
- (2) „prosocial motives“ (Den anderen nicht verletzen beziehungsweise schützen wollen.) und
- (3) „influence“ (Mit dem speziellen Umgang mit den eigenen Gefühlen beim Partner etwas erreichen wollen).

Die AutorInnen Clark, Pataki und Carver (1995) stellen ihren Thesen zu Emotionsregulation die Annahme voran, dass sie ein für Liebesbeziehungen besonders relevantes Thema seien, da die meisten Emotionen in sozialen Situationen auftreten und Liebesbeziehungen diejenigen sozialen Situationen sind, die am meisten Bedeutung für Menschen besitzen. Folglich sollten sie die meisten Emotionen hervorrufen (vgl. ebd.: 348).

Der Ausdruck von Gefühlen in Paarbeziehungen wird aus verschiedenen Gründen strategisch verstärkt oder unterdrückt. Der Ausdruck von Emotionen wie Freude, Traurigkeit und Wut beinhaltet potentielle Interpretationen über die Person, die diese Gefühle zeigt. Menschen sind sich dieser Bedeutungen von Gefühlen bewusst und setzen Gefühle deswegen mitunter strategisch ein, um spezielle Ziele zu erreichen. Eines dieser Ziele ist die strategische Selbstpräsentation (welche dem Motiv „influence“ nach Fischer entspricht). Das Gegenüber soll durch den Ausdruck von bestimmten Emotionen zu einem bestimmten Verhalten bewegt werden. Freude beziehungsweise gute Laune werden verstärkt dargestellt, um als liebenswerter Mensch wahrgenommen zu werden und gemocht zu werden. Das Zeigen von Traurigkeit wird vor allem in communal relationships (zwischen Eltern und Kindern ganz besonders, aber auch zwischen Eheleuten und engen Freunden, vgl. Abschnitt 1.4.4) strategisch eingesetzt, um bedürftig zu erscheinen und Hilfe zu bekommen. In „weniger communal“ Beziehungen ist auch das Darstellen von Wut ein zielführendes Mittel, um ande-

re dazu zu bekommen, gewünschte Verhaltensweisen zu zeigen. Der Preis beim Zeigen von Wut ist jedoch, weniger gemocht zu werden beziehungsweise weniger liebenswürdig zu erscheinen, da wütende Menschen als dominant und weniger liebenswürdig wahrgenommen werden. Diesen Preis nehmen Menschen wahrscheinlich dann in Kauf, wenn es sich entweder um eine Interaktion mit einem Fremden handelt, bei der das Gemochtwerden keine große Rolle spielt, oder wenn sichergestellt ist, dass die Beziehung so stabil ist, dass diese Strategie nicht zum Auflösen der Beziehung führen kann, was bei Eltern und Kindern und aber auch im Arbeitssetting zutrifft (vgl. ebd.: 260).

Einen von der Selbstpräsentation abgegrenzten Grund, Gefühle zu zeigen, nennen die AutorInnen Selbstpromotion (entspricht „impression management“ nach Fischer). Hier geht es darum, darzustellen, ein guter Mensch zu sein, der sich wichtigen Normen und Werten verpflichtet sieht. Beispielhaft wird dafür der Wert, die Gefühle anderer Menschen nicht zu verletzen, angeführt. Selbstpromotion in der Pflicht dieses Wertes wäre dann, sich über ein Geschenk scheinbar zu freuen, nicht gelangweilt auf einer langweiligen Party zu wirken, sich nicht zu freuen, wenn die Freude jemand anderem weh tun würde (vgl. ebd.: 262). Hier verweisen die AutorInnen auf die schwer zu unterscheidende Tatsache, dass Menschen sich aber nicht nur scheinbar über ein Geschenk freuen, was sie eigentlich nicht mögen, weil sie den anderen und sich selbst gegenüber als nette Person erscheinen wollen, die dem oben genannten Wert verpflichtet ist, sondern dass viele Menschen tatsächlich nicht die Gefühle anderer Menschen verletzen wollen.

Ein letzter Grund, Gefühle zu unterdrücken oder extra auszudrücken, ist lediglich, um Erwartungen zu erfüllen und um keine soziale Störung in der Beziehung hervorzurufen. Letztlich nehmen die AutorInnen an, dass strategische Selbstpräsentation von Gefühlen nur dann möglich ist, wenn sich das tatsächlich gefühlte Gefühl nur geringfügig vom ausgedrückten Gefühl unterscheidet. Eine extreme Veränderung (gefühlte Wut und gezeigte Freude) könnte schnell als unglaubwürdig enttarnt werden.

Nun hängt es laut Clark und Brissette (2000) von der Beziehungsart ab, in der man sich befindet oder in der man sich zu befinden glaubt, wie mit den eigenen Gefühlen und denen des Partners umgegangen wird und was für ein Umgang mit Gefühlen als angemessen erachtet wird. Zu glauben, dass der Beziehungspartner für das eigene Wohlergehen sorgt, führe dazu, sich frei zu fühlen Emotionen auszudrücken, denn Emotionen geben Auskunft über die eigenen Bedürfnisse. In communal relationships würden also generell mehr Emotionen gezeigt als in anderen Beziehungen. Und das wird, so Clark, auch als angemessen empfunden. Negative Emotionen in communal relationships auszudrücken zeige an, dass der andere einen Fehler in Bezug auf die eigenen Bedürfnisse gemacht habe und sich verantwortlicher gegenüber diesen Bedürfnissen zeigen sollte. Oder aber dass man gestresst und bedürftig ist aus Gründen, die außerhalb der Beziehung liegen und dass der Partner darauf eingehen sollte (vgl. ebd.: 225). Aber der Umgang mit Emotionen variiert bei den verschiedenen Ausprägungen von communal relationships.

In verpflichtenden communal relationships werden mehr negative Gefühle ausgedrückt als in freiwilligen, weil kein Risiko besteht, der andere könnte die Beziehung verlassen (vgl. Abschnitt 1.4.4). In asymmetrischen communal relationships (Eltern - kleines Kind) hält der Part mit mehr Verantwortung negative Gefühle im Ausdruck zurück und zeigt hingegen mehr positive Gefühle. Soviel Verantwortung, wie man glaubt, dass der andere übernehmen kann, so viele Bedürfnisse werden durch Emotionen ausgedrückt. Je unsicherer eine Beziehung ist, desto größer die Abneigung, negative Emotionen zu zeigen. Das würde zuviel Druck ausüben und nicht mit dem

Wunsch korrespondieren, sich selbst vorteilhaft darzustellen. Je länger, also sicherer, eine Beziehung, desto angemessener scheint es, auch negative Emotionen zu zeigen.

Obwohl es also in communal relationships normativ mehr Anlass und Ermutigung gibt, Gefühle auszudrücken als in anderen Beziehungen, benennen die Autorinnen eine Vielzahl von Gründen, weswegen der Ausdruck von Emotionen dennoch reguliert wird. Gefühle werden zurückgehalten, weil sie die Beziehung gefährden können, und Gefühle werden strategisch eingesetzt zum Zwecke einer „Selbstpräsentation“ (vgl. ebd.: 225).

Die hier vorgestellten Ergebnisse zu Emotionsregulation sollen die Komplexität des interaktionalen Gefüges einer Partnerschaft verdeutlichen. Die Forschungsergebnisse der eigenen empirischen Arbeit werden zeigen, dass Beziehungskonzepte sich bis auf die Ebene der Emotionsregulation auswirken, nämlich zum Beispiel dann, wenn erlebte emotionale Reaktionen auf das Verhalten des Partners nicht den eigenen Werten und Einstellungen entsprechen und daher eine Notwendigkeit empfunden wird, diese erlebten Gefühle zu verändern.

Was sind nun die Ergebnisse der verschiedenen Beziehungskonzepte und ihrer motivationalen Folgen? Beziehungsinteraktionen können meines Erachtens als eine nicht abreiende Folge von Handlung, Interpretation, emotionaler Reaktion, motivationaler Folge (Handlung) und so weiter angesehen werden. Als ‚outcome‘ oder Ergebnis dieser kontinuierlichen Abfolge partnerschaftlicher Interaktionen werden innerhalb der Psychologie in der Regel die Konstrukte Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität betrachtet und gemessen, obwohl es sich um dynamische Größen handelt. Diese beiden Parameter, welche auch als Beziehungsqualität zusammengefasst werden, stehen im Zentrum des folgenden Kapitels.

3. Beziehungskonzept, Beziehungshandeln und der Einfluss auf die Beziehungsqualität

Es sollen nun, zum Abschluss des theoretischen Teils dieser Arbeit, die Konzepte Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität eingeführt werden (Abschnitt 3.1). Sie dienen innerhalb der partnerschaftspsychologischen Forschung als die beiden Parameter, an denen der Erfolg einer Paarbeziehung gemessen wird (vgl. Karney & Bradbury 1995, Hassebrauck 1995, Arránz Becker 2008). Es wird das Vulnerabilitäts-Stress-Adaptationsmodell zur Vorhersage von Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität von Karney und Bradbury (1995) vorgestellt (Abschnitt 3.2). Dieses Modell bietet einen Rahmen, in den sich theoretische und empirische Befunde zur Paarentwicklung einordnen lassen. In Abschnitt 3.3 werden die Forschungsergebnisse zu Beziehungskonzepten und deren Einfluss auf Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität vorgestellt. In der Diskussion darüber, welche Variablen sich auf Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität auswirken können, eröffnet das Modell von Karney und Bradbury (1995) den Blick auf die makro- und mikrosozialen Ebenen einer Paarbeziehung. Zur Vertiefung der Frage, welche Ebenen von Raum und Zeit die Paarbeziehung beeinflussen, und um eine Folie zu bieten, auf der sich meine Überlegungen nachvollziehen lassen, wie Beziehungskonzepte Beziehung beeinflussen, soll am Ende des Kapitels das integrative Rahmenmodell der Paarentwicklung von Schneewind (1997) vorgestellt werden. Damit ist gleichzeitig eine Ge-

genstandsbestimmung der Paarbeziehung nachgereicht, auf die zu Beginn des Theorieteils verzichtet wurde (Abschnitt 3.4).

3.1 Beziehungsqualität – ein Produkt aus Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität

Das Konzept der Beziehungs- beziehungsweise Partnerschaftsqualität wird innerhalb der Psychologie als Konglomerat subjektiver Bewertungen unterschiedlichster Aspekte der Beziehung definiert. Es werden sowohl personale als auch interpersonale Aspekte als konstitutiv für die Qualität einer Paarbeziehung angesehen. Untersuchungseinheit kann also einmal das Individuum sein und einmal die Dyade (vgl. Arránz Becker 2008:15).

3.1.1 Beziehungszufriedenheit

Beziehungsqualität ist ein komplexes Konstrukt. Zahlreiche Aspekte und Dimensionen werden unter diesem Namen diskutiert (vgl. Hassebrauck, 1995). Zentral ist dabei fraglos das Kriterium der Beziehungszufriedenheit¹⁷, weil es in der Partnerschaftsforschung neben der Beziehungsstabilität als zweite Kriteriumsvariable für den Erfolg von Paarbeziehungen fungiert (Banse 2003: 20). Beziehungszufriedenheit zielt auf die Frage ab, wie glücklich oder unglücklich die beiden Partner aktuell mit ihrer Beziehung sind. Fragebögen zur Erfassung von Beziehungszufriedenheit unterscheiden sich darin, ob sie eindimensional die Beziehungszufriedenheit erheben oder mehrdimensional die Zufriedenheit mit verschiedenen Aspekten der Beziehung oder verschiedene Qualitäten der Beziehung erfassen (Arránz Becker 2008: 15, Banse 2003: 20). Ein älteres, aber immer noch verbreitetes Instrument ist die Dyadic Adjustment Scale (DAS) von Spanier (1976, deutsch von Klann et al. 2002), mit der ein Gesamtindex der Beziehungsqualität und die vier Dimensionen „dyadische Übereinstimmung“, „Ausdruck von Gefühlen“, „Erfüllung in der Partnerschaft“ und „partnerschaftlicher Zusammenhalt“ erhoben werden. Der Partnerschaftsfragebogen (PFB) von Hahlweg (1996) umfasst die drei Subskalen „Streitverhalten“, „Zärtlichkeit“ und „Gemeinsamkeit/Kommunikation“, die ebenfalls zu einem Gesamtwert zusammengefasst werden können.

Kritisch zu betrachten ist bei den erwähnten mehrdimensionalen Messinstrumenten deren mangelhafte theoretische Fundierung. So konnte beispielsweise weder nachgewiesen werden, dass die Quantität der Konflikte für alle Paare einen Effekt auf die Beziehungsqualität ausübt, noch ist die Auswahl der einzelnen Dimensionen und der Verzicht auf andere Aspekte der Partnerschaftsqualität (zum Beispiel Sexualität) theoretisch nachvollziehbar und einheitlich gestaltet. Als weitere Probleme kommen die inhaltlichen Überschneidungen der Subskalen mit einzelnen psychologischen Variablen wie Konflikten oder Interaktionsmerkmalen hinzu, die zu einer Überschätzung der statistischen Zusammenhänge führen, da unabhängige und abhängige Variable durch diese Überlappung gemeinsame Varianz binden und dadurch konfundiert sind (Arránz Becker 2008: 16, Banse 2003: 20). Als Reaktion auf die beschriebenen Probleme entstand der „individual feelings“- oder „subjective feelings“-Ansatz (Hendrick 1988). Die genannten Probleme des „adjustment“-Ansatzes werden dadurch umgan-

¹⁷ Meines Wissens wird Beziehungszufriedenheit nicht einheitlich als Teilaspekt der Beziehungsqualität, sondern teilweise auch als überlappendes Konzept betrachtet. Arránz Becker (2008: 17) reserviert den Begriff der Beziehungszufriedenheit für die eindimensionale Messung gemäß des „subjective feelings“-Ansatzes. Die mehrdimensionale Messung fasst er als Beziehungsqualität.

gen, dass ausschließlich das Ausmaß subjektiver, globaler Zufriedenheit in beziehungsweise mit der Partnerschaft erfasst wird. Ein international etabliertes Instrument dieser Art ist die sieben Items umfassende Relationship Assessment Scale (RAS) von Hendrick (1988), die im deutschsprachigen Raum vorwiegend als „Zufriedenheit in Paarbeziehungen“-Skala (ZIP) von Hassebrauck (1991) etabliert ist. Eine hohe Beziehungszufriedenheit ist ein Prädiktor für Beziehungsstabilität. Interessanterweise trifft auf eine niedrige Beziehungszufriedenheit nicht der umgekehrte Effekt zu. Menschen mit niedriger Beziehungszufriedenheit haben nicht zwangsläufig eine niedrige Beziehungsstabilität, was deutlich darauf hinweist, dass andere Dimensionen ebenso die Qualität einer Beziehung bestimmen. Weitere Dimensionen sind zum Beispiel Commitment, Intimität, Vertrauen, Leidenschaft und Liebe (Fletcher et al. 2000), aber auch Übereinstimmung und Unabhängigkeit (Hassebrauck & Fehr 2002) sowie Konflikt, Altruismus und Sicherheit (Bierhoff & Grau 1997). Da das Konstrukt der Beziehungsqualität uneinheitlich ist, wird bei der Untersuchung möglicher Einflussgrößen auf den Erfolg einer Beziehung in der Regel auf die Beziehungszufriedenheit zurückgegriffen, welche klarer definiert ist und in hoher Ausprägung eine stabile Korrelation zur Beziehungsstabilität aufweist.

3.1.2 Beziehungsstabilität

Beziehungsstabilität wird in der Regel binär gemessen: Eine Beziehung ist dann stabil, wenn sie zu einem zweiten Messzeitpunkt nach wie vor besteht. Es handelt sich um eine eindimensionale Kategorie. Da sich ein Trennungsprozess einer Beziehung aber meistens in mehreren Zwischenstadien vollzieht, existieren auch differenziertere Skalen zur Erhebung der Beziehungsstabilität. Das Marital Status Inventory (MSI) von Weiss und Cerreto (1980, deutsch von Scholz 1983) will Trennung anhand von 14 abgestuften Items erfassen, die von gelegentlichen Trennungsgedanken über konkrete Überlegungen zur Durchführung einer Trennung, das Unternehmen konkreter Schritte (zum Beispiel das Kontaktieren eines Anwaltes) bis hin zum Vollzug der Trennung reichen (vgl. Banse 2003:19, Arránz Becker 2008: 18f.). Dieses differenzierte Instrument bietet gegenüber der binären Messung der Beziehungsstabilität die Vorteile, dass Zusammenhänge zu Trennungsursachen leichter erkannt werden können, da Trennungsabsichten früher diagnostiziert werden können. Allerdings muss dabei berücksichtigt werden, dass der Zusammenhang zwischen Trennungsgedanken und tatsächlicher Trennung nicht sehr eng ist. Viele Partner erwägen ernsthaft eine Trennung, setzen sie jedoch nicht in die Tat um, während andere sich aufgrund punktueller Ereignisse (zum Beispiel Untreue des Partners) trennen, ohne eine Trennung vorher ernsthaft erwogen zu haben.

Arránz Becker (2008: 18f.) betont die Unterscheidung zwischen der Erhebung des formalen Partnerschaftsstatus, der der binären Messung „zusammen – getrennt“ gleichkommt, und der subjektiven Stabilitätseinschätzung durch die Partner. Mit Hinweis auf den abnehmenden Institutionalisierungsgrad der Partnerschaft und die damit einhergehende Pluralisierung der Lebensformen, die die „objektive“ Einschätzung des Partnerschaftsstatus mehrdeutig und auch inhaltlich problematisch machen, kommt Arránz Becker zu dem Schluss, dass der subjektiven Stabilitätseinschätzung der Vorzug zu geben sei. Diese stellen evaluative Kognitionen dar, die nur durch Introspektion zugänglich sind und im Partnerschaftsverlauf unter Umständen stark variieren können. Zur Messung dienen beispielsweise die oben erwähnte MSI. Zu berücksichtigen sei dabei, dass diese Instrumente sensitiver sind und damit mehr Varianz aufklären. Bei Analysen zur subjektiven Partnerschaftsstabilität könnte es zu einer Unterschätzung der Bedeutung von Trennungsbarrieren und beziehungspezi-

fischen Investitionen kommen, wenn außer Acht gelassen wird, dass zur Realisation einer Handlung die Intention allein bei weitem nicht genügt, sondern dass die Realisation eben auch von (wahrgenommenen) Optionen und Restriktionen abhängt (vgl. ebd.: 20). Das beeinträchtigt jedoch nicht grundsätzlich die Nützlichkeit der Messung der Beziehungsstabilität durch subjektive Einschätzungen.

3.2 Das Vulnerabilitäts-Stress-Adaptationsmodell von Karney & Bradbury

Aus der Auswertung von 115 Längsschnittstudien zu Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität und unter Bezugnahme auf theoretische Annahmen entwickelten Benjamin R. Karney und Thomas N. Bradbury (1995) ein Rahmenmodell zur Vorhersage von Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität. Sie nennen es das Vulnerabilitäts-Stress-Adaptationsmodell. Eine Beziehung ist nach Meinung der Autoren als permanenter Anpassungsprozess innerhalb der Beziehung und entsprechender Einschätzung der Beziehungsqualität zu verstehen. Wie in Abbildung 12 dargestellt, sind es die beiden Variablengruppen „Überdauernde Eigenschaften“ der Beziehungspartner und „Belastende Ereignisse“, die „Anpassungsprozesse“ erforderlich machen sowie diese erleichtern oder erschweren. Was in deutschen Übersetzungen als „Überdauernde Eigenschaften“ gefasst wird (Schneewind & Wunderer 2003: 243), nennen die Autoren im Original „enduring vulnerabilities“. Hier stehen also die Schwächen beziehungsweise Verletzlichkeiten der Beziehungspartner im Fokus. Aber auch die gesamte Geschichte der Beziehungspartner, ihr „background“ zählen dazu (vgl. ebd.: 24). Belastende Ereignisse sind auf der Makroebene und der Mikroebene zu denken. Auf der Makroebene lassen sich „normative“ – im Sinne von im Beziehungsverlauf erwartbaren (zum Beispiel die Geburt eines Kindes) – und „nicht normative“ (zum Beispiel schwere Krankheit eines Partners) kritische Lebensereignisse unterscheiden. Für die Mikroebene sind beispielhaft kleinere alltägliche Meinungsverschiedenheiten (über Aufgabenverteilung im Haushalt, Sexualität, Erziehung der gemeinsamen Kinder) zu nennen, welche sich ebenfalls auf die dyadischen Anpassungsprozesse auswirken können. Diese „Anpassungsprozesse“, wie sie dem Paar gelingen oder nicht, beeinflussen die „Beziehungszufriedenheit“ und damit auch die „Beziehungsstabilität“. Die verschiedenen Pfade des Modells bezeichnen die komplexen und wechselwirkenden Beziehungen zwischen den einzelnen Variablen: Die Beziehungszufriedenheit ist eine Funktion der angesammelten Erfahrungen mit und Reaktionen auf Interaktionen in der Partnerschaft (Pfad F). Und die Einschätzung der Beziehungsqualität beeinflusst ihrerseits, wie die Partner mit verschiedenen Schwierigkeiten und Übergängen umgehen und diese lösen (Pfad G).

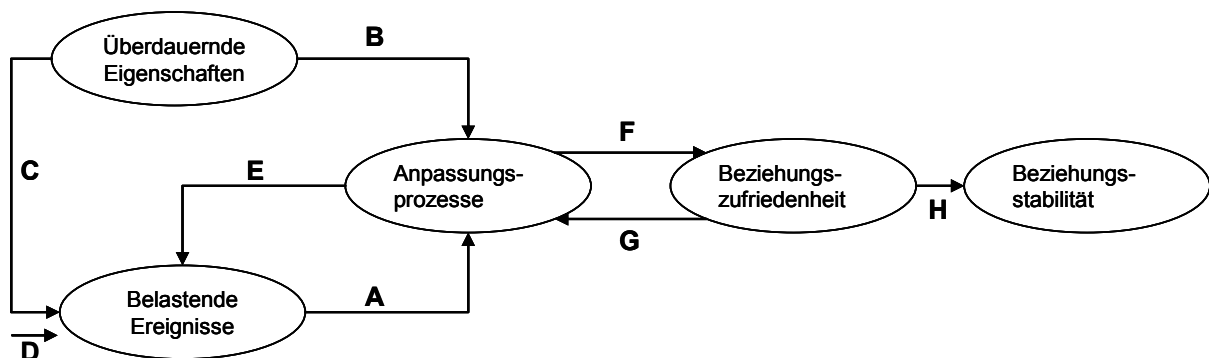


Abbildung 12: Das Vulnerabilitäts-Stress-Adaptationsmodell nach Karney und Bradbury (1995).

Das Verhalten, welches die Partner an den Tag legen, wird durch die Stressoren und Schwierigkeiten, mit denen sie konfrontiert sind, determiniert (Pfad A). Die Art und Weise, wie Partner auf diese Stressoren reagieren und mit ihnen umgehen, kann diese in Wechselwirkung wiederum erleichtern oder erschweren (Pfad E). Stabile Persönlichkeiten beziehungsweise vorhandene Schwächen oder Verletzlichkeiten (Vulnerabilitäten) können sich direkt auf belastende Ereignisse auswirken, an die Paare sich anpassen müssen: Vulnerabilitäten können selbst der Ursprung belastender Ereignisse sein (Pfad C) oder sie können die Anpassungsleistung des Paares beeinflussen (Pfad B). Ansonsten können die Stressoren Ereignisse sein, die außerhalb der Beziehung ihren Ursprung haben (Pfad D). Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität schließlich werden als konzeptionell unabhängige Dimensionen begriffen – stabile Beziehungen müssen nicht immer von beiden Partnern als zufrieden stellend erlebt werden. Glückliche, aber dennoch instabile Partnerschaften sind dagegen wenig wahrscheinlich, eine hohe Beziehungszufriedenheit wird demgemäß als partnerschaftsstabilisierend erachtet (Pfad H) (vgl. Karney & Bradbury 1995: 23). Die Vorteile dieses Modells liegen in der Verbindung von distalen und proximalen Kontextvariablen¹⁸, die auf die Paarbeziehung wirken. Es ist in der Lage zu erklären, wie Entwicklung ausgelöst wird und die Ergebnisvariablen Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität beeinflussen kann.

3.3 Beziehungskonzept und Beziehungszufriedenheit

Karney und Bradbury (1995: 17) kommen in der Auswertung der 115 Studien zu Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität auf nahezu 200 Variablen, deren Einfluss auf den Beziehungserfolg gemessen wird. In diesem Abschnitt soll gemäß der Fragestellung der vorliegenden Arbeit das Beziehungskonzept herausgegriffen werden. Im Sinne des Vulnerabilitäts-Stress-Adaptationsmodells nach Karney und Bradbury (1995) ist das Beziehungskonzept den „Überdauernden Eigenschaften“ der Beziehungspersonen zuzuordnen (vgl. Abschnitt 3.2). So lässt sich annehmen, dass das Beziehungskonzept, wenn es bei den Beziehungspartnern stark voneinander abweicht, zum belastenden Ereignis werden kann (Pfad C), dass es aber auch direkt Paarinteraktionen beziehungsweise Anpassungsprozesse beeinflusst, wenn das Paar belastenden Ereignissen gegenüber steht (Pfad B). Im integrativen Rahmenmodell der Paarentwicklung von Schneewind (1997), (vgl. Abschnitt 3.4), wird deutlich, wie individuelle Beziehungskonzepte von Mann und Frau den gemeinsamen Ehe- beziehungsweise Beziehungstyp bestimmen können (nachdem Anpassungsprozesse erfolgreich verlaufen sind, die in diesem Modell nicht gesondert dargestellt werden). Bevor dieser Aspekt im empirischen Teil wieder aufgegriffen wird, sollen an dieser Stelle Forschungsergebnisse vom Einfluss des Beziehungskonzeptes beziehungsweise allgemeiner von Werthaltungen und Überzeugungen auf die Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität referiert werden.

Explizite Untersuchungen zum Beziehungskonzept konnte ich nur bei Hassebrauck finden (vgl. Abschnitt 1.1). Mehr Studien widmen sich hingegen dem Einfluss von Einstellungsähnlichkeiten auf die Partnerschaftszufriedenheit. In ihrer Metaanalyse

¹⁸ Dies knüpft an das kontextuelle Modell von Bradbury und Fincham (1989) an, die unter dem distalen Kontext allgemeinere, breitere Einflussgrößen auf die Paarbeziehung fassen (zum Beispiel Persönlichkeitseigenschaften, Werte und Erfahrungen der Person). Unter dem proximalen Kontext sind unmittelbare Einflussgrößen zu verstehen, wie zum Beispiel kleinere Streitigkeiten (vgl. Schneewind & Wunderer 2003: 241).

zu Determinanten des Partnerschaftserfolgs berichten Karney und Bradbury (1995) positive aggregierte Effekte der Einstellungshomogamie auf Ehequalität (Frauen: $r=.12$, Männer: $r=.07$) und Ehestabilität ($r=.28$). Die Merkmale, anhand derer die Auswirkungen von Ähnlichkeit empirisch untersucht worden sind, reichen von Einstellungen (politisch und sozial) über Freizeitinteressen bis hin zu Persönlichkeitsmerkmalen. Hassebrauck (1990) zeigt, dass sich objektive Einstellungshomogamie und gleiche Freizeitinteressen unter Vermittlung durch wahrgenommene Ähnlichkeit positiv auf die Partnerschaftszufriedenheit auswirken. Brandstätter und Kronberger (2003) finden im Querschnitt ebenfalls deutliche positive Effekte des Wertkonsenses auf die Beziehungsqualität. Es zeigt sich zudem, dass die Bedeutung des Wertkonsenses im Beziehungsverlauf ansteigt. Zu Beginn einer Beziehung spielt Ähnlichkeit in Merkmalen, die auf den ersten Blick erkennbar sind, eine Rolle (Aussehen, sozialer Status). Erst später wird auf die Übereinstimmung der Werthaltungen geachtet. Es sei zwar von einer gewissen Ähnlichkeit auch in Werthaltungen auszugehen, da sich Beziehungen meistens innerhalb gleicher sozialer Gruppen anbahnen, aber Unterschiede, wenn sie vorhanden sind, treten häufig erst später zutage.

Luo und Klohnen (2005) berichten in ihrer umfassenden Untersuchung unter anderem positive Effekte ähnlicher politischer Einstellungen und Wertorientierungen. Allerdings zeigt sich bezüglich der Ähnlichkeit politischer Einstellungen ein quadratischer Effekt, das heißt, extreme Ähnlichkeit *und* extreme Unähnlichkeit steigern die Partnerschaftszufriedenheit. Die Autoren werten dies als Hinweis auf partielle Wirksamkeit des Komplementaritätsprinzips.

Wenn zwischen subjektiver und objektiver Ähnlichkeit (Klein 1997) unterschieden wird, ergibt sich das folgende Bild: Während im Querschnitt die wahrgenommene Einstellungsähnlichkeit den besten Prädiktor für die Partnerschaftszufriedenheit darstellt (Brandstätter & Kronberger 2003; Grau & Bierhoff 1998; Hassebrauck 1990), erweisen sich die tatsächliche Ähnlichkeit und das gegenseitige Kennen der Partner zur prospektiven Vorhersage der Beziehungsstabilität als relevant (Grau & Bierhoff 1998). Die momentane Partnerschaftszufriedenheit scheint demzufolge eher auf dem wahrgenommenen Konsens zu basieren und weniger von den tatsächlichen Einstellungen des Partners abhängig zu sein. Für die längerfristige Beständigkeit der Partnerschaft genügt die wahrgenommene Übereinstimmung hingegen nicht, möglicherweise auch deshalb, weil in der Entwicklungsperspektive die tatsächliche Passung beider Partner zunehmend wichtiger wird (Hatfield & Rapson 1992: 211).

Von den bisher besprochenen allgemeinen Einstellungen und Wertorientierungen, die keinen direkten Bezug zur eigenen Partnerschaftsgestaltung aufweisen, beschäftigen sich einige Untersuchungen mit direkt partnerschaftsbezogenen Überzeugungen wie Geschlechtsrollenorientierungen. Dieses Konzept bezeichnet individuelle Vorstellungen darüber, welche Rollen und Verhaltensweisen den beiden Geschlechtern zugeordnet werden sollten (Pfrang 1991). Die Ausprägung kann auf einem Kontinuum mit den beiden Polen Traditionalität und Modernität variieren, wobei eine traditionale Geschlechtsrollenorientierung auf die alleinige Ernährerrolle des Mannes und die Übernahme häuslicher Tätigkeiten durch die Frau verweist. In einigen zu meist älteren Studien wurde die Bedeutung der dyadischen Ähnlichkeit von Geschlechtsrollen für den Partnerschaftserfolg analysiert. Die empirischen Befunde deuten darauf hin, dass Übereinstimmung bezüglich der Geschlechtsrollen positiv auf den Partnerschaftserfolg wirkt. Bahr et al. (1983) berichten einen deutlichen Homogamieeffekt der Geschlechtsrollenorientierung auf die Ehequalität, und in der Studie von Bowen und Orthner (1983) weist ein bestimmter Typ heterogamer Paare - nämlich solche mit traditionalem Mann und "modern" orientierter Frau - die geringste

dyadisch gemittelte Ehequalität auf. Lye und Biblarz (1993) konstatieren im Einklang mit dem zuletzt genannten Befund, dass Paare mit traditionalem Mann und progressiver Frau eine erhöhte subjektive Instabilität berichten. Bezüglich der Beziehungszufriedenheit und Konflikte zeigt sich ebenfalls eine tendenziell günstigere Ausprägung (geringeres Konfliktniveau, höhere Zufriedenheit) bei Paaren mit übereinstimmenden Geschlechtsrollenorientierungen. Kalmijn (2005) weist eine Konvergenz der Geschlechtsrollen über die Beziehungsdauer nach. Seinen Ergebnissen zu Folge findet im Beziehungsverlauf eine Angleichung der Geschlechtsrollenorientierungen beider Partner statt. Vertiefende Analysen zeigen, dass sich dabei eher der traditionale Partner an den egalitären Partner angleicht als umgekehrt und dass diese Anpassung umso stärker ausfällt, je salienter Geschlechtsrollen in der Partnerschaft werden (indiziert zum Beispiel über die Geburt eines Kindes). Dieser Befund weist darauf hin, dass in entsprechenden Analysen die Beziehungsdauer von Bedeutung ist. Als abhängige Variable wird meist nur die Beziehungszufriedenheit erhoben. Daher gibt es relativ wenige Befunde zur Beziehungsstabilität. Grau und Bierhoff (1998) konnten nachweisen, dass hohe Ähnlichkeit der Partner bezüglich ihres Commitments zu einer geringeren Trennungswahrscheinlichkeit nach einem Jahr führt. Esser (2002), der in seinen Untersuchungen zum Eheframing Einstellungsähnlichkeit zusammen mit weiteren Indikatoren zu einem Index zusammenfasste, fand für diese Variable einen das Scheidungsrisiko senkenden Effekt. Arránz Becker (2008) untersucht unter der Fragestellung „Was hält Partnerschaften zusammen?“ verschiedene potentielle Einflussgrößen, so auch die Einstellungen und Orientierungen. Unter Einstellungen fasst er die Homogenität der Partner in Bezug auf Konfessionszugehörigkeit, Bildung und traditionale Geschlechtsrollenorientierungen. Auch er findet die Hypothese bestätigt, dass Einstellungsähnlichkeit die Beziehungszufriedenheit erhöht. Zudem konnte er feststellen, dass niedrige traditionale Geschlechtsrollenorientierungen sich negativ auf die Beziehungsstabilität auswirken.

3.4 Das integrative Rahmenmodell der Paarentwicklung von Schneewind

Klaus Schneewind und Eva Wunderer haben 2003 ein integratives Rahmenmodell der Paarentwicklung veröffentlicht, welches meines Erachtens die gesamten Einflussgrößen auf eine Paarbeziehung gut abzubilden und in ein relationales Gefüge zu setzen vermag. Es handelt sich um ein Prozess-Person-Kontext-Modell, das heißt, es werden neben den Veränderungsprozessen die individuellen Merkmale der sich entwickelnden Personen sowie Merkmale des Entwicklungskontextes berücksichtigt (siehe Abbildung 13). Es lassen sich drei Kontextaspekte unterscheiden: der distale Kontext (Kontextebene), der proximale Kontext (Paarebene) und der zeitliche Kontext, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander verknüpft und eine Einordnung in den Familienlebenszyklus mit seinen jeweils phasenspezifischen Entwicklungsaufgaben erlaubt (Schneewind & Wunderer 2003: 247). Im Zentrum des Modells steht die *Paarbeziehung*. Hier ist der proximale Kontext anzusiedeln mit der zentralen Prozessvariable der Paarkommunikation. Weiterhin kann nach verschiedenen Ehe- beziehungsweise Paartypen differenziert werden, oder nach dem subjektiv wahrgenommenen Paarklima.

Wie eine *Person* ihre Beziehung lebt und erlebt, wird auch in Schneewinds Modell in Abhängigkeit von ihrer Persönlichkeit, ihrem Lebensstil, ihren Vorstellungen und Werthaltungen gesehen. Diese sind geprägt durch die *persönliche Beziehungsgeschichte*. So können zum Beispiel die eigenen Eltern eine funktionierende Partnerschaft vorleben oder im Streit auseinander gehen (Ehemodell der Eltern) und somit

ihren Kindern entsprechende Delegationen¹⁹ mit auf den Weg geben. Neben der individuellen Beziehungsgeschichte beider Partner spielt die *gemeinsame Beziehungsgeschichte* des Paares eine große Rolle. Aus welchen Motiven wurde geheiratet? Weil ein Kind unterwegs war, oder nach reiflicher Überlegung und einer langen „Probezeit“? Konnten Krisen für beide Partner zufrieden stellend bewältigt und so möglicherweise neue Ressourcen geschaffen werden, die die Partnerschaft stabilisieren? Die gemeinsame Geschichte wirkt fort in die gemeinsame Gegenwart, und sie bleibt von dieser nicht unbeeinflusst; vielmehr wird sie nach Maßgabe der aktuellen Beziehungssituation umgeschrieben (Rückwirkung im Modell nicht berücksichtigt). Als dritter Zeitaspekt steht die *Zukunft*: Jedes Paar hat Pläne und Erwartungen hinsichtlich des Fortbestandes und der Qualität der Beziehung. Es gilt, bestimmte Entwicklungsaufgaben zu meistern. Welchen Verlauf die Beziehungsgeschichte einer Person und eines Paares nimmt, hängt maßgeblich auch von Einflussgrößen außerhalb der Paarbeziehung ab, vom *materiellen und sozialen, dem distalen Kontext*. Arbeitslosigkeit oder finanzielle Engpässe können eine Beziehung belasten, ein stützendes familiäres und soziales Umfeld kann sie entlasten. Dabei sind Wechselwirkungen anzunehmen: Man kann Ärger aus dem Büro mit nach Hause nehmen, aber auch Ärger von Zuhause mit ins Büro. Kontextbedingungen von Mann und Frau sind zudem oftmals eng verwoben: gemeinsamer Besitz, gemeinsame Freunde, gemeinsame Kinder und Verwandte. In einem zweidimensionalen Modell ist das schwer wiederzugeben. Der Kontext bildet eine Hülle, so Schneewind, der die Paar- und Personenebene einschließt.

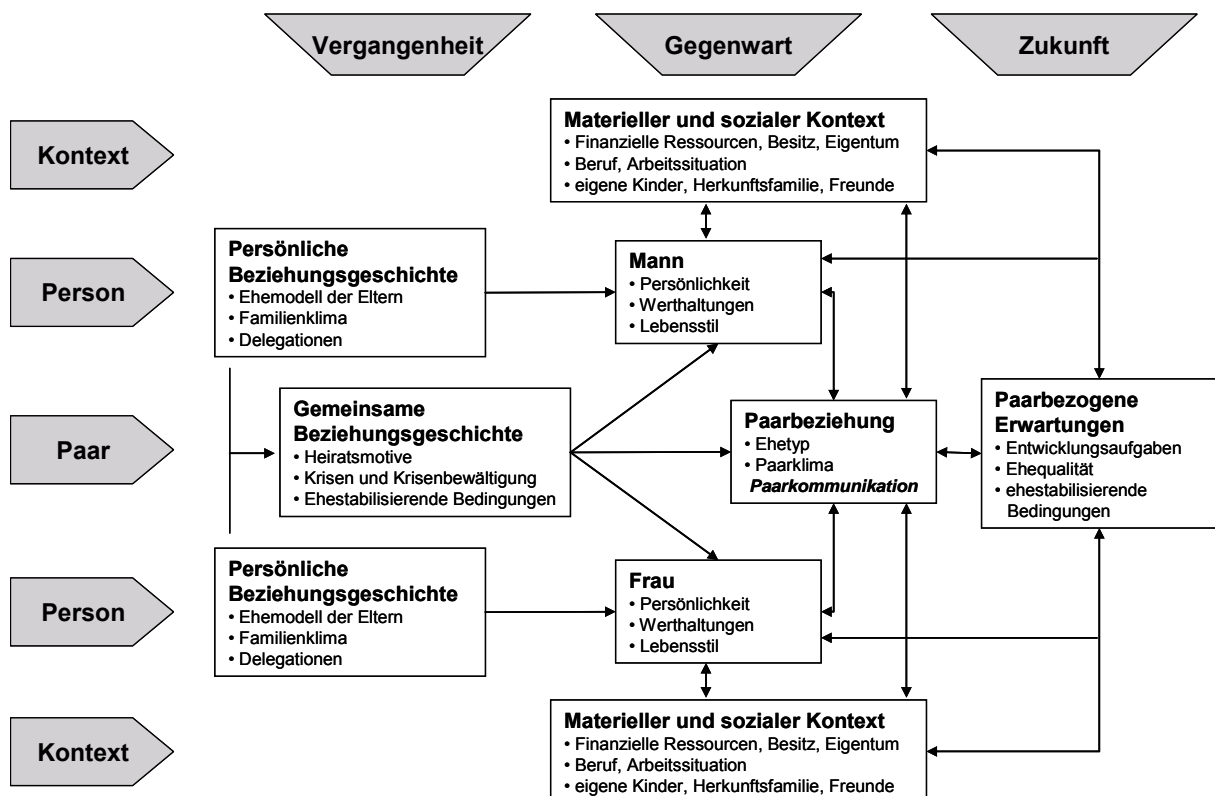


Abbildung 13: Integratives Rahmenmodell der Paarentwicklung nach Schneewind (1997).

Im vorgestellten integrativen Rahmenmodell der Paarentwicklung von Schneewind (1997) wird deutlich, wie individuelle Beziehungskonzepte von Mann und Frau den

¹⁹ „Delegationen sind implizite Aufträge (der Eltern) hinsichtlich der Beziehungsgestaltung und des Lebensstils (an ihre Kinder)“ (Schneewind & Wunderer 2003: 246).

gemeinsamen Ehe- beziehungsweise Beziehungstyp bestimmen können, nachdem Anpassungsprozesse erfolgreich verlaufen sind, die in diesem Modell nicht gesondert dargestellt werden. Es ist daher im Vergleich zum Vulnerabilitäts-Stress-Adaptationsmodell von Karney und Bradbury (1995) ein eher statisches Modell, da es die zu leistenden Anpassungsprozesse nicht explizit abbildet. Dennoch eignet sich das Modell von Schneewind sehr gut als Heuristik für Analysen zur Paarentwicklung sowie als Abbild der relevanten Aspekte, die unter dem Begriff der Paarentwicklung zu fassen sind.

4. Zusammenfassung

Der theoretische Teil der vorliegenden Arbeit diente der Herleitung und Beschreibung von Beziehungskonzepten sowie der Untersuchung des Einflusses des Beziehungskonzeptes auf das Beziehungshandeln unter Beachtung der Rolle der Emotionen. Es wurde daraufhin gefragt, wie Beziehungskonzept und Beziehungshandeln die Beziehungsqualität beeinflussen.

Kognitionspsychologisch kann das Beziehungskonzept als Schema, das heißt als mentale Repräsentation von Beziehung verstanden werden. Es sind sowohl die Annahmen und Überzeugungen, wie Beziehung ist, als auch die Ansprüche, Anforderungen und Maßstäbe, wie Beziehung sein sollte, die das Beziehungskonzept umfasst. Es kann außerdem als in verschiedene Subschemata und Schematypen untergliedert aufgefasst werden. Subschemata können sich beispielsweise auf Liebe, Treue und Commitment beziehen (vgl. Abschnitt 1.1). Die Unterscheidung verschiedener Schematypen geht auf Fiske und Taylor (1991) zurück, die *prozedurale soziale Schemata*, *Ereignisschemata*, *Selbstschemata*, *Rollenschemata* und *Personenschemata* differenzieren (vgl. Abschnitt 1.1.3).

Beziehungskonzepte können von Person zu Person verschieden stark ausdifferenzierte Inhalte (Subschemata) enthalten. Beziehungskonzepte können anhand dieser individuell verschiedenen Inhalte in Typen unterteilt werden. Auf Witte und Kraft (1992) geht die Unterscheidung in pragmatisches und romantisches Beziehungskonzept (beziehungsweise Leitbild von Liebe und Partnerschaft) zurück (vgl. Abschnitt 1.3). Beziehungskonzepte können des Weiteren – basierend auf austauschtheoretischen Überlegungen – nach Austauschorientierung und „communal relationship“-Orientierung unterschieden werden (vgl. Abschnitt 1.4), wobei die Prägnanz dieser Differenzierung in Zweifel zu ziehen ist.

Beziehungskonzepte sind von gesellschaftlicher Entwicklung determiniert (vgl. Abschnitt 1.5). In diesem Sinne könnte von vorindustriellen und modernen Beziehungskonzepten gesprochen werden. Dies kommt jedoch der Unterscheidung nach Kraft und Witte (1992) in pragmatische und romantische Beziehungskonzepte sehr nahe. Die zeitgenössischen gesellschaftlichen Entwicklungen lassen eine Pluralisierung von Beziehungskonzepten annehmen, zu deren Legitimierung und moralischer Untermauerung individuelle Bedürfnisse herangezogen werden (vgl. Abschnitt 1.5.1 und 1.6).

Zur Untersuchung des Einflusses von Beziehungskonzepten auf Beziehungshandeln wird im zweiten Kapitel zunächst das Rubikonmodell der Handlungsphasen nach Heckhausen und Gollwitzer (1987) vorgestellt. Das Modell allein lässt noch keine Aussagen über die Wirkweise von Beziehungskonzepten auf Beziehungshandeln zu. Erst die Ergänzung von Kuhl legt nahe, dass individuelle Unterschiede in Form von Bedürfnissen, Erfahrungswissen, so genanntem bedürfnisrelevanten Wissen die Viel-

falt menschlichen Verhaltens erklären. Sie wirken auf die Interpretation einer Situation, die Intentionenbildung, die Auswahl der geeignet scheinenden Strategien sowie auf die Bewertung der Handlungsfolgen (vgl. Abschnitt 2.1).

Es wird daraufhin die Rolle der Emotionen bei der Wirkung von Beziehungskonzepten auf Beziehungshandeln in den Blick genommen. Es wird der Standpunkt vertreten, dass Emotionen immer ein Produkt der Kognitionen sind. Überzeugungen und Vorstellungen (wie Beziehung ist und wie sie sein sollte) beeinflussen die Wahrnehmung und Bewertung von Ereignissen. Es hängt von den „bedürfnisrelevanten Maßstäben“ ab, wie ein Ereignis bewertet wird. Die Bewertung eines Ereignisses nimmt Einfluss auf die erlebten und letztlich auch ausgedrückten Gefühle. Kann ein wahrgenommenes (Beziehungs-) Ereignis nicht mit den eigenen bedürfnisrelevanten Bewertungsmaßstäben in Einklang gebracht werden, erfolgen emotionale oder handlungsbezogene Konsequenzen (vgl. Abschnitt 2.3). Mit Montada (1993) wird spezifiziert, wie Ereignisse, deren Interpretationen und moralische Gefühle zusammenspielen und die Interaktion zwischen zwei Beziehungspartnern variieren können. Anhand von Persönlichkeitsmerkmalen, Einstellungen, Wertorientierungen und Ansprüchen einer Person werden Handlungen und Ereignisse interpretiert. Entspricht das Ergebnis nicht den eigenen Ansprüchen und kann einer Person Verantwortlichkeit für die wahrgenommene Sollwert-Istwert-Diskrepanz zugeschrieben werden (zum Beispiel der eigenen Person oder der/dem PartnerIn), so kommt es zu der Attribution von Schuld, die, richtet der/die Handelnde den Schuldvorwurf an sich selbst, Schuldgefühle auslöst, beziehungsweise ist der Schuldvorwurf an eine andere Person gerichtet, das Empfinden von Empörung nach sich zieht. Beide Formen von moralischen Gefühlen haben Folgen auf der motivationalen Ebene, wie zum Beispiel Wiedergutmachungsversuche beziehungsweise die Forderung nach Wiedergutmachung (vgl. Abschnitt 2.4).

Die antizipierten Folgen vom Zeigen von erlebten Emotionen können innerhalb einer Paarbeziehung unerwünscht sein. Daher ist die Regulation von Emotionen ein für Paarbeziehungen relevantes Thema (vgl. Abschnitt 2.5). Emotionen können bewusst oder unbewusst unterdrückt oder aber bewusst oder unbewusst strategisch eingesetzt werden, um in der Beziehungsinteraktion bestimmte Ziele zu erreichen. Ein solches Ziel kann beispielsweise das Vermeiden von Konflikten sein, wenn das Individuum der Annahme ist, dass Konflikte die Stabilität der Beziehung oder die Beziehungszufriedenheit beeinträchtigen. Beziehungsstabilität und Beziehungszufriedenheit sind zwei Konzepte, die auch als Beziehungsqualität zusammengefasst werden. Sie werden innerhalb der Paarbeziehungsforschung als Ergebnisvariablen betrachtet, das heißt, anhand Beziehungsstabilität und Beziehungszufriedenheit wird der Einfluss verschiedener Aspekte auf die Paarbeziehung untersucht. So werden auch in Kapitel 3 des Theorieteils Beziehungskonzept und Beziehungshandeln hinsichtlich ihres Einflusses auf die Beziehungsqualität betrachtet. Es wird zur Darlegung der relevanten Wirkprozesse das Vulnerabilitäts-Stress-Adaptationsmodell von Karney und Bradbury (1995) vorgestellt (vgl. Abschnitt 3.2). Überdauernde Eigenschaften der Beziehungspartner (wozu auch ihre Beziehungskonzepte zu rechnen sind) treffen über den Verlauf der Beziehung auf belastende Ereignisse, die Anpassungsprozesse erfordern, diese erleichtern oder erschweren. Von dem Gelingen oder Misslingen dieser dyadischen Anpassungsprozesse hängen die Ausprägungen von Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität ab.

Zur Gegenstandsbestimmung von Paarbeziehung unter dem Entwicklungsaspekt wird abschließend das integrative Modell der Paarentwicklung von Schneewind (1997) vorgestellt und beschrieben (vgl. Abschnitt 3.4).

III. Methodischer Teil

Planung und Durchführung der empirischen Arbeit

Als eine Abfolge von Entscheidungen stellt Uwe Flick (2006) in seinem Artikel „Stationen des qualitativen Forschungsprozesses“ die Planung und Durchführung einer empirischen Forschungsarbeit dar. Zunächst ginge es darum, sich für „*eines der beiden Modelle des Zusammenhangs zwischen Theorien und Daten*“ (ebd.: 151) zu entscheiden. Das umfasse somit auch eine grundsätzliche Wahl quantitativer oder qualitativer Methoden. Darauf erfolge eine Entscheidung bezüglich der Fragestellung und ihrer Eingrenzung. Die darauf folgenden notwendigen Entscheidungen beruhen auf der Wahl der Methode für die Datenerhebung, der Stichprobengewinnung sowie der Auswertungsmethode für die erhobenen Daten. Weitere Entscheidungen würden die Geltungsbegründung und Transparentmachung der entwickelten Theorie betreffen (vgl. Flick 2006: 148-176).

In der Darstellung der Methodik und Durchführung der vorliegenden Forschungsarbeit halte ich mich an die Abfolge der Flickschen Stationen beziehungsweise Entscheidungen im Forschungsprozess und strukturiere entsprechend den folgenden Teil der vorliegenden Arbeit. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Begründung jeder dargestellten Entscheidung. Im ersten Kapitel werden die Kennzeichen des qualitativen Forschungsstils in allgemeinerer Form vorgestellt. Das zweite Kapitel zeichnet die Entwicklung der Fragestellung nach. Im dritten Kapitel werden die Auswahl der Methode begründet sowie die allgemeinen Kennzeichen der ausgewählten Methode der *Grounded Theory* vorgestellt. Das vierte Kapitel hat die Durchführung der Datenerhebungsphase einschließlich der Vorstellung sämtlicher Erhebungsmethoden sowie der Beschreibung der Stichprobe zum Inhalt. Das fünfte Kapitel beschreibt den Prozess der Datenauswertung, dem die Vorstellung der praktischen Einzeltechniken der *Grounded Theory* vorangestellt ist. Im sechsten und letzten Kapitel des Methodenteils werden die Kriterien zur Beurteilung der wissenschaftlichen Güte qualitativer Forschungsergebnisse vorgestellt und diskutiert.

5. Kennzeichen des qualitativen Forschungsstils - das interpretative Paradigma

Wie in der Einleitung bereits dargelegt, wählte ich für die vorliegenden Fragestellungen einen qualitativen Forschungsstil. Sozialkonstruktivistische Grundannahmen und deren praktische Ableitungen, die psychologische Phänomene immer als standortgebunden und subjektiv betrachten, lassen meines Erachtens ein offenes und induktives Vorgehen im Erkenntnisprozess angemessen erscheinen. Darüber hinaus hat eine solche Festlegung auf einen Forschungsstil immer in Abhängigkeit der Art der Fragestellung zu erfolgen. Ich werde darauf im folgenden Kapitel „Die Entwicklung der Fragestellung“ zu sprechen kommen.

In diesem Kapitel werden in kurzer Form die Kennzeichen und Charakteristika der qualitativen Methodologie und Methodik vorgestellt. Es wird aus Platzgründen auf eine vergleichende Gegenüberstellung mit den Kennzeichen des quantitativen Forschungsansatzes verzichtet. Dies lässt sich beispielsweise in übersichtlicher und ausführlicher Weise bei Lamnek (2005: 242 ff.) nachlesen. Als Kennzeichen der qua-

litativen Sozialforschung werden im Folgenden in Orientierung an Lamnek vorgestellt: der idiografische Zugang, das induktive Vorgehen, die Entwicklung von Theorien, das Prinzip der Offenheit, das Theoretische Sampling, die Subjektivität qualitativer Sozialforschung, der Aspekt der Identifikation im qualitativen Forschungsprozess, die Relevanzsysteme der Betroffenen, die Interpretation im qualitativen Paradigma, der dynamisch-prozessuale Charakter des qualitativen Forschungsprozesses und die holistische Sicht auf soziale Phänomene.

5.1 Der idiografische Zugang

Das Ziel der idiografischen Forschung ist das Verstehen und möglichst vollständige Erfassen der Einzigartigkeit eines Menschen. *„Die qualitative Sozialforschung ist insofern idiografisch, als sie versucht, soziale Erscheinungen in ihrem Kontext, in ihrer Komplexität und in ihrer Individualität zu erfassen, zu beschreiben und zu verstehen“* (Lamnek 2005: 247).

5.2 Das induktive Vorgehen

Die qualitative Sozialforschung konzentriert sich auf die Induktion und stellt die Konstruktion und Hypothesenentwicklung in den Vordergrund. Bei der Induktion geht man von der Beobachtung aus und bildet erklärende Prinzipien, zum Beispiel Theorien oder Hypothesen.

5.3 Die Entwicklung von Theorien

Im Rahmen des qualitativen Paradigmas werden Hypothesen und Theorien am Gegenstand, das heißt, anhand der Sicht der Subjekte entwickelt. Es wird nicht nach „raumzeitlich unabhängigen, allgemeingültigen Gesetzen“ (Mayring 2002: 23) gesucht, sondern es wird versucht, an „soziohistorische und situative Kontexte gebundene Regelmäßigkeiten“ (ebd.) im Verhalten von Menschen aufzuzeigen. Die Theorienentwicklung bringt gegenüber der Theorientestung die Vorteile mit sich, dass der theoretische Bezugsrahmen während des qualitativen Forschungsprozesses stets novelliert, erweitert oder sogar erst entwickelt werden kann. Des Weiteren sind die Erhebungsphase und Dateninterpretation vom Zwang befreit, sich auf statische Hypothesen auszurichten.

5.4 Das Prinzip der Offenheit

Das *Prinzip der Offenheit* ist in der von Glaser und Strauss (1967) entwickelten *Grounded Theory* (vgl. Kapitel 7) ein zentrales Prinzip. Es besagt, *„dass die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch den Forschungsgegenstand herausgebildet hat“* (Flick 2006: 150). Die Forderung nach theoretischer Unvorbelastetheit ist vor allem als Forderung nach Verzicht auf Hypothesenbildung, nicht aber in Bezug auf die Entscheidung für die zu untersuchende Fragestellung zu verstehen. Diese kann auf der Grundlage von theoretischen Aspekten umrissen werden, sie dürfe nur eben nicht in die Hypothesenbildung münden (ebd.). Das Prinzip der Offenheit birgt die Gefahr impliziter Hypothesen in sich (ebd.). Die Offenlegung der Vorannahmen, gekoppelt mit der Bereitschaft, diese im Verlauf des Forschungsprozesses zu revidieren, korrigieren oder zu erweitern, erscheint ein sinnträchtiger Umgang mit dem Forschungspostulat der Offenheit. Das Prinzip der Offenheit gilt für weitere Aspekte des qualitativen Forschungsprozesses: Die angewendeten Methoden sind offen, in dem Sinne, dass sie jederzeit modifizierbar sind (vgl. Kapitel 5.10). Die Fra-

genformate der Datenerhebung sind offen. Es ist keine Antwortstruktur vorgegeben und neue Fragen können sich jederzeit ergeben. Die Stichprobengewinnung ist offen. Es können jederzeit neue Fälle hinzugezogen werden (vgl. Kapitel 5.5). Und die Theoriebildung ist wie erwähnt offen. Das beinhaltet auch eine Offenheit für diskrete Aspekte.

5.5 Das Theoretische Sampling

Ein weiteres zentrales Kennzeichen qualitativer Sozialforschung ist die Art der Stichprobengewinnung mittels Theoretischem Sampling (oder Theoretical Sampling). Es werden dem theoretischen (Vor-)Verständnis entsprechend sukzessiv und gezielt Fälle ausgewählt, die aufgrund inhaltlicher Kriterien für die Untersuchung der Fragestellung besonders geeignet erscheinen. Dabei wird nach einer maximal möglichen Diversität gestrebt, um den Gegenstand in seiner Ganzheit zu erfassen und um eine theoretische Sättigung zu erlangen (vgl. Abschnitt 7.1.9). Ein „extra-inhaltlicher“ Grund für dieses Vorgehen ist die Tatsache, dass die Erhebung und Auswertung einer Zufallsstichprobe aufgrund der Aufwendigkeit der qualitativen Methoden nicht praktikierbar ist. Statistische Aussagen über Verteilung und Häufigkeiten sind so nicht möglich (vgl. Lamnek 2005: 265).

5.6 Die Subjektivität qualitativer Sozialforschung

Die Sozialwissenschaften orientierten sich lange am Modell der Naturwissenschaften, in dem sich die Subjektivität des Forschers störend auf den Forschungsprozess auswirkt und aus diesem Grund kontrolliert beziehungsweise eliminiert werden muss (vgl. Mruck & Mey 1997). Die qualitativen Ansätze haben sich einen anderen Umgang mit diesem Phänomen zu Eigen gemacht. Innerhalb des qualitativen Paradigmas wird die Subjektivität der am Forschungsprozess beteiligten Personen anerkannt und ein adäquater Umgang damit angestrebt. Typische Fragestellungen der qualitativen Sozialforschung interessieren sich für die Subjektivität der befragten oder beobachteten Individuen. Sie zielen etwa darauf ab, *„wie die Aneignung der gesellschaftlichen Wirklichkeit durch den Einzelnen erfolgt, wie sie zur subjektiven Wirklichkeit wird und damit wiederum an der Gestalt der objektiven Wirklichkeit mitwirkt“* (Lamnek 2005: 253). Auch die Subjektivität der Forschenden wird im Unterschied zur quantitativen Methodik mit in den Forschungsprozess einbezogen. Auch wenn innerhalb des qualitativen Paradigmas die *„Subjektivität insbesondere der Forschenden ein sperriges und irritierendes Phänomen“* bleibt (Mruck & Mey 1997), so wird dennoch davon ausgegangen, dass Forschung immer *„als konkretes Handeln im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft, Persönlichkeit der Forschenden und dem jeweiligen Untersuchungsfeld“* zu betrachten ist (Mruck & Mey 1997), und dass *„Beobachtungen und Interpretationen immer von den (wissenschaftlichen) Subjekten abhängen, die beobachten und interpretieren“* (ebd.: 4). Subjektivität wird aber deswegen nicht als „Manko“ angesehen, sondern als „unhintergehbare Voraussetzung jeglichen Forschens“ (ebd.: 4). Durch Schritte der Selbstreflexivität und Standort-Dezentrierung (vgl. Breuer 1999) wird versucht, die Subjektivität der forschenden Person transparent und somit der Auswertung zugänglich zu machen. Durch Methoden der kommunikativen Validierung wird sich nicht um Objektivität, aber um Intersubjektivität der Interpretationen bemüht. Ich werde auf die Anwendung dieser Techniken im Kontext der vorliegenden Arbeit im weiteren Verlauf des Methodenteils zu sprechen kommen.

5.7 Der Aspekt der Identifikation im qualitativen Forschungsprozess

Der Aspekt der Identifikation kann sich sowohl auf die Fragestellung als auch auf die befragten Personen beziehen. In vielen Fällen hat das Forschungsinteresse (nicht nur bei qualitativen Arbeiten) einen persönlichen Bezug zur Biographie des Forschers/der Forscherin. Wird dieser Bezug transparent gemacht und reflektiert, braucht er nicht als Makel empfunden zu werden, sondern kann als Quelle von Motivation, Erkenntnisinteresse und Verständnis genutzt werden. Eine Identifikation mit der Fragestellung begünstigt natürlich den zweiten Aspekt, die Identifikation mit den befragten Personen. Die Frage, ob Identifikation der Güte der Forschungsergebnisse eher nützt oder schadet, kann im wissenschaftlichen Diskurs zu dieser Frage nicht eindeutig beantwortet werden. Das Fazit Lamneks ist die Empfehlung einer temporären Aufgabe der Distanz: Während der Datenerhebung kann die Identifikation die Wahrnehmung der und das Eintauchen in die Welt des anderen extrem begünstigen. In der Phase der Interpretation und Theoriebildung hilft das Einnehmen einer professionellen Distanz, Zusammenhänge und diskrepante Aspekte zu erkennen (vgl. Lamnek 2005: 262).

5.8 Die Relevanzsysteme der Betroffenen

Von Interesse sind innerhalb der qualitativen Sozialforschung die Relevanzsetzungen der befragten oder beobachteten Personen. Das sind die Aspekte des Forschungsgegenstandes, die die Betroffenen als relevant und wichtig kennzeichnen. Diese sollen den Blick des forschenden Subjekts auf den Forschungsgegenstand und die Ergebnisse determinieren. Auf diesem Weg erhalten qualitative Daten einen höheren Realitätsgehalt (vgl. Lamnek 2005: 260).

5.9 Die Interpretation im qualitativen Paradigma

Das Anliegen der qualitativen Sozialforschung besteht weniger in der Entdeckung von Ursachen bestimmter sozialer Phänomene denn im Sinnverstehen dargebotener kontextgebundener sozialer Phänomene. Den Daten und dem untersuchten Feld wird Priorität gegenüber den theoretischen Annahmen eingeräumt (Flick 2006: 150). Diese sollen nicht an den untersuchten Gegenstand herangetragen werden, sondern in der Auseinandersetzung mit dem Feld und darin „vorfindlicher Empirie“ (ebd.) aufgedeckt, und durch hermeneutische und psychologische Verfahren interpretativ als Ergebnis formuliert werden. Der Annahme folgend, dass es Ebenen von Sinnzusammenhängen gibt, die unter dem Gesagten liegen, die den Betroffenen mitunter nicht unbedingt bewusst sind, erscheinen interpretative Verfahren der angemessene Zugang zu sein.

5.10 Der dynamisch-prozessuale Charakter des qualitativen Forschungsprozesses

Ein Kennzeichen des qualitativen Forschungsprozesses ist sein dynamisch-prozessualer Charakter (Lamnek 2005: 262). Das heißt konkret, dass zu jedem Zeitpunkt eine genaue Festlegung aller methodischen Aspekte der Untersuchung weder möglich noch erstrebenswert ist. Die Prozesshaftigkeit von Erkenntnisgewinn wird anerkannt. Das garantiert Flexibilität im Umgang mit dem Forschungsgegenstand, das heißt, neue Ereignisse, neue Daten erlauben neue Interpretationen beziehungsweise erlauben, Interpretationen auch zu revidieren, gegebenenfalls die Stichprobe zu erweitern, Methoden zu ergänzen etc.

5.11 Die holistische Sicht auf soziale Phänomene

Ein Kritikpunkt am quantitativen Vorgehen im Forschungsprozess ist die Partikularisierung sozialer Phänomene. Diese werden im Zuge der Operationalisierung von weiteren möglichen Einflussvariablen und vom gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang isoliert. Innerhalb des qualitativen Paradigmas werden sämtliche Aspekte, die interessieren, als Teil eines Ganzen verstanden. Ihr sozialer Kontext, Deutungen und Sichtweisen der Betroffenen sowie der spezifische Forschungsprozess werden mit in die Analyse einbezogen (vgl. Lamnek 2005: 363).

Nachdem die allgemeinen Kennzeichen des qualitativen Forschungsstils vorgestellt wurden, soll ab dem folgenden Kapitel der Forschungsprozess der vorliegenden Arbeit beschrieben und transparent gemacht werden. Die Herleitung der Fragestellung bildet dabei den Ausgangspunkt.

6. Die Entwicklung der Fragestellung und Selbstreflexivität im Umgang mit der Fragestellung

In diesem Kapitel werden die Fragestellung sowie ihre Entwicklung beschrieben. Im zweiten Teil des Kapitels wird die Relation der Forscherin zur Fragestellung thematisiert.

6.1 Die Entwicklung der Fragestellung

Ausgangspunkt der Entstehung der vorliegenden Fragestellung war die inhaltliche Kombination der Emotionsregulation, welche dem aktuellen Forschungsinteresse des universitären Kontextes entsprach, mit dem persönlichen Interesse an der Paarbeziehungs-forschung. In der theoretischen Auseinandersetzung mit Emotionsregulation war es die Arbeit von Brigitte Scheele (1996), die Emotionen als „bedürfnisrelevante Wertmaßstäbe“ konzipiert, die die Konzentration auf Bedürfnisse inspirierte. Die inhaltliche Eingrenzung auf den Bereich der Paarbeziehung führte zu den folgenden anfänglichen Fragestellungen:

Wie wird in Paarbeziehungen mit offenen²⁰ Bedürfnissen umgegangen?

Weitergehende Fragen waren und sind:

Welche Gemeinsamkeiten und Besonderheiten lassen sich erkennen, wenn man Paare unter dieser Bedürfnisperspektive betrachtet?

Was sind die Konsequenzen für das Paar beim Umgang mit den Bedürfnissen der Partner?

Welche Emotionen zieht der spezielle Umgang mit offenen Bedürfnissen nach sich?

Wie wird mit den Emotionen umgegangen?

Wovon hängt der Umgang mit Bedürfnissen in Paarbeziehungen ab, beziehungsweise von welchen Einflussgrößen wird der Umgang mit offenen Bedürfnissen variiert?

Wie wirkt sich ein jeweiliger Umgang auf Beziehungsstabilität und Beziehungszufriedenheit aus?

²⁰ Mit offenen Bedürfnissen meine ich unerfüllte Bedürfnisse, die ich unter Bezugnahme auf den Grenzaspekt auch begrenzte Bedürfnisse nenne (vgl. Ergebnisteil, Kapitel 1).

Lassen sich Typen erkennen oder bilden?

Wie beeinflusst die Verantwortlichkeitszuschreibung für Bedürfniserfüllung den Umgang mit Bedürfnissen?

Lassen sich aus dieser Perspektive heraus Hinweise für eine Verbesserung von Beziehungsstabilität und Beziehungszufriedenheit finden?

Mit beginnender Auswertung der Daten kristallisierte sich die Bedeutung der Kategorie „Beziehungskonzepte“ heraus. Es erfolgte eine zunehmende Konzentration auf diese Kategorie. So kann am Ende des Forschungsprozesses rückschauend die folgende Fragestellung als zentral gelten:

Wie stehen Beziehungskonzepte in Zusammenhang mit dem Umgang mit begrenzten Bedürfnissen in Paarbeziehungen?

6.2 Selbstreflexivität und Subjektivität

In konstruktivistischer Manier die Tatsache anerkennend, dass Objektivität im Sinne einer Unabhängigkeit vom Erkenntnissubjekt nicht existiert, da sie eine Wirklichkeit voraussetzen würde, die von dem beobachtenden Subjekt gänzlich unabhängig ist (vgl. Muckel 1996: 62), wurde im Verlauf des Forschungsprozesses der Forderung Rechnung getragen, „*die personenbedingten, sozialen und alltagspraktischen Facetten der Forschung möglichst transparent zu machen*“ (Muckel 1996: 69). Auf der praktischen Ebene können dazu so genannte Dezentrierungs-Techniken genutzt werden (Breuer 1996: 34). Solche Verfahren streben danach, das Kriterium der Objektivität durch das der Multiperspektivität (oder Intersubjektivität) (Mruck & Mey 1997) zu ersetzen. „*Es gilt eine Vielfalt und Vielgestaltigkeit von Perspektiven auf Seiten der Beforschten wie der Forscherinnen zu berücksichtigen*“ (Muckel 1996: 73). Es haben sich zwei Verfahren bewährt, um die subjektbedingten Resonanzen und Involviertheiten aufzudecken und nutzbar zu machen: Das Forschungstagebuch und die ForscherInnengemeinschaften. Beider Verfahren habe ich mich bedient. Sie sollen im Folgenden in Kürze beschrieben werden.

6.2.1 Forschungstagebuch

Die Idee des Forschungstagebuches besteht darin, einen geschützten Ort zu schaffen, in dem alle den Forschungsprozess begleitenden Dynamiken, Reaktionen, Gedanken und Gefühle ihren Platz haben. Es soll somit die Gelegenheit bieten, eine Organisationsform und Umgehensweise für Impulse zu sein, die zweifelsohne einen Einfluss auf die Auswertungs- und Interpretationsarbeit des forschenden Subjektes haben. Durch das Aussprechen beziehungsweise Aufschreiben dieser Gedanken und Empfindungen können sie für das forschende Subjekt klarer, übersichtlicher und transparenter werden und auf diese Art und Weise für die Auswertungen nutzbar gemacht werden (vgl. Muckel 1996: 74).

Ich habe das Forschungstagebuch computerbasiert und in Papierform geführt. Von Bedeutung für einen selbstreflexiven Umgang mit meinem Verhältnis zur Forschungsfrage erscheinen mir eine sehr frühe Eintragung zur „Verwobenheit des Forscher-subjektes mit seinem Gegenstand“, sowie die Notizen zu meinen Gefühlen und Gedanken unmittelbar vor jeweils einem Interview und die Postscripten nach den Interviews. Darin erlangte ich Klarheit über den Anteil persönlicher Motivation an der Fragestellung, wie Paare mit ihren offenen Bedürfnissen umgehen. Zum Teil reagierte ich sehr emotional auf die Beziehungsgeschichten meiner Interviewpartner-

Innen, was damit zu erklären ist, dass eigene Vorerfahrungen berührt wurden. Mitunter empfand ich ausgeprägte Sympathien oder Antipathien für meine InterviewpartnerInnen und ihre PartnerInnen. Es gelang mir mit Hilfe des Forschungstagebuchs und auch mit Hilfe der ForscherInnengemeinschaften, diese emotionalen Reaktionen meinerseits zu ergründen, was sie relativierte und einen Umgang mit ihnen erleichterte. Ich war stets darum bemüht, mir eigener Wertungen und Urteile bewusst zu werden, um diese dann in Frage stellen zu können, das heißt, bewusst aus einer anderen Perspektive betrachten zu können.

Ich habe das Forschungstagebuch um eine weitere Funktion ergänzt: Ich sammelte darin alle relevanten Dokumente wie zum Beispiel Interviewanfragen und Antworten per Email, Ausarbeitungen zur Vorstellung meines Materials in diversen Forschungszusammenhängen, aber eben auch die Notizen zu meinen Gefühlen und Gedanken unmittelbar vor und nach den Interviews. Es dokumentiert somit den Forschungsprozess sowie die eigenen Entwicklungen innerhalb des Forschungsprozesses.

6.2.2 ForscherInnengemeinschaften

Das Verfahren der „ForscherInnengemeinschaft“ zur Dezentrierung der eigenen Perspektive auf den Forschungsgegenstand gilt auch als Gütekriterium qualitativer Sozialforschung (vgl. Kapitel 10). Es dient dem Ziel, die Intersubjektivität der Interpretationen zu erhöhen. Diese Forderung an qualitative Sozialforschung hat meines Erachtens eine sehr hohe Plausibilität und Bedeutung. Ich würde sie bei jetzigem Erkenntnisstand sogar dahingehend zuspitzen, dass qualitative Theorienbildung ohne ForscherInnengemeinschaft nicht funktionieren kann. Die „Triangulation der Forschenden“ und damit die Relativierung der Subjektivität der Interpretationsschritte trägt den Kriterien zur qualitativen Geltungsbegründung und wissenschaftlichen Güte der qualitativen Theorienbildung Rechnung (vgl. Muckel 1996: 75). Aus dieser Überzeugung heraus habe ich verschiedene Möglichkeiten gewählt, meine Auswertungsarbeit in entsprechende Settings einzubinden.

Die Arbeit in der NetzWerkstatt

Über den gesamten Verlauf meiner Forschungsarbeit war ich Mitglied in einer so genannten „NetzWerkstatt“ (Mruck, 2003). Bei der NetzWerkstatt handelt es sich um eine Online-Arbeitsgruppe für PromovendInnen und DiplomandInnen, die mit qualitativen Methoden arbeiten. Das Konzept der NetzWerkstatt basiert auf der „Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens“ nach Katja Mruck (Mruck & Mey, 1997; vgl. auch Zimmermann 1999). Folgende vier Funktionen erfüllen diese Arbeitsgruppen:

- a) *Kolloquiumsfunktion* (Vorstellung und Diskussion des jeweiligen methodischen Standes der Einzelarbeiten; Informations- und Hinweiskörbe; Unterstützung/Anleitung für das Erarbeiten von Erhebungs- und Auswertungsstrategien)
- b) *Interpretationsgemeinschaft* (gemeinsame Deutung und Besprechung qualitativen Datenmaterials)
- c) *supervisorische Funktion* (Bezüge zwischen Deutungen, den deutenden Personen und der Gruppensituation herstellen, damit zu Dezentrierung beziehungsweise zu Strukturierung der Zusammenschau von Perspektiven beitragen)
- d) *Unterstützung und Begleitung* bei eventuell auftretenden Blockaden, Ängsten oder anderen persönlichen oder sozialen Problemen (vgl. Mruck & Mey, 1997)

Die NetzWerkstatt „Qualitas“ besteht aus sieben Mitgliedern, allesamt ForscherInnen aus den Bereichen Psychologie, Ethnologie, Pädagogik und Theologie, die an ihren

Qualifikationsarbeiten (Dissertationen sowie eine Habilitationsschrift) arbeiten. Verbindendes Element sind dabei der qualitative Forschungsstil und die Anwendung der Grounded-Theory-Methodologie. In wöchentlichen, anderthalbstündigen, virtuellen Treffen (mit Hilfe der Software Skype) wird pro Termin das Material einer Teilnehmerin oder eines Teilnehmers besprochen. Als Vorarbeit wurde Material per Email an alle Mitglieder verschickt, die dieses, mit Kommentaren versehen, zurücksenden. Damit ist eine Basis gelegt, auf der während des eigentlichen Treffens ein fruchtbarer Austausch stattfinden kann. Ein alternatives Vorgehen ist das gemeinsame Kodieren von Interviewausschnitten. Jedes internetbasierte Treffen wird mit Runden, so genannten „Blitzlichtern“, ein- und ausgeleitet, die Raum für den Aspekt der sozialen Unterstützung und Begleitung im Forschungsprozess bieten. Zusätzliche Elemente der Vernetzung bilden eine Mailingliste sowie jährliche „Offline-Treffen“. Die Arbeit in der NetzWerkstatt „Qualitas“ war für mich das zentrale Element in der Begleitung meines Forschungsprozesses.

Das Forschungskolloquium

Ein weiteres Element der Einbindung meiner Forschungsarbeit in ForscherInnengemeinschaften war die Teilnahme an Forschungskolloquien. Sowohl am Institut für Psychologie der Universität Kassel, in welches meine Arbeit eingebunden war, als auch am Institut III der Fachrichtung Psychologie der Universität Münster (dem Sitz meines Zweitgutachters, Herrn Professor Breuers), fanden in größeren Abständen Forschungskolloquien statt, die nach dem Muster verfahren, dass jeweils einzelne TeilnehmerInnen ihre Arbeiten beziehungsweise deren aktuellen Entwicklungsstand vorstellten und sich mit gezielten Fragen Rückmeldungen und Anregungen einholten.

Die Arbeit mit Kodiererinnen

Während des ersten Jahres der Auswertung meiner Interviews arbeitete ich mit zwei studentischen Hilfskräften zusammen, die in einem Universitätsseminar im qualitativen Forschen ausgebildet waren. In wöchentlichen Treffen wurden die jeweils zu hause getätigten Kodierungen der von mir ausgewählten Interviewausschnitte besprochen. Dieses Vorgehen entwickelte sich zu einem wertvollen Instrument, um zusätzliche Perspektiven auf das Material zu erhalten und daran die eigene Perspektive relativieren zu können.

Die genannten drei Verfahren wurden von mir regelmäßig zur Erhöhung der Multi-Perspektivität im Umgang mit meinem Material eingesetzt. Daneben gab es punktuelle Momente wie das Vorstellen meiner vorläufigen Auswertungsergebnisse in einem Workshop des 4. Berliner Methodentreffens für Qualitative Sozialforschung oder die Teilnahme an einem Grounded-Theory-Seminar des GESIS Institutes in Mannheim. All diese Schritte können auch als Versuch verstanden werden, das unmittelbare Eingebundensein in eine Arbeitsgruppe zu ersetzen, was meines Erachtens die beste Art und Weise wäre, qualitative Forschung zu betreiben.

7. Auswahl der Methode: Die Grounded Theory

„Most writing on sociological method has been concerned with how accurate facts can be obtained and how theory can thereby be more rigorously tested. In this book we address ourselves to the equally important enterprise of how the discovery of theory from the data – systematically obtained and analyzed in social research – can be furthered. We believe that the discovery of theory from the data – which we call grounded theory – is a major task confronting sociology today, for, as we shall try to show, such a theory fits empirical situations, and is understandable to sociologists and layman alike. Most important, it works – provides us with relevant predictions, explanations, interpretations and applications.”

(„The Discovery of Grounded Theory“: Barney G. Glaser & Anselm L. Strauss 1967)

Als primäre Auswertungsmethode bediente ich mich der „Grounded Theory“ nach Glaser & Strauss (Glaser & Strauss 1967; Strauss & Corbin 1996, Corbin & Strauss 1998, Böhm, Legewie & Muhr 1992; Böhm 1994, Legewie, 1994, Strübing 2004, Charmaz 2006). Die Grounded Theory (auch übersetzt als Gegenstandgegründete Theorie) ist vielleicht das international prominenteste Verfahren innerhalb der qualitativen Sozialforschung zur Generierung empirisch gehaltvoller Hypothesen und Theorien mittlerer Reichweite (vgl. Mruck & Mey 2005). Dazu gemacht hat sie wohl ihr nachvollziehbares Regelsystem zu Datensammlung, -kodierung und -analyse. *„Die Grounded Theory ist ein wissenschaftstheoretisch begründeter Forschungsstil und gleichzeitig ein abgestimmtes Arsenal von Einzeltechniken, mit deren Hilfe aus Interviews, Feldbeobachtungen, Dokumenten und Statistiken schrittweise eine in den Daten begründete Theorie entwickelt werden kann“* (Legewie in Strauss & Corbin 1996: VII). Damit bietet die Grounded Theory eine vergleichsweise explizite methodologische Antwort auf die Frage, wie sich die Entdeckung „neuer“ Phänomene methodisch kontrolliert für die Theoriebildung nutzen lässt. Für den Forschenden/die Forschende besteht der Reiz in der Mischung aus klarem Vorgehen und Freiraum für Kreativität und dem Gegenstand entsprechendem flexiblen Umgang mit der Methode.

Die Grounded Theory wurde 1967 von den beiden Soziologen Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss entwickelt. Strauss entstammt dem nordamerikanischen Pragmatismus und der Chicagoer Schule, *„einer Tradition reportage-naher Feldforschung, teilnehmender Beobachtung, ‚qualitativer‘ Datenanalyse und symbolisch-interaktionistischer Ideen“* (Breuer 1996: 17). Glaser hingegen war von Lazarsfeld geprägt, *„der als Erneuerer der quantitativen Methoden bekannt ist“* (Strauss & Corbin 1996: 10), und brachte somit Hintergründe aus mehr quantitativ-induktiv ausgerichteten soziologischen Wissenschaftskulturen mit (Breuer 1996: 17). „The Discovery of Grounded Theory“ von 1967 blieb allerdings die einzige gemeinsame Veröffentlichung von Glaser & Strauss. Das hatte zur Folge, dass sie die Grounded Theory in unterschiedliche Richtungen weiterentwickelten („Theoretical Sensitivity“, Glaser 1978 und „Qualitative Analysis for Social Scientists“, Strauss 1987). Einen entscheidenden Impuls in Richtung Anwenderfreundlichkeit erhielt die Grounded Theory 1990 durch die Publikation von Anselm L. Strauss und Juliet Corbin *„Basics of Qualitative Research“* (in Deutsch erschienen: 1996, als *„Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung“*). Als weitere wichtige AutorInnen im Zusammenhang mit der Grounded Theory sind zu erwähnen: Kathy Charmaz (*„Constructing Grounded Theory“*, 2006) und Jörg Strübing (*„Grounded Theory“*, 2004). Aufgrund der zahlreichen AutorInnen

und vielfältigen Weiterentwicklungen präsentiert sich die Grounded Theory heute nicht als einheitliche Forschungsstrategie. Katja Mruck und Günter Mey (2005) empfehlen daher, von einer „Grounded-Theory-Methodologie“ (GTM) und von paradigmatischen und begrifflichen Gemeinsamkeiten zu sprechen. Sie erwähnen aber gleichzeitig, dass die meisten in Deutschland veröffentlichten empirischen Grounded-Theory-Arbeiten an die Version von Strauss und Corbin (1996) anschließen. So verhält es sich auch im Fall der vorliegenden Arbeit.

Die paradigmatischen und begrifflichen Gemeinsamkeiten der Grounded Theory in der Rezeption der verschiedenen zitierten AutorInnen sollen im Folgenden vorgestellt werden.

7.1 Kennzeichen der Grounded Theory

7.1.1 Aufgabe: Empiriegegründete Theoriebildung

Aus der detaillierten Untersuchung von Phänomenen wird bei der Grounded Theory induktiv eine gegenstandsverankerte Theorie abgeleitet. *„Sie wird durch systematisches Erheben und Analysieren von Daten, die sich auf das untersuchte Phänomen beziehen, entdeckt, ausgearbeitet und vorläufig bestätigt. Folglich stehen Datensammlung, Analyse und die Theorie in einer wechselseitigen Beziehung zueinander. Am Anfang steht nicht eine Theorie, die anschließend bewiesen werden soll. Am Anfang steht vielmehr ein Untersuchungsbereich – was in diesem Bereich relevant ist, wird sich erst im Forschungsprozess herausstellen“* (Strauss & Corbin 1996: 7).

7.1.2 Theorieelemente: Kodieren, Kodes, Kategorien und Relationen

Die Theorieelemente *Kodieren*, *Kodes*, *Kategorien* und *Relationen* zwischen den Kodes und Kategorien sind die einzelnen Arbeitsschritte zur Entwicklung einer Theorie beziehungsweise eines Modells aus den Daten für das entsprechende Handlungsfeld. Das *Kodieren* ist das Zuordnen beziehungsweise Vergeben von Kodes an Textstellen. *Kodes* sind die Bezeichnungen für einzelne Vorfälle beziehungsweise Ideen zu einzelnen Vorfällen im Interviewmaterial. *„Daten sind Indikatoren für ein Konzept, das der Forscher zunächst vorläufig, später aber mit mehr Sicherheit aus den Daten ableitet“* (und mit einem Kode benennt) (Strauss 1991: 54). Mit fortschreitender Theorieentwicklung werden nicht nur Textstellen mit Kodes versehen, sondern die Kodes selbst werden miteinander verknüpft und zu übergeordneten *Kategorien* zusammengefasst, die schließlich Bausteine für eine Theorie beziehungsweise ein Modell sind. Kategorien sind damit Kodes höherer Ordnung. Sie können eine Klassifikation von Kodes enthalten. Die Kategorien werden mit Hilfe von *Eigenschaften* (auch *Properties*, *Attribute*, *Charakteristika* oder *Merkmale*) beschrieben. Die Eigenschaften sind die theoretisch bedeutsamen Aspekte einer Kategorie. *Dimensionen* werden verwendet, um die Eigenschaften von Kategorien auf einem Kontinuum anzuordnen. Der Prozess des Aufbrechens einer Eigenschaft in ihre Dimensionen wird *dimensionalisieren* genannt. Teilweise wird auch von *Thesen* oder *Hypothesen* gesprochen. Diese könnte man als die Beschreibung verallgemeinerter Beziehungen zwischen Kategorie und Eigenschaft bezeichnen (vgl. Mruck & Mey 2005). *„De facto ist die Trennung zwischen Hypothesen einerseits und Kategorien und Eigenschaften andererseits (ebenso wie in vielen Fällen die Begriffsverwendung selbst) nicht konsistent eingehalten“* (Mruck & Mey 2005: 20). Mit den *Relationen* sind die Beziehungen zwischen den einzelnen

Kodes und Kategorien bezeichnet. Sie können im paradigmatischen Modell abgebildet werden (vgl. Abschnitt 9.1.2).

7.1.3 Bedeutung von Vergleichsprozessen für die Theorieentwicklung

Die *Methode des ständigen Vergleichs (constant comparison method)* soll als logische Basis und als zentrales Verfahren der Grounded-Theory-Methodologie auf allen Ebenen der Analyse angewandt werden: *“The comparison of differences and similarities among groups not only generates categories, but also rather speedily generates generalized relations among them”* (Glaser & Strauss 1967: 39). *“Das Ziel ist die sukzessive Theoriekonstruktion im Verlauf kontinuierlicher Vergleichsoperationen: Diese beziehen sich auf Schritte im Kodierprozess ([Theoretical] Coding), auf die Auswahl von Fällen (Theoretical Sampling) und auf den Endpunkt der Analyse (Theoretical Saturation)”* (Mruck & Mey 2005: 22).

7.1.4 Forschen als iterative Strategie

Charakteristisch für die Grounded-Theory-Methodologie ist ihr Prozesscharakter: Datenerhebung, -analyse und Theoriebildung (und -prüfung) fallen zusammen in einem zeitlich, thematisch und forschungspraktisch integrierten Prozess, bei dem Veränderungen in einem der Bereiche notwendig Konsequenzen für die anderen haben (vgl. Kapitel 5.10).

7.1.5 Memoing

Memoing bezeichnet das Verfassen und Ausarbeiten von Memos. Memos sind Schriftstücke, in denen sämtliche Ideen und “Geistesblitze” über Zusammenhänge, empirisches Vorgehen etc. festgehalten und weiterentwickelt werden. Sie können sich entweder direkt auf eine oder mehrere Kategorien beziehen, oder als *Freie Memos* übergeordnete Ideen enthalten. Somit wird im “Theoretical Memoing” die Hauptstrategie zur Entwicklung von Theorien gesehen. Memos dienen der konzeptuellen Arbeit und helfen bei der Herausarbeitung der Eigenschaften für jede Kategorie und der “Hypothesen” über Zusammenhänge. Sie begleiten den gesamten Forschungsprozess. Sie bilden den jeweiligen Stand der Arbeit ab und machen auf Lücken in der Analyse aufmerksam. Sie geben die Richtung für das theoretische Sampling vor.

7.1.6 Theoretische Sensibilität

Der Begriff der theoretischen Sensibilität ist von Glaser und Strauss (1967) geprägt und bezieht sich auf die persönliche Fähigkeit des Forschers/der Forscherin, die in dem Bewusstsein für Feinheiten in der Bedeutung von Daten besteht (vgl. Strauss & Corbin 1996: 25). *“Theoretische Sensibilität bedeutet die Verfügbarkeit brauchbarer heuristischer Konzepte, die die Identifizierung theoretisch relevanter Kategorien im Datenmaterial und die Herstellung von Zusammenhängen zwischen diesen Kategorien im Datenmaterial, d.h. von Hypothesen, ermöglicht”* (Kelle 1997: 312). Die theoretische Sensibilität des forschenden Subjekts ist ein entscheidendes Kriterium für die Güte der entwickelten Theorie. Als Quellen der theoretischen Sensibilität (oder zu deren Steigerung) können nach Strauss & Corbin (1996) dienen: Literaturkenntnis, Berufserfahrung, persönliche Erfahrungen, vorgängige Forschungserfahrungen sowie der analytische Prozess im Zuge des Forschens (vgl. 25ff.).

7.1.7 Prinzip der Theoriegeleiteten Erhebung (Theoretical Sampling)

Diese Form der Stichprobenerhebung erfolgt mehrmals, nach jeweils neu festzulegenden Kriterien. Die Stichprobengröße ist vorab nicht definiert. Das Sampling ist beendet, wenn eine theoretische Sättigung erreicht ist (vgl. Abschnitt 7.1.9). Das Theoretische Sampling ist angemessen, da weder Umfang noch Merkmale der Grundgesamtheit vorab bekannt sind. Es dient dazu, die vorläufig entwickelten Hypothesen immer wieder am Gegenstand zu überprüfen und sie damit zu verifizieren beziehungsweise zu falsifizieren. Als extra-inhaltliche Begründung für das Verfahren des Theoretischen Samplings nennt Lamnek (2005: 265) die Tatsache, dass die Erhebung und Auswertung einer Zufallsstichprobe nach statistischen Kriterien aufgrund der Aufwendigkeit der qualitativen Methoden nicht praktikierbar ist (vgl. Kapitel 5.5).

7.1.8 Prinzip „All is data“

Das Prinzip „All is data“ zielt darauf ab, in verschiedensten Quellen den Wert für die Theoriebildung anzuerkennen. Das geht mit der Forderung einher, keine voreilige oder unbegründete Reduzierung auf eine spezifische „Datensorte“ vorzunehmen. In diesem Zuge bekommt auch Literatur den Status einer (gleichberechtigten) Quelle, die im Prozess des ständigen Vergleichens hinzugezogen werden kann (wobei zu diesem Punkt unterschiedliche Meinungen existieren). Die Entscheidung, welche Daten einbezogen werden und welche nicht, obliegt dem forschenden Subjekt (vgl. Strauss & Corbin 1996: 31ff.).

7.1.9 Prinzip der theoretischen Sättigung

Das Prinzip der theoretischen Sättigung besagt, dass sowohl die Datenerhebung als auch die Interpretationsarbeit solange fortgesetzt werden, bis sich keine neuen Aspekte mehr ergeben. Durch das „theoretical sampling“ und das Sättigungsprinzip wird eine weitgehende Übertragbarkeit der entwickelten Theorien erreicht (vgl. Böhm, Legewie & Muhr 1992: 29). Das Kriterium „Theoretische Sättigung“ zur Beendigung der Datenerhebung ist zugleich ein theoretisches wie ein pragmatisches. Pragmatisch aus dem Grund, weil zeitliche und finanzielle Ressourcen bedacht werden sollen und theoretisch, weil immer nur relevante Vergleichsfälle hinzugezogen werden sollten. *„Nicht die Anzahl der Fälle, sondern die Systematik ihres Einbezugs und der Vergleiche macht die Qualität einer Grounded Theory aus“* (Mruck & Mey 2005: 29). Die Theoriebildung im Sinne der Grounded-Theory-Methodologie ist ein kontinuierlicher und potenziell endloser Prozess. Ich werde den Grad der theoretischen Sättigung der vorliegenden Arbeit im Diskussionsteil unter Kapitel 20 kritisch diskutieren.

7.1.10 Prinzip der Offenheit

Das Prinzip der Offenheit manifestiert sich an verschiedenen Stellen im Forschungsverlauf. Wie bereits an anderer Stelle besprochen, geht es bei der Grounded Theory darum, dass der Forscher/die Forscherin nicht mit bereits formulierten Hypothesen in ihr Untersuchungsfeld geht, sondern sich eine Offenheit für dort vorfindliche Phänomene bewahrt. Weitere das Prinzip der Offenheit betreffende Aspekte wurden im ersten Kapitel des Methodenteils bereits beschrieben (vgl. Abschnitt 5.4).

7.1.11 Die Zuständigkeit der Grounded-Theory-Methodologie für materiale und formale Theorien

Innerhalb der Grounded-Theory-Methodologie werden materiale (gegenstandsbezogene) und formale Theorien als zwei Typen von Theorien mittlerer Reichweite voneinander unterschieden (vgl. Glaser & Strauss 1998: 44). Materiale Theorien beziehen sich auf einen umgrenzten Bereich des sozialen Lebens. Formale Theorien hingegen beziehen sich auf den konzeptuellen Bereich einer Fachwissenschaft. Beide Arten von Theorien werden einerseits aus Kategorien und ihren theoretisch bedeutsamen Eigenschaften aufgebaut sowie andererseits aus Hypothesen, das heißt, den verallgemeinerten Beziehungen zwischen Kategorien und ihren Eigenschaften (Mruck & Mey 2005). Das Verhältnis beider Arten von Theorien zueinander ist dergestalt, dass auf der Grundlage verschiedener materialer Theorien formale Theorien generiert werden können, welche auf einem graduell höheren Niveau von Generalität anzusiedeln sind.

Mit der Vorstellung der Grounded-Theory-Methodologie soll eine Grundlage zur Nachvollziehbarkeit des im Folgenden beschriebenen Forschungsprozesses gelegt sein. Die Auswahl der Grounded Theory wurde einerseits mit ihrem forschungspraktisch günstigen Verhältnis von Regelgeleitetheit und Raum für einen freien und kreativen Umgang mit der Methode begründet. Als weiterer Auswahlgrund ist die Vertrautheit mit der Methode zu nennen (vgl. Zimmermann 1999).

Im weiteren Verlauf des methodischen Teils dieser Arbeit werden nun so konkret wie möglich die einzelnen Arbeitsschritte beschrieben.

8. Die Datenerhebung

Bei genauerer Betrachtung besteht die Erhebung der Daten aus einer Vielzahl an Arbeitsschritten und entsprechenden Entscheidungen bezüglich des Vorgehens. Es werden in diesem Kapitel der Arbeit die Methoden zur Datenerhebung sowie deren Anwendung und Durchführung beschrieben.

8.1 Die Auswahl der Stichprobe

Die Entwicklung der Fragestellung wurde unter Abschnitt 6.1 beschrieben. Als für die Fragestellung geeignete InterviewpartnerInnen bestimmte ich sowohl Einzelpersonen als auch Paare, die seit mindestens einem Jahr in Beziehung lebten. In der Variation Einzelperson/Paar sehe ich den Vorteil, im Sinne der Triangulation eine Variation der Datenquellen zu erlangen. Unter Triangulation wird die Kombination von verschiedenen Quellen, Methoden, Forschern, Untersuchungsgruppen, lokalen und zeitlichen Settings sowie unterschiedlichen theoretischen Perspektiven verstanden. Sie wird innerhalb der qualitativ ausgerichteten Methodologie als Strategie betrachtet, den Grad an wissenschaftlicher Güte zu erhöhen, indem systematisch die Erkenntnismöglichkeiten erweitert und vervollständigt werden und damit die Breite, Tiefe und Konsequenz im methodischen Vorgehen erhöht werden (vgl. Flick 2005: 330ff.). Ich werde darauf im Kapitel 10 über die Gütekriterien qualitativer Sozialforschung zurückkommen.

Rückblickend lässt sich sagen, dass Einzelpersonen einfacher als InterviewpartnerInnen zu gewinnen waren und dass die Auswertung der Interviews etwas leichter

handhabbar war, da die Ebene der Paarinteraktion und Paardynamik nicht berücksichtigt werden musste. Es zeigte sich außerdem, dass Personen, einzeln befragt, über sich selber und über ihren Partner mehr als getrennte Individuen sprachen. In der Tendenz fiel das Bild über den Partner negativer aus. Es war mir ein Anliegen auch Paare gemeinsam zu interviewen, da es meines Erachtens viele überzeugende Argumente für Gruppenverfahren gibt. Die Erhebungssituation ist erweitert. Das kann dem Erkenntnisinteresse dienlich sein, da die gewonnenen Daten stärker kontextualisiert sind, in dem Sinne, dass sie einer alltagsnäheren Interaktionssituation entstammen und deswegen auch mehr der Wirklichkeit der Gruppe (in meinem Fall des Paares) entsprechen. Ich kann also davon ausgehen, dass ein gemeinsam interviewtes Paar seine Aussagen über den Umgang mit Bedürfnissen sozusagen aneinander validiert. Patton (1990) spricht, bezogen auf Gruppeninterviews, von einer internen „Qualitätskontrolle“ beziehungsweise einem „Sicherheitssystem“ für die Daten (nach Flick 2005: 169). Blumer (1973) schreibt dazu, dass in Gruppendiskussionen eine Gruppe ihren Lebensbereich gemeinsam diskutiert und ihn intensiv prüft, wenn ihre Mitglieder sich widersprechen. Damit würde sie, so Blumer *„mehr dazu beitragen, die den Lebensbereich verdeckenden Schleier zu lüften, als jedes andere Forschungsmittel“* nach Flick 2005: 170).

Ein weiteres Kriterium bei der Bestimmung meiner Stichprobe resultierte aus der persönlichen Erfahrung, dass Paare, die eine „offene Beziehung“ führen, sich geradezu zwangsläufig mit Bedürfnissen und Beziehungskonzepten auseinander setzen müssen. Unter „offener Beziehung“ verstehe ich Paarbeziehungen, deren Partner sich nicht durch implizite oder explizite Regeln auf eine sexuelle Exklusivität festlegen. Ich wollte daher versuchen, entsprechende InterviewpartnerInnen zu gewinnen. Im Sinne des theoretischen Samplings erschien es mir zusätzlich interessant InterviewpartnerInnen zu finden, die keine „offene Beziehung“ leben, aber in ihrer Beziehungsgeschichte das Ereignis „Seitensprung eines Partners“ bewältigt haben, das heißt, sich nicht getrennt haben.

Andere Kriterien, deren Variation mir im Vorfeld theoretisch sinnvoll erschien, um die Thematik in ihrer gesamten Bandbreite zu erfassen, waren das Alter der Beziehungspartner, die Länge ihrer Beziehungen sowie ihre Berufe (als Indikator für den Bildungsstand). Somit hatte ich im Vorfeld, auf meinem Vorverständnis vom Gegenstand basierend, fünf Samplingkriterien bestimmt:

- Menschen in „offener Beziehung“ versus in „exklusiver Beziehung“
- Menschen in „exklusiver Beziehung“, die einen „Seitensprung“ bewältigt haben
- Menschen verschiedenen Alters
- Menschen in verschieden lang bestehenden Beziehungen
- Menschen verschiedener Berufs- beziehungsweise Bildungsgruppen

8.2 Die Auswahl der Erhebungsmethoden

Dem Verständnis der Triangulation folgend, strebte ich außerdem die Kombination verschiedener Erhebungsmethoden an. Neben der Variation des Kriteriums „Einzelperson (Interview) oder Paar (Gruppenverfahren)“ erschien es mir interessant den Grad der Strukturiertheit der Erhebungssituation zu verändern. Zum einen wollte ich Daten mittels des Problemzentrierten Interviews nach Andreas Witzel (1985), welches ein leitfadenbasiertes, also halbstrukturiertes Interview ist, erheben. Alternativ zum Leitfadeninterview, mit dem ich doch zu einem relativ hohen Anteil mein Vorverständnis vom Gegenstand strukturierend in die Erhebungssituation hineintrug, wollte

ich den narrativen Anteil am Interview erhöhen, indem ich mich des narrativen Interviews nach Alfred Schütze (1983) bediente. Auch innerhalb der Gruppenverfahren wählte ich zum einen die halbstrukturierte Gruppendiskussion nach Pollock (1955) sowie das narrative Verfahren „Gemeinsames Erzählen“, entwickelt von Hildenbrand und Jahn (1988). So ergab sich eine vierfache Variation der Erhebungsmethoden, wie sie in Tabelle 1 graphisch dargestellt ist.

	hohe Strukturiertheit	geringe Strukturiertheit
Interview (Einzelperson)	Leitfadeninterview	Narratives Interview
Gruppenverfahren (Paar)	Gruppendiskussion	Gemeinsames Erzählen

Tabelle 1: Die vierfache Variation der Datenerhebung.

Diese breite Herangehensweise bei der Generierung der Daten schmälert zwar deren direkte Vergleichbarkeit, verschafft mir aber den Vorteil, das zu untersuchende Phänomen facettenreich auszuleuchten, was der Strategie des „Theoretical Samplings“ nach Glaser und Strauss (1967) entspricht. Alle vier Verfahren sollen nun in kurzer Form vorgestellt werden.

8.2.1 Das Problemzentrierte Interview

Das Problemzentrierte Interview nach Witzel (1985, 1989) umfasst mehrere Teilelemente an Methoden, die den Kriterien der *Problemzentrierung*²¹, *Gegenstandsorientierung*²² und *Prozessorientierung*²³ Genüge leisten sollen (Witzel 1985). Diese Elemente sind: Qualitatives Interview, Fallanalyse, biographische Methode, Gruppendiskussion und Inhaltsanalyse. In diesem Kontext soll ausschließlich das Qualitative Interview interessieren. Ein Ziel des Problemzentrierten Interviews ist es, das gesamte Interaktionsmoment zwischen Forscher und „Beforschten“ zu erfassen, um so auch nonverbale, situative und kontextbedingte Einflüsse der Auswertung und Interpretation zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck setzt sich das Qualitative Interview nach Witzel wiederum aus folgenden Bestandteile zusammen: dem Kurzfragebogen, dem Leitfaden, der Tonbandaufzeichnung und dem Postscriptum (vgl. ebd.). Ich übertrug diese mir sinnvoll erscheinenden Instrumente auf alle Erhebungssituationen. Sie werden daher ab Abschnitt 8.3 expliziert und meine eigene Entwicklung beziehungsweise Handhabung dieser Instrumente wird dargestellt.

Ein weiteres erklärtes Ziel des Problemzentrierten Interviews besteht in der *Ver-schränkung von erzählungs- und verständnisgenerierenden Kommunikationsstrategien* (vgl. Witzel 1989: 244). Das heißt, zum einen soll im Interview eine möglichst vom Befragten aufgebaute Erzähllogik generiert und aufrechterhalten werden. Zum anderen sollen aber die Sinnzusammenhänge und Relevanzsetzungen des Befragten ausdifferenziert werden und geklärt werden (ebd.). Um beiden Bestrebungen gerecht zu werden, empfiehlt Witzel die folgenden zentralen Kommunikationsstrategien: Der *Gesprächseinstieg* dient dem Aufbau einer narrativen Erzählstruktur entlang des

²¹ *Problemzentrierung* meint die Orientierung des Forschers an einer relevanten gesellschaftlichen Problemstellung (Witzel 1985).

²² *Gegenstandsorientierung* bedeutet, dass die Methoden am Gegenstand orientiert, entwickelt beziehungsweise modifiziert werden sollen (Witzel 1985).

²³ *Prozessorientierung* verweist auf die Orientierung an der Prozesshaftigkeit der Forschung (Witzel 1985).

„roten Fadens“ des Befragten und somit der Generierung einer „Materialgrundlage“. Die *allgemeinen Sondierungen* stellen „*Fragemuster* dar, die eine *Detaillierung der angesprochenen Problemgebiete fördern*“ (ebd. 247). *Spezifische Sondierungen* dienen der Verständniserzeugung, „*wenn es gilt, Erzählsequenzen und stereotype Wendungen nachvollziehen zu können und ihren Zusammenhang mit verschiedenen Detailäußerungen einer Vorinterpretation zuzuführen*“ (ebd.). Und schließlich die *Ad-hoc-Fragen*, die spontane Nachfragen verkörpern, die eingesetzt werden, wenn nicht über alle interessierenden Bereiche des Leitfadens erschöpfend Auskunft erhalten wurde (vgl. ebd.: 250). Ich habe das Problemzentrierte Interview in drei Fällen (einschließlich Probeinterview) durchgeführt. Der dazugehörige Leitfaden wird unter Abschnitt 8.3 vorgestellt.

8.2.2 Das narrative Interview

Entwickelt wurde das narrative Interview aus einer grundsätzlichen Skepsis heraus, inwieweit subjektive Erfahrungen überhaupt im Frage-Antwort-Schema von Interviews, auch wenn dieses flexibel gehandhabt wird, erschlossen werden können. Das narrative Interview zielt auf die Generierung von Erzählungen ab, von denen sich ein umfassenderer und in sich strukturierterer Zugang zur Erfahrungswelt des Interviewpartners/der Interviewpartnerin versprochen wird. Erfahrungsgemäß sind Erzählungen näher am authentischen Erleben der Person, als das Abfragen von Meinungen oder Werthaltungen. Das narrative Interview nach Alfred Schütze (1983) besteht aus drei Teilen: der Erzählaufforderung (oder dem Erzählimpuls), der Haupterzählung sowie dem Nachfrageteil. Der Erzählimpuls muss *„so breit und so spezifisch formuliert werden, dass darin der anvisierte Erfahrungsbereich als Lebensabschnitt thematisiert wird“* (Flick 2005: 148). Er kann außerdem einen Hinweis auf den zu erzählenden Verlauf, der verschiedene Etappen umfasst, sowie die explizite Bitte um Erzählung und um deren ausführliche Detaillierung enthalten. Die Haupterzählung wird vom Interviewer nicht unterbrochen, lediglich durch Signale des aktiven Zuhörens (etwa begleitende „Hms“) unterstützt. Das Ende der Haupterzählung wird vom Erzähler/von der Erzählerin mit einer „Koda“ signalisiert, zum Beispiel: *„Das war's vielleicht. Erstmal.“* [FK 1407]²⁴. Der sich daran anschließende Nachfrageteil besteht zum einen aus immanenten Fragen, die auf die Vervollständigung zuvor nicht ausgeführter Erzählansätze abzielen können, oder Verständnisnachfragen sein können. Mit exmanenten Fragen können abschließend noch Themen eingebracht werden oder Meinungen erfragt werden, die nicht Bestandteil der Erzählung waren.

Dass die Methode funktioniert und vor allem in der Haupterzählung reichhaltigere Versionen eines Geschehens liefert als andere Formen der Darstellung, wird damit begründet, dass sich der Erzähler/die Erzählerin in bestimmten Zwängen verstrickt, sobald er oder sie sich auf die Situation des narrativen Interviews eingelassen und die Erzählung einmal begonnen hat. Diese Zwänge sind der *Gestaltschließungszwang*, der *Kondensierungszwang* und der *Detaillierungszwang*.

Der *Gestaltschließungszwang* führt dazu, dass der Erzähler/die Erzählerin eine einmal begonnene Erzählung zu Ende bringt. Der *Kondensierungszwang* bewirkt, dass nur das für das Verständnis des Ablaufs Notwendige in der Darstellung enthalten ist und schon aus Gründen der begrenzten Zeit so verdichtet wird, dass der

²⁴ Die eckigen Klammern am Ende eines Zitats zeigen ihre Herkunft aus dem Interviewmaterial der vorliegenden Arbeit an. Die Buchstaben sind die Initialen der anonymisierten Namen meiner InterviewpartnerInnen. Die Zahlen geben die Zeilennummern an, denen das Zitat entstammt.

Zuhörer/die ZuhörerIn sie verstehen kann. Der *Detaillierungszwang* hat zur Folge, dass zum Verständnis notwendige Hintergrundinformationen und Zusammenhänge in der Erzählung mitgeliefert werden. Diese Zwänge bewirken, dass die bewusste und kontrollierende Steuerung der Darstellung so weit außer Kraft gesetzt ist, dass auch 'heikle' Themen und Bereiche zur Sprache kommen (vgl. Flick 2005: 150). Schwierigkeiten mit der Methode des narrativen Interviews können bei der Durchführung sein, dass nicht allen Menschen diese Form des flüssigen, kohärenten Erzählens liegt. Bei der Datenauswertung sind ein Mehraufwand durch große Datenmengen sowie eine eingeschränktere Vergleichbarkeit der Interviews zu nennen.

8.2.3 Die Gruppendiskussion

Die Methode der Gruppendiskussion wurde im deutschsprachigen Raum erstmals von Friedrich Pollock (1955) beschrieben. Gruppendiskussionen setzen sich für gewöhnlich aus fünf bis zehn Teilnehmern zusammen. In der vorliegenden Arbeit wird von Gruppendiskussionen gesprochen, obwohl die Gruppe aus ihrer kleinsten Form, der Dyade, besteht. In Abgrenzung zu den Einzelinterviews kann aber davon ausgegangen werden, dass die Situation des Paarinterviews in einigen ihrer Merkmale einer Gruppendiskussion gleicht. Die Aussagen und Antworten der TeilnehmerInnen sind kontextualisiert, das heißt, durch die Gegenwart des Partners/der Partnerin werden Aussagen eher so getroffen, wie sie auch der gemeinsamen, alltäglichen Kommunikation entsprechen. Das Paar ist als natürliche Gruppe (im Gegensatz zur künstlichen Gruppe, die eigens zu Forschungszwecken zusammengesetzt wird) (vgl. Flick 2005: 472) mit starker Kohäsion (vgl. Lamnek 2005: 438) zu betrachten. Eine gemeinsame Interaktionsgeschichte und bereits entwickelte Formen gemeinsamen Handelns und ihnen zugrundeliegender Bedeutungsmuster kommen zum Tragen und sind für den Auswertungsprozess zugänglich.

Es sind diverse Arten von Gruppendiskussionen (oder auch Gruppengesprächen) zu unterscheiden. Sie variieren in Zielsetzung, Gestaltung der Gruppe, Strukturiertheit des Diskussionsverlaufs und in der Rolle des Diskussionsleiters (vgl. Lamnek 2005: 413, 433). In der vorliegenden Arbeit interessiert die Gruppendiskussion als Medium zur besseren Analyse von Einzelmeinungen sowie der Untersuchung von Aushandlungsprozessen. Die Gestaltung der Gruppe wurde oben bereits beschrieben. Der Diskussions- beziehungsweise Gesprächsverlauf untergliederte sich in die folgenden Phasen: Stimulus (oder auch Grundreiz) (wie beim Problemzentrierten Interview ein Szenario) und Diskussion beziehungsweise Gespräch. Meine Rolle lag in der formalen und thematischen Strukturierung des Gesprächsverlaufs durch den Einbezug beider Beziehungspartner und durch das Stellen von Fragen.

8.2.4 Das Erzählen in Gruppen

Das Erzählen in Gruppen ist eine Erweiterung des narrativen Ansatzes für Gruppen von Bruno Hildenbrand und Walther Jahn (1988). Die Autoren entwickelten die Methode im Rahmen von Familienstudien, also für natürliche Gruppen mit einer starken Kohäsion. Es werden gemeinsame Erzählungen angeregt und als Daten verwendet. Nach der Anregung der Erzählung durch einen Erzählstimulus wird auf weitere Interventionen verzichtet. Somit wird einerseits die geschilderte Entwicklung in ihrem Verlauf analysierbar sowie andererseits die Dynamik der verschiedenen Sicht- und Darstellungsweisen der Beteiligten. Wie unter Abschnitt 8.3 beschrieben, verwendete ich als Erzählaufforderung die Bitte die Beziehungsgeschichte zu erzählen. Ähnlich wie beim narrativen Interview schloss ich nach Abschluss der Erzählung einen Nachfrageteil an, so dass auch die Phasen des Erzählens in

Gruppen als Erzählstimulus, Erzählung und Nachfrageteil beschrieben werden können.

8.3 Die Durchführung der Interviews

Es werden im Folgenden sämtliche im Zusammenhang mit der Erhebungssituation verwendeten Instrumente expliziert und meine eigene Entwicklung beziehungsweise Handhabung dieser Instrumente wird dargestellt.

8.3.1 Entwicklung des Leitfadens

Der Leitfaden ist nach Witzel als eine „Hintergrundfolie“ (1985: 236) zu verstehen, vor der sich der Gesprächsfaden der befragten Person entwickelt. Dabei hat der Interviewer/die Interviewerin sozusagen im Geiste die bereits angesprochenen Fragen abzuhaken und einzelne Fragen dann zu formulieren, wenn sich die Gesprächsthematik ohnehin in diese Richtung entwickelt. Ein Leitfaden bietet in meinen Augen einige Vorteile. Zum einen ermöglicht er einen offenen Umgang mit dem theoretischen Vorverständnis vom Gegenstand und dessen Einbezug in die Empirie (vgl. Witzel: 231). Des Weiteren bietet der Leitfaden eine gewisse Sicherheit, indem er während des Interviews auch als Gedächtnisstütze zu verwenden ist. Als Ergebnis wird ein strukturierteres Datenmaterial gewonnen, was bei der Auswertung Erleichterung bringen kann.

Die Entwicklung des Leitfadens in seiner ursprünglichen Form erfolgte entlang meines Vorverständnisses, welches ich im Exposé des Forschungsvorhabens explizierte. Der Leitfaden ist im Anhang einzusehen. Die Zweckmäßigkeit und Gegenstandsangemessenheit des Leitfadens wurde innerhalb des Forschungscolloquiums besprochen.

Die Idee des Leitfadens bestand darin, in Anlehnung an die Szenariotechnik (z.B. Gaßner & Steinmüller 2006) ins Gespräch über den Umgang mit Bedürfnissen und Verantwortlichkeit in der Paarbeziehung zu kommen. Es wurde von mir eine Situation geschildert, in der verschiedene Bedürfnisse der Beziehungspartner aufeinander treffen. Es zeigte sich in den Interviewsituationen, dass meine GesprächspartnerInnen sofort vergleichbare Situationen aus ihrem Beziehungsalltag abrufbar hatten. So konnte gleichermaßen auf die fiktiven wie realen Situationen eingegangen werden und anhand derer das Gespräch über Umgangsformen mit konfligierenden Bedürfnissen geführt werden. Es zeigte sich recht schnell, dass der Leitfaden in seiner ursprünglichen Fassung zu lang war und dass die vielen Detailfragen zu Umgangsoptionen beider Partner nicht durchgehalten werden konnten. Er war in diesem Umfang für eine Haltung, in der der Erzählfluss der InterviewpartnerInnen nicht behindert werden sollte, nicht förderlich. Auch unter Berücksichtigung des Umstandes, dass das Konzentrationsvermögen nach spätestens zwei Stunden erschöpft ist, erwies sich der Leitfaden als zu umfangreich. Nach bereits zwei Interviews mit diesem Leitfaden und der parallel erworbenen Erfahrung mit den narrativen Interviews ging ich zu einer Mischform über, in der sich nach der Haupterzählung des narrativen Interviews und einigen immanenten Fragen ein etwas ausführlicherer Teil mit exmanenten Fragen anschloss. Diese zweite, kürzere und stark veränderte Leitfadenfassung ist ebenfalls im Anhang einzusehen. Sie zielt nicht mehr auf konkrete Szenarien ab (da diese Bestandteil der Haupterzählung waren), sondern erfasst mit gezielten Fragen die Meinungen der InterviewpartnerInnen zu bestimmten Aspekten. Drei Beispiele seien hier gegeben:

Viele Paare schwören sich die ewige Treue. Was halten Sie davon?

In der Rechtssprechung ist die alles entscheidende Frage, welche Partei die Schuld trägt. Kennen Sie das aus Ihrer Beziehung?

Ist es Aufgabe des Partners/der Partnerin, den jeweils anderen glücklich zu machen?

Anders als im Hauptteil des Interviews werden hier keine Erzählungen, sondern Argumentationen generiert.

Ich habe unterschiedliche Erfahrungen mit dieser Mischform gemacht. Während es in einem Fall als sehr anstrengend erlebt wurde, nach der Erzählung der Beziehungsgeschichte (vgl. unten) noch etliche Fragen beantworten zu müssen, war es in einem anderen Fall sehr entlastend für die interviewte Person, doch noch „richtige“ Fragen gestellt zu bekommen, nachdem die Erzählaufforderung tendenziell einer Überforderung gleichkam.

8.3.2 Der Erzählimpuls

Wie unter Abschnitt 8.2 besprochen, erschien es mir gewinnbringend, Erzählungen mit narrativen Interviews zu generieren. Dies geschah in Anlehnung an Heike Saßmann (2000, 2001), die das offene „Partner-Interview zur Beziehungsgeschichte“ (PIB) entwickelte. Das PIB wird vor allem im klinischen Bereich zu diagnostischen Zwecken genutzt. Gemäß Saßmann lassen sich mit dem Erzählen der Beziehungsgeschichte neben dem Werdegang der Beziehung der aktuelle Zustand der Beziehung, die Beziehungsphilosophie²⁵ und die damit einhergehende Zufriedenheit erheben. Ich griff diese Idee auf und forderte meine InterviewpartnerInnen im Erzählimpuls auf, mir ihre Beziehungsgeschichte zu erzählen. Ich ergänzte meine Erzählaufforderung um den Hinweis, dass Geschichten durch einen Beginn, ein Ende und dazwischen durch einen chronologischen Handlungsverlauf gekennzeichnet sind. Zur Unterstützung bot ich drei Sätze an, die sich die Interviewten als Kapitelüberschriften vorstellen könnten:

- Wie alles begann.
- Wie es weiter ging.
- Wo wir heute stehen.

Angeregt durch Albert Zacher (1988) wies ich zusätzlich auf die Unterscheidbarkeit einer äußeren und einer inneren Beziehungsgeschichte hin, um zu betonen, dass mich ausdrücklich beide Ebenen interessierten. Während sich die äußere Geschichte auf Ereignisse beschränkt, die von außen objektiv wahrnehmbar sind, also Ereignisse wie das Kennenlernen und Zusammenkommen, wie Heirat oder große Reisen, Geburt von Kindern oder längere Phasen der räumlichen Trennung und Vergleichbares, konzentriert sich die innere Geschichte auf Ereignisse, die eher in den Partnern stattgefunden haben, wie zum Beispiel Verliebtheit, Schritte des aufeinander Einlassens, bestimmte Konfliktthemen, gemeinsame Entwicklung, Krisen, gemeinsame Absprachen etc. Der Erzählimpuls ist dem Anhang beigefügt.

Insgesamt lässt sich sagen, dass ich mit den narrativen Interviews sehr gute Erfahrungen gemacht habe. Fast alle Interviewpartner (zwei Ausnahmen) konnten sich auf diese Erzählstruktur einlassen, auch wenn die Beziehungsgeschichten sehr unterschiedlich lang ausfielen, was weniger mit der tatsächlichen Dauer der Beziehung zu

²⁵ Der von Saßmann gebräuchliche Begriff der Beziehungsphilosophie deckt sich mit dem von mir verwendeten Begriff des Beziehungskonzeptes.

tun hatte. Den Interviewten war so die Möglichkeit gegeben, selbst Situationen ihrer Beziehung hervorzuheben, die in verschiedener Hinsicht markant waren und sich sehr gut auf die gegebene Fragestellung hin analysieren ließen. Ich erhielt auf diesem Wege sehr detailliertes und umfangreiches Material mit Relevanz für meine Fragestellungen. Außerdem war es fruchtbar, im Nachfrageteil gezielt Situationen zu vertiefen.

8.3.3 Der Kurzfragebogen

Witzel bemerkt, dass es erstaunen mag, dass in einem dezidiert „qualitativen“ Ansatz ein Kurzfragebogen verwendet wird (ebd.: 236). Unabhängig von der Kritik an diesem Forschungsinstrument erfülle es innerhalb der vorliegenden Kombination von Bestandteilen zwei hilfreiche Funktionen. Einerseits könne er einen günstigen Gesprächseinstieg ermöglichen, und andererseits werden auf diese Weise demographische oder die soziale Situation des Befragten betreffende Informationen aus dem Gespräch herausgenommen, was den Vorteil haben kann, dass ein „Abfrage-Klima“ vermieden wird. Aus beiden genannten Gründen habe ich mich entschlossen, ebenfalls mit einem Kurzfragebogen zu arbeiten (siehe Anhang). Auf diesem Weg habe ich einige wenige demographische Informationen (Name, Alter, Beruf) und Informationen über den Familienstand, die Dauer der Beziehung, die Anzahl der Kinder und ob in einem gemeinsamen Haushalt gelebt wird erhoben. Ich habe den Kurzfragebogen bereits vorab nach dem Telefonkontakt versendet. So konnte ich die Informationen für das Theoretische Sampling, also zur Auswahl der jeweils nächsten InterviewpartnerInnen nutzen.

8.3.4 Die Gewinnung der InterviewpartnerInnen/Zugang zum Feld

Zur Gewinnung von InterviewpartnerInnen habe ich einen Flyer angefertigt, auf dem neben der Thematik die Ankündigung von 20,- € Aufwandsentschädigung zur Teilnahme motivieren sollte. Ich verteilte die Flyer im so genannten Schneeballsystem im Bekanntenkreis mit der Aufforderung, ihn weiterzureichen. Auf diesem Weg konnte ich fünf Paare gewinnen, von denen ich vier interviewte. Gleichermaßen verfuhr ich über meine Emailadressen. Etliche Bekannte schickten meine Anfrage wiederum an alle ihre Kontakte. Auf diesem Wege meldeten sich weit mehr Interessenten, als ich Interviews geplant hatte. Zu allen Interessenten nahm ich telefonisch oder per Email Kontakt auf, schickte den Kurzfragebogen zu, legte eine Datenbank an und kündigte an, dass ich die Entscheidung, wen ich interviewen würde, erst im Verlauf des Erhebungs- und Auswertungsprozesses treffen würde. Zu gegebenem Zeitpunkt nahm ich zu den entsprechenden Personen erneut Telefonkontakt auf, um einen Interviewtermin zu vereinbaren. Alle übrigen Interessenten informierte ich bei Abschluss der Datenerhebungsphase. In allen Fällen fand das Interview bei den InterviewpartnerInnen zuhause statt und dauerte zwischen 55 und 120 min.

8.3.5 Theoretisches Sampling

Die Auswahl der InterviewpartnerInnen erfolgte, wie unter Punkt 5 und 7.1 erörtert, theoriegeleitet. Mit dem jeweiligen Erkenntnisfortschritt wurde von mir entschieden, welche Personen den aktuellen Erkenntnisstand um eine neue Facette bereichern könnten. Zu Beginn bediente ich mich der vorab festgelegten Variationskriterien (vgl. Abschnitt 4.1). Darauf folgte der Vergleich zwischen verheirateten und unverheirateten Paaren. Hinzu kam das bereits erwähnte Kriterium von Paaren, die angaben eine offene Beziehung zu leben und solchen, die dies nicht taten. Die Suche nach

einem Paar, welches einen “Seitensprung” eines Partners in seiner Beziehungsgeschichte “bewältigt” hatte, gestaltete sich schwieriger, da diese Information vorab nicht vorlag. Auch die angestrebte Abweichung von dem Prinzip, keine mir bekannten Personen zu interviewen²⁶, führte nicht zum gewünschten Ergebnis, sondern zu einer Absage. Letztendlich bescherte mir der Zufall das gewünschte Kriterium. Ebenfalls angedachte Variationen von StadtbewohnerInnen versus LandbewohnerInnen, Zugehörigkeit zu “sozialer Schicht” sowie Eltern versus kinderlose Paare ergaben sich “automatisch” durch die Variation der anderen Kriterien.

8.3.6 Die Aufzeichnung der Interviews

Alle Interviews wurden von mir mit einem digitalen Aufnahmegerät aufgezeichnet. Der Vorteil einer Aufzeichnung besteht darin, dass dadurch der gesamte Gesprächskontext und damit auch die Rolle der Interviewerin erfasst und der Auswertung zugänglich gemacht werden. Außerdem kann sich der Interviewer/die Interviewerin so vollständig auf das Gespräch und auf situative und nonverbale Elemente konzentrieren (vgl. Witzel 237).

8.3.7 Das Postscriptum

Das Postscriptum dient dazu, die von der digitalen Aufzeichnung nicht erfassten Ereignisse zu verschriftlichen und als Datenmaterial der Auswertung zu Verfügung zu stellen. Dazu gehören bereits bemerkenswerte Aspekte der Kontaktaufnahme oder der Begrüßung sowie nach dem Interview ein mögliches persönliches Gespräch oder Nachfragen etc. Auch eventuell formulierte Erwartungen der Untersuchten an das Interview sowie jedwede Besonderheit, die vom Interviewer als bemerkenswert erachtet wird, gehören in das Postscriptum. Dabei ist es wichtig, dass das Postscriptum so bald wie möglich nach dem Interview verfasst wird. Ein ungezwungener bis umgangssprachlicher Schreibstil fördert die Intuition und Assoziationsfreudigkeit in jedem Fall mehr als das Bemühen um einen wissenschaftlichen Schreibstil. Letzteres kann in weiteren Phasen der Auswertung mitunter wertvolle Hinweise auf den vielleicht zu diesem Zeitpunkt noch unbewussten oder vorbewussten Eindruck geben, den das Interview hinterlassen hat (vgl. Witzel 1985).

Ich habe alle Postscripten handschriftlich im Forschungstagebuch festgehalten. Das Postscriptum des Interviews von Frau Brigitte Liebig ist im Anhang als Beispiel einzusehen.

8.3.8 Datenschutz und Datenweitergabe

Vor Beginn des Interviews ließ ich mir von allen InterviewpartnerInnen eine Vereinbarung zum Datenschutz unterschreiben und übergab ihnen ebenfalls ein von mir unterschriebenes Exemplar. Der Inhalt entspricht dem üblichen Standard qualitativ tätiger Forschungszusammenhänge (vgl. Anhang). So wird unter anderem versichert,

²⁶ Es gibt verschiedene Ansichten zu der Frage, ob Interviews mit persönlich bekannten Personen ergiebige Daten liefern. Einerseits könnte auf eine bereits gegebene Vertrauensbasis gehofft werden, die zu ehrlichen und detailreichen Erzählungen führt. Andererseits scheint die verbreitetere Meinung zu sein, dass Bekannte möglicherweise von bereits geteiltem Wissen ausgehen und aus diesem Grund weniger ausführlich erzählen. Denkbar ist auch, dass persönliche Informationen eher einer Person „anvertraut“ werden, zu der man danach keinen Kontakt und Umgang mehr pflegt. Ich tendiere zu der letzteren Meinung und habe daher auf das Interviewen mir bekannter Personen verzichtet (im oben erwähnten angestrebten Ausnahmefall kam kein Interview zustande).

dass die Angaben der Person aufgezeichnet, verschriftlicht und nur in anonymisierter Form und ausschließlich im Rahmen meiner Forschung veröffentlicht werden.

8.3.9 Verschriftlichung der Interviews/Transkriptionsregeln

Nachdem das Interview geführt war, ging es darum, die gewonnenen Daten in Textmaterial umzuwandeln. Dabei habe ich in Anlehnung an die von Bergold²⁷ zusammengestellten Transkriptionsregeln die Aufnahmen wortwörtlich verschriftlicht und die Satzzeichen so gesetzt, wie ich sie verstanden habe. Durch die subjektive Anwendung von Regeln und Zeichen ist die Transkription der Interviews als eine erste Interpretation zu verstehen (Jaeggi & Faas 1998). Von folgenden Transkriptionsregeln wurde Gebrauch gemacht:

#Text#	Der folgende in Klammern und kursiv gedruckte Text (siehe nächster Punkt) bezieht sich auf die in den Kreuzen befindlichen Abschnitte.
(Text)	Erläuterungen und nonverbale Hinweise zum Text.
[...]	Eckige Klammern enthalten Anonymisierungen oder den Hinweis auf Anonymisierung.
+Text+	Beide Redner sprechen gleichzeitig.
*, *2*	Pause. Die Ziffern sind Zeitangaben in Sekunden.
GROß	Das groß geschriebene Wort oder Silbe wurde besonders stark betont.
Silbenan//	Abgebrochenes Wort.
'Das...'	Wörtliche Rede im Text.
(10 SEK. UNV.) oder (UNV. ETWA:)	Unverständliche Textpassagen
viiiell	Dehnung von einzelnen Wörtern

Ein großer Teil der Interviews wurde unter Anwendung der obigen Transkriptionsregeln von einer entsprechend geschulten studentischen Hilfskraft verschriftlicht. Die in der Arbeit wiedergegebenen Zitatbeispiele sind zwecks besserer Lesbarkeit bereinigt wiedergegeben, das heißt, Versprecher, Satzabbrüche, Wiederholungen und Dialekteinfärbungen wurden eliminiert.

8.4 Die Beschreibung der Stichprobe

Zehn Interviews wurden von mir geführt. Drei Interviews, die von Studentinnen einer von mir gehaltenen Hochschulveranstaltung zu „qualitativen Methoden in der Psychologie“ geführt wurden, habe ich zur Ergänzung meiner Stichprobe hinzugezogen. Das erste von mir geführte Interview habe ich nicht in die Auswertung einbezogen. Es handelte sich um ein Interview zur Erprobung des Leitfadens mit einer mir bekannten Person. Somit habe ich insgesamt zwölf Interviews ausgewertet. Da einige Interviews mit den Paaren zusammen geführt wurden, lässt sich von 15 interviewten Personen (10 Frauen und 5 Männern) im Sample sprechen. In der Tabelle 2 habe ich die anonymisierten Namen aller InterviewteilnehmerInnen den Erhebungssettings zugeordnet, in denen die Interviews durchgeführt wurden (vgl. Abschnitt 8.2). An den Anfangsbuchstaben der von mir vergebenen Vornamen lassen sich einerseits die Paare erkennen und andererseits die Reihenfolge der durchgeführten Interviews.

²⁷ Es handelt sich um Arbeitsmaterialien von Herrn Prof. Jarg Bergold aus einem Seminar (1997) während meines Studiums an der Freien Universität Berlin.

Eine Ausnahme bilden dabei die „studentischen Interviews“. Der Anfangsbuchstabe des Vornamens „S“ markiert die „studentische Herkunft“ der Daten, der Anfangsbuchstabe des Nachnamens die Reihenfolge der Auswertung. Das Alter der interviewten Personen rangiert zwischen 21 und 75 Jahren.

	hohe Strukturiertheit	geringe Strukturiertheit
Interview (Einzelperson)	<i>Leitfadeninterview</i> Brigitte Liebig, Sina Albrecht, Sandra Briegel, Silke Clement	<i>Narratives Interview</i> Frieda Küstner, Gerd Koch und Gabriele August-Koch, Harald Nölting und Heike Nölting
Gruppenverfahren (Paar)	<i>Gruppendiskussion</i> Christian Selm und Cornelia Günther	<i>Gemeinsames Erzählen</i> Daniel Gelbrich und Dorothea Eichstedt, Edith Kaller und Eberhard Rief

Tabelle 2: Die InterviewpartnerInnen nach Erhebungssettings geordnet. Die vergebenen Kunstnamen zeigen Paare sowie die Erhebungsreihenfolge an.

Die Dauer der Beziehungen reicht von mindestens einem Jahr bis maximal 45 Jahre und ist in Abbildung 14 wiedergegeben.

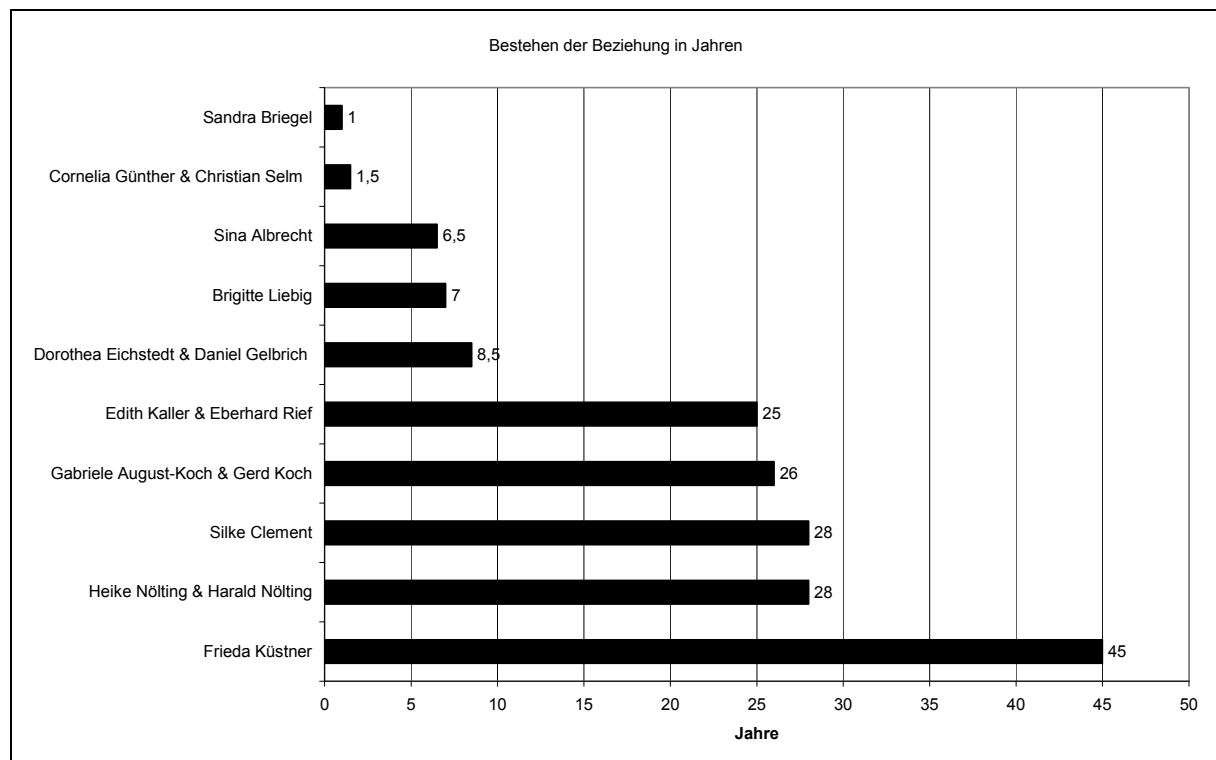


Abbildung 14: Die Dauer der Beziehungen der InterviewpartnerInnen in Jahren.

Zehn der 15 interviewten Personen üben oder übten akademische Berufe aus (drei sind bereits pensioniert) und vier nicht-akademische Berufe. Von einer studentisch Interviewten ist mir der Beruf nicht bekannt. Niemand in meinem Sample ist aktuell ohne Anstellung.

Eine Person war vor der aktuellen Beziehung bereits verheiratet. Sechs Personen hatten vor der aktuellen Beziehung bereits Beziehungen, die für sie von Bedeutung waren. Fünf Personen hatten Beziehungen, die sie aber nicht als bedeutungsvoll beschreiben. Drei Personen leben in ihrer ersten Beziehung.

Sechs Personen sind mit ihrem aktuellen Partner verheiratet. Neun sind es nicht.

Sechs Personen meines Samples haben gemeinsame Kinder mit dem aktuellen Partner. Zwei Personen haben Kinder aus früheren Beziehungen. Sieben Personen haben keine Kinder. Davon haben vier Personen aufgrund ihres Alters beziehungsweise der Dauer ihrer Beziehung noch keine Kinder. Zwei Personen sind ungewollt kinderlos. Nur eine Person wünschte keine eigenen Kinder.

Zwölf Personen leben mit ihrem Partner in einem gemeinsamen Haushalt. Drei leben in getrennten Haushalten. Zwei der studentisch Interviewten leben zurzeit sogar in verschiedenen Städten.

9. Die Datenauswertung

Das Anliegen dieses Kapitels ist eine möglichst konkrete und nachvollziehbare Darstellung des Auswertungsprozesses dieser Arbeit. Es werden zu diesem Zweck in Kürze die Einzeltechniken der Grounded Theory vorgestellt, um dann anhand von Beispielen das schrittweise Vorgehen zu beschreiben.

9.1 Die Einzeltechniken der Grounded Theory

Die Textinterpretation, die zur Entwicklung einer Theorie beziehungsweise einem Modell eines bestimmten Handlungsfeldes führt, bezieht sich auf zuvor verschriftlichte Dokumente und wird *Theoretisches Kodieren* genannt. Sie ist als das Kernstück der Methode zu verstehen. Systematik und Kreativität spielen dabei gleichermaßen eine tragende Rolle.

Textstellen werden dabei als Indikatoren für zugrunde liegende Phänomene des interessierenden Wirklichkeitsbereichs aufgefasst. Durch das Kodieren werden die Textstellen aufgebrochen, konzeptualisiert und auf neue Art zusammengesetzt (Strauss & Corbin 1996: 39). Drei Haupttypen des Kodierens werden unterschieden: Das *offene Kodieren (a)*, das *axiale Kodieren (b)* und das *selektive Kodieren (c)* (ebd. 40). Während das offene Kodieren als ein freies Assoziieren und Fragenstellen an den Text zu verstehen ist, richtet sich das axiale Kodieren schon mehr auf das Verdichten und Ordnen von entdeckten Konzepten. Beim selektiven Kodieren geht es dann um das Auswählen einer Kernkategorie und um das Integrieren sämtlicher Phänomene einer Theorie. Alle drei Kodierarten werden genauer vorgestellt und mit Beispielen belegt.

9.1.1 Das offene Kodieren

Das offene Kodieren besteht im Vergeben von Codes an Textstellen. Für diesen Schritt wird der Text in möglichst kleine Sinneinheiten zergliedert (segmentiert). So genannte Theoriegenerierende Fragen können eine Hilfestellung dabei geben, welche Konzepte in den im Segment beschriebenen empirischen Ereignissen zum Aus-

druck kommen. Die theoriegenerierenden Fragen nach Böhm, Legewie und Muhr (1992:33) sind:

- **„Was?** Worum geht es hier? Welches Phänomen wird angesprochen?
- **Wer?** Welche Personen, Akteure sind beteiligt? Welche Rollen spielen sie dabei? Wie interagieren sie?
- **Wie?** Welche Aspekte des Phänomens werden angesprochen (oder nicht angesprochen)?
- **Wann? Wie lange? Wo?** Zeit, Verlauf und Ort
- **Wie viel? Wie stark?** Intensitätsaspekte
- **Warum?** Welche Begründungen werden gegeben oder lassen sich erschließen?
- **Wozu?** In welcher Absicht, zu welchem Zweck?
- **Womit?** Mittel, Taktiken und Strategien zum Erreichen des Ziels“

Ein Beispiel zur Verdeutlichung des offenen Kodierens, welches ich sehr plausibel fand, möchte ich hier wiedergeben. Im „Grounded-Theory-Workshop“ der GESIS-ZUMA Mannheim gab der Dozent, Herr Mey, ein Beispiel für ein empirisches Ereignis (welches Inhalt einer Textstelle sein könnte): seine schwitzenden Hände. Die daraufhin gegebenen Codes enthalten keine Deskriptionen, sondern Vermutungen über zugrunde liegende Konzepte: „Anzeichen für Aufregung“, „Anzeichen für Fieber“, „Anzeichen für schlechtes Raumklima“ könnten hier Codes sein. Die Codes haben zunächst Hypothesencharakter und werden an weiteren Textstellen überprüft. Codes können sich in ihrem Abstraktionsgrad noch stark unterscheiden. Es gibt „Container-Codes“, in denen lediglich alle Stellen für ein relevantes Konzept gesammelt werden. Zur Explikation der Codes werden ihnen Kodenotizen angefügt. Kodenotizen dienen der Erläuterung dessen, was ich mit dem vergebenen Kodennamen meine. Sie enthalten auch kurze Anmerkungen zu speziellen Zitationsstellen (beispielsweise, warum eine Stelle dem jeweiligen Code zugeordnet wurde). Damit unterscheiden sich Kodenotizen von Memos, die fallübergreifende Gedanken zu den Codes und Ideen und Annahmen über Zusammenhänge zwischen einzelnen Phänomenen enthalten.

Da es aus zeitökonomischen Gründen nicht realisierbar ist, das gesamte Material per Feinanalyse, also „Zeile für Zeile“ auszuwerten, und dies außerdem zu enormen Kodemengen führen würde, gilt es Textpassagen für das offene Kodieren auszuwählen. Dafür empfiehlt sich zunächst eine Sichtung des Materials sowie das Anlegen eines Inhaltsverzeichnisses beziehungsweise das Zusammenfassen in „meaning units“ (Dieser Arbeitsschritt ist Teil der *Globalauswertung* nach Böhm, Legewie und Muhr 1992). In einem zweiten Schritt werden dann Passagen ausgewählt.

Als Auswahlkriterien für die Abschnitte, die „feinkörnig“ analysiert, also offen kodiert werden sollen, empfehlen Legewie, Böhm und Muhr (1992) Textanfänge und Textenden, da diese erfahrungsgemäß oft besonders gehaltvoll seien. Ich praktizierte außerdem gern den Hinweis von Petra Muckel (2000: 40) und wählte die Abschnitte für Feinanalysen, die beim Lesen Fragen hinterlassen, die mich aufmerken lassen, weil sie nicht ganz eindeutig sind.

Kodes sind dynamisch. Mit Voranschreiten des Forschungsprozesses verändert sich der Blick auf die Daten. Das verändert (beinahe selbstverständlich) die anfänglich vergebenen Codes und macht fortwährend gezielte Nachkodierungen erforderlich. Im Kodieren ist im engeren Sinne noch nicht die inhaltliche Arbeit zu sehen, diese beginnt erst mit dem Ausarbeiten und Verknüpfen der Codes, und dennoch ist das offene Kodieren ein typisches und unverzichtbares Element des Auswertungsprozesses.

ses. Das Kodieren kann als Aufforderung zum systematischen Vorgehen und als Hilfestellung zum permanenten Vergleich von Textstellen betrachtet werden.

Zur Veranschaulichung des offenen Kodierens bilde ich einen Abschnitt aus dem Interview von Herrn Christian Selm und Frau Cornelia Günther [755-760] ab (vgl. Abbildung 15). Die Wiedergabe entspricht dem Format von MAXQDA, einer Software zur computerbasierten Analyse qualitativer Daten, die ich weiter unten vorstellen werde (vgl. Abschnitt 5.2). Links am Rand sind die Codes aufgeführt, die interaktiv mit dem Text verknüpft sind. Wird mit dem Cursor über einen Code gefahren (wie im vorliegenden Beispiel den Code *Aufschub (temporärer Verzicht)*), wird die entsprechende Textstelle blau markiert hervorgehoben.

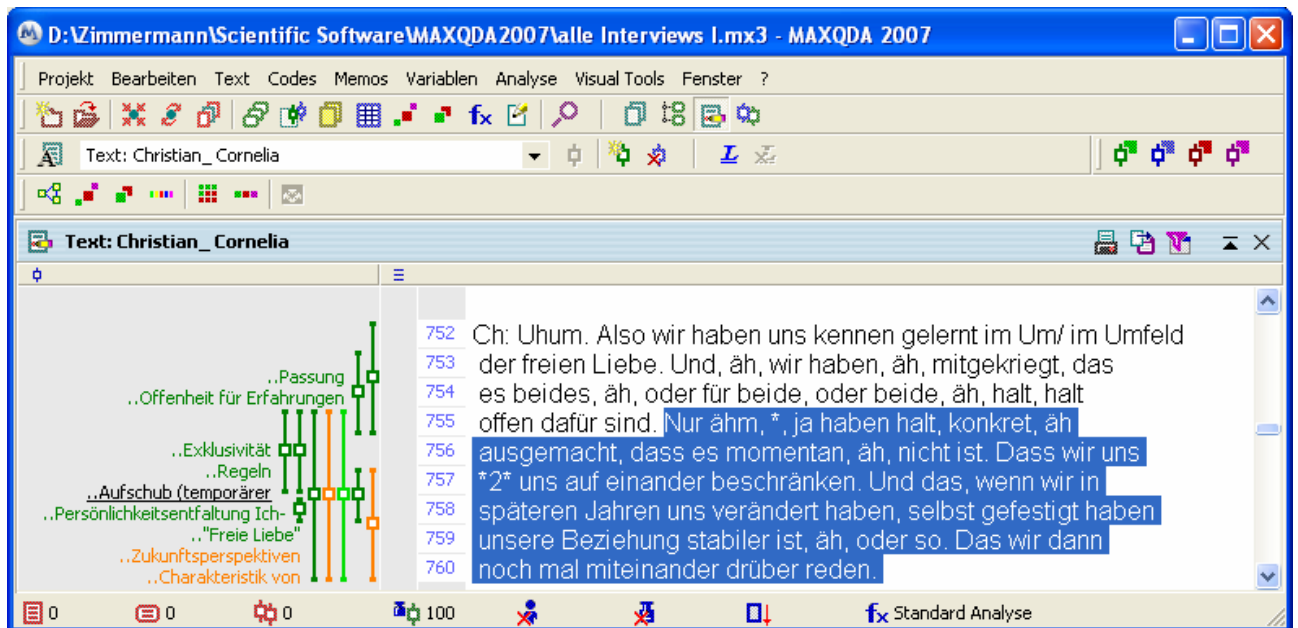


Abbildung 15: MAXQDA: Textauszug Interview Christian Selm & Cornelia Günther mit vergebenen Codes.

In der Kodeliste (nicht abgebildet) sind die Kodenotizen und Memos enthalten. Exemplarisch ist die Kodenotiz für *Aufschub (temporärer Verzicht)* in der Abbildung 16 wiedergegeben (aus MAXQDA in rtf-Format exportiert).

Aufschub	
Kode	Umgang mit Bedürfnissen\7.1 die Strategien\Ziel Verzicht\indirekt/selbstregulativ (Verzicht managen)\Aufschub (temporärer Verzicht)
Autor	zimmermann
Erstellt am	20.02.2008
<p>Vermeiden der Problematik oder der (emotionalen) Konsequenzen: aufschieben [BL 206-207], vertagen, Hintereinanderschaltung unvereinbarer Bedürfnisse. Temporäres Zurückstecken.(Damit auch Aufschub des normativen Verlaufs)</p> <p>Hoffen auf bessere Zeiten. Idealisierung der Zukunft. Utopie, des Drehs, den es braucht, um die Vereinbarkeit der Bedürfnisse zu erreichen.</p> <p>Der Aufschub der Bedürfnisse beziehungsweise das Verlagern der Wunscherfüllung in die Zukunft ist eine Strategie (Umgehensweise mit Bedürfnissen), die mir in vielen Interviews, wenn auch in unterschiedlicher Gestalt und Konkretheit/Bestimmtheit begegnet (eigentlich ist es ja beinahe ein christliches Motiv).</p>	

D&D sprechen davon dass es an verschiedenen Stellen einen Dreh bräuchte. Sie zeichnen damit sehr unkonkret ein Bild, wie es ein könnte, in der Zukunft die unerfüllten Bedürfnisse vereinbaren zu können.

BL spricht davon, dass sie Unvereinbarkeiten erst einmal so stehen lassen. Dahinter verbirgt sich ebenfalls die Hoffnung, dass die allein das Vergehen der Zeit (das Eintreten der Zeit) etwas bewirken könnte. Funktioniert sicher auch.

SA möchte ihren Freund die Zeit im Ausland als ungebundener Student noch einmal erleben lassen und ihn nicht einschränken. Für eine konkrete (zeitlich befristet) Zeit, kann sie als die Erfüllung ihrer Wünsche aufschieben, in die Zukunft verlagern.

SB wünscht sich die Beendigung der Fernbeziehung (aus der Fernbeziehung herauskommen) und stellt fast idealisierend vor, dass dann ihr Bedürfnis nach Nähe erfüllt oder erfüllter sein wird.

Wie lange sind die einzelnen bereit zu warten? Wann stirbt die Hoffnung? Oder woran könnte die Hoffnung sterben?

Abbildung 16: Die Kodenotiz des Kodes Aufschub (temporärer Verzicht).

Die Liste aller vergebenen Kodes und ihrer Kodenotizen ist im Anhang einzusehen.

9.1.2 Das axiale Kodieren

Nachdem mit dem offenen Kodieren eine große Menge an einzelnen Kodes produziert wurde, geht es im axialen Kodieren darum, darin eine Ordnung zu erkennen. Es gilt, die Relationen zwischen den einzelnen Kodes zu finden beziehungsweise auszuarbeiten. Dafür sind zwei Arbeitsschritte als Vorarbeit nötig. Die Liste mit allen vergebenen Kodes muss mit dem Ziel der Strukturierung überarbeitet werden. Kodes werden zusammengefasst beziehungsweise so genannten Kodefamilien zugeordnet, wenn sie verschiedene Facetten oder Eigenschaften eines Phänomens beschreiben. Als nächster Arbeitsschritt werden (vorläufige) Kategorien gebildet (vgl. Abschnitt 7.1.2).

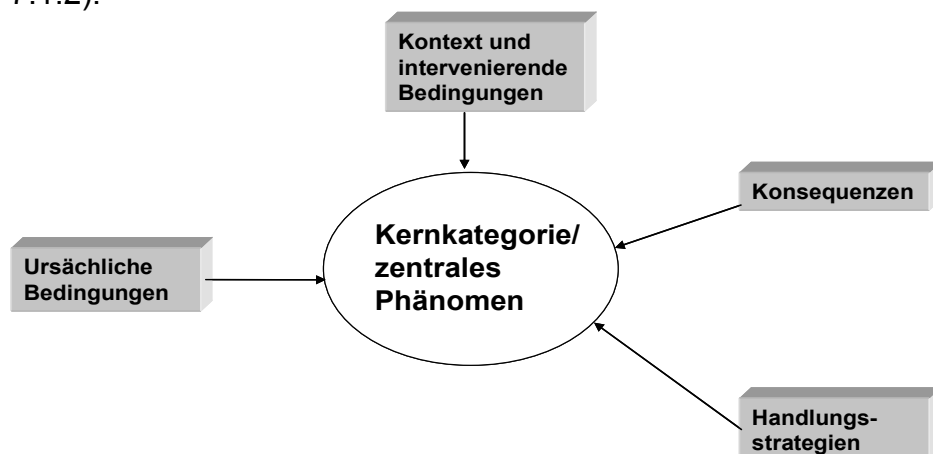


Abbildung 17: Das paradigmatische Modell (in Anlehnung an Strauss & Corbin 1996).

Zur Ermittlung der Relationen zwischen Kategorien kann das paradigmatische Modell (oder auch Kodierparadigma) von Corbin und Strauss (1996) angewendet werden. Es stellt einen heuristischen Rahmen dar, welcher zunächst folgende inhaltslosen Annahmen über soziales Handeln beinhaltet: Bei Vorliegen einer *Kernkategorie* beziehungsweise eines *zentralen Phänomens* A wird im Text gesucht nach *ursächlichen Bedingungen* für das Auftreten von A, nach den *Konsequenzen* von A, den *Handlungsstrategien* (Strategien und Taktiken zum Umgang/Bearbeitung/ Bewälti-

gung von A (sozial und individuell) sowie nach den dabei vorliegenden *Kontextbedingungen und intervenierenden Bedingungen* (vgl. Böhm, Legewie und Muhr 1992: 52) (vgl. Abbildung 17).

Es steht mit dem paradigmatischen Modell ein Rahmen zur Verfügung, der die einzelnen Kategorien in ein Bedingungsgefüge zueinander setzt. Nun gilt es mit dem paradigmatischen Modell zu „spielen“, das heißt, entlang der Ausprägungen der einzelnen Eigenschaften einer Kategorie zu prüfen, wie sie die anderen Kategorien beeinflussen. Wenn zum Beispiel die Grenzen des Beziehungsraumes weit sind, ist die Frage, wie sich das auf das Beziehungshandeln auswirkt. Wichtig ist dabei immer wieder zu schauen, ob alle Ausprägungen empirisch belegt sind, also ob dazu Daten vorliegen. Wenn nicht, ist das ein wertvoller Hinweis für weiteres Sampling. Das Kodierparadigma hilft somit auch, neue Ideen für das theoretische Sampling zu finden. Ist auf diesem Weg ein zentrales Phänomen beziehungsweise eine Kernkategorie bestimmt, kann das selektive Kodieren beginnen.

Ich habe meinen ersten hypothesenartigen Versuch, ein paradigmatisches Modell zu bilden, in der Absicht, die Prozesshaftigkeit der vorliegenden Forschungsarbeit zu verdeutlichen, in der Abbildung 18 dargestellt (die damalige Version wurde verglichen zu der aktuellen Version in ihrer Komplexität reduziert, vgl. Kapitel 18).

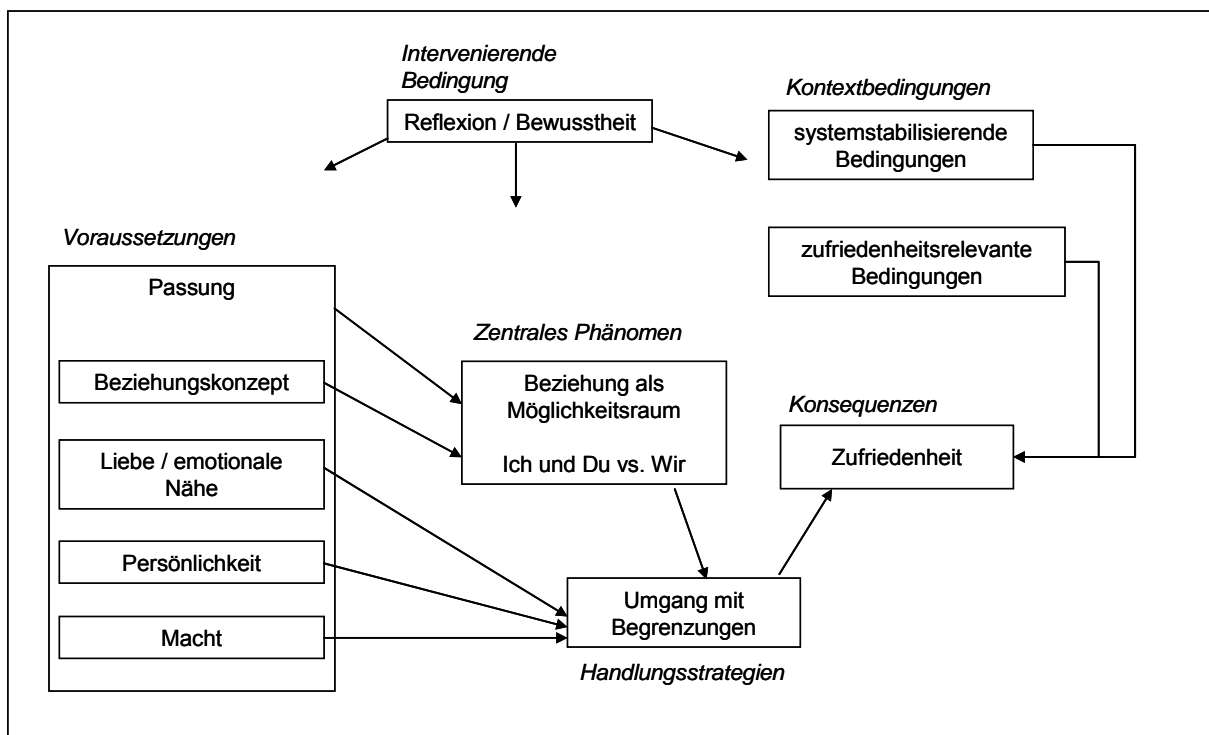


Abbildung 18: Forschungsergebnisse, dargestellt als paradigmatisches Modell nach Strauss und Corbin (1996).

9.1.3 Das selektive Kodieren

Sind mittels der beiden ersten Arbeitsschritte eine Kernkategorie und Hypothesen gebildet, kann die Suchrichtung eingegrenzt werden und nun gezielt (selektiv) im Material entlang dieser Themen kodiert werden. Hypothesen werden auf diese Weise ergänzt, erweitert, verändert etc., aber nicht im positivistischen Sinne bestätigt oder widerlegt. Auch an dieser Stelle empfiehlt es sich, gegebenenfalls neue Interviews mit ebenfalls fokussierterer Fragestellung zu führen. Dienlich für das Voranschreiten einer Selektivität im Auswertungsprozess ist das Beschränken auf wenige Memos.

Diese Memos werden regelmäßig überarbeitet. Dabei versuche ich auch, die einzelnen Memos zunehmend zusammenzufassen. Am Ende dieser Memos habe ich die fallbezogenen Darstellungen dieses Phänomens notiert.

Es existiert eine Diskussion darum, wie die Forderung der UrheberInnen der Grounded Theory, die Kategorien aus dem Datenmaterial „emergieren“ zu lassen, zu interpretieren sei (z.B. Kelle 2007). Udo Kelle (2007) kommt zu dem Schluss, dass Techniken wie das Erhöhen der Theoretischen Sensibilität (zum Beispiel durch die Rezeption von Fachliteratur) oder die Verwendung des Kodierparadigmas nicht im Widerspruch zu dieser Forderung stehen, dass heißt, nicht als „forcieren“ der Daten einzustufen sind (153f.). Vielmehr ist es als eine Forderung an Offenheit und Geduld im Auswertungsprozess zu verstehen, bis sich in der großen Menge an Codes Strukturen erkennen lassen. *„The analyst must pace him- [or her-] self, exercise patience and accept nothing until something happens, as it surely does“*. Begleiterscheinung dieses Prozesses scheint eine beinahe regelhaft auftretende Verunsicherung der Forschenden während des Auswertungsprozesses zu sein. *„Sicherheit und Gewissheit, dass der eigene Theorie-Entwurf gut (adäquat, gegenstandsnahe, konzeptuell dicht) ist, bleiben über lange Zeit des Forschungsprozesses aus. Diesbezüglich „darbt“ die qualitative Forscherin und lebt bis zum Ende ihrer Forschung in einem Mangelzustand. (...) Diese Form der Verunsicherung legt sich dann, wenn es gelingt, das geläufige Kriterium der Richtigkeit und Wahrheit von Interpretationen zu ersetzen durch das Kriterium der Daten-Theorie-Passung“* (Muckel 1996: 77).

Ein weiterer Nachteil besteht darin, dass sich solch ein Prozess schwer nachvollziehbar beschreiben lässt. Zweckdienlich für das Finden der Geschichte meiner Daten war nach meiner Erfahrung das so genannte „Ziehharmonikaprinzip“. Es meint bildlich betrachtet die Variation der eigenen Distanz zu den Daten: mal Suche nach der Kernkategorie, nah am Material, durch Kodieren, Zusammenfassen, Überarbeiten etc.; mal die Einnahme einer größeren Distanz, in der die „Suche“ nach der Kernkategorie zum Beispiel durch das freie Erzählen „der Geschichte“ der Daten, oder durch das Verfassen von Memos zu den Fragestellungen „Was habe ich bisher aus meinen Daten gelernt?“, „Was ist wichtig, interessant, überraschend etc.“ Wichtiger Folgeschritt ist dann das Verankern der so gewonnenen Erkenntnisse in den Daten durch Nachkodieren und Vergleichen von relevanten Zitationsstellen.

Am Ende eines Arbeitstages, beim „gedanklichen Nachbereiten des Getanen“, schien mir die Metapher der *Beziehung als Raum* das verbindende Element meiner Kategorien zu sein. Ich verfasste Memos, um diese Idee weiter zu entwickeln und versuchte meine bisherigen Kategorien in Beziehung zu dieser Metapher zu setzen. So entstand das Modell, wie ich es in dieser Arbeit als Ergebnis meiner Forschung präsentiere (vgl. Kapitel 18). Dazu ist ergänzend zu sagen, dass das selektive Kodieren auch bedeutet, viele andere interessant erscheinenden Pfade beiseite zu lassen. Das Datenmaterial ist so umfangreich, dass die Entscheidung, welche Aspekte vertieft und weiter ausgearbeitet werden, immer subjektiv ist und damit stark vom forschenden Subjekt abhängt. Dies ist meines Erachtens ein wichtiges Gegenargument, wenn die qualitative Sozialforschung sich gegenüber dem Vorwurf der fehlenden Nachvollziehbarkeit zu rechtfertigen hat (ich werde darauf im folgenden Kapitel über die Gütekriterien zurückkommen).

9.1.4 Memos schreiben

Im Kapitel 7.1.5 kam der Aspekt des „Memoing“, des ständigen Schreibens und Überarbeitens von Memos bereits zur Sprache. Ihr Stellenwert im gesamten Auswertungsprozess ist nicht zu unterschätzen. Es kann zwischen verschiedenen Typen

von Memos unterschieden werden: Forschungs-Memos beinhalten den Verlauf des Forschungsprozesses und wurden von mir im Forschungstagebuch festgehalten (vgl. Abschnitt 6.2.1). Methoden-Memos dienen der Ausformulierung und Sammlung von Ideen zum weiteren methodischen Vorgehen. Theorie-Memos beinhalten Ideen und Ansätze, die zum Entwickeln der gegenstandsverankerten Theorie dienlich sind (vgl. Böhm, Legewie und Muhr 1992: 31). Memos wurden von mir im voranschreitenden Auswertungsprozess zusammengefasst und permanent überarbeitet. Sie veränderten dabei sukzessiv ihren Charakter. Sie lösten sich zunehmend von starker Einzelfallbezogenheit und gewannen an Abstraktion, mit welcher fallübergreifend bestimmte Aspekte beleuchtet wurden, und vollzogen damit den Entwicklungsbogen, den Berg und Milmeister (2007) in Bezug auf die Unterscheidung von Kode und Kategorie beschreiben: *“Nach unserer Logik (...) entspricht ein Kode der Rezeption des Datentextes, eine Kategorie dem Versuch des eigenen konzeptuellen Sprechens”* (Berg & Milmeister 2007: 187). Teilweise wurden Memos selbst zu Datenquellen, wenn ihr Inhalt so umfangreich und assoziativ formuliert war, dass eine Strukturierung durch Kodieren hilfreich war.

9.1.5 Das softwaregestützte Auswerten der Daten mit MAXQDA 2007

Die gesamte Auswertungsarbeit erfolgte softwaregestützt mittels des Programmes MAXQDA 2007 (vgl. www.maxqda.de). Dabei handelt es sich um eine Software zur computergestützten Analyse Qualitativer Daten, welche von Udo Kuckartz und Mitarbeitern der Universität Marburg 1989 in erster Version auf den Markt gebracht und seitdem ständig überarbeitet und erweitert wurde. Die Vorteile von MAXQDA liegen zum einen in seiner Benutzerfreundlichkeit. Das Programm ist übersichtlich und plausibel aufgebaut. Ein weiterer Vorteil besteht in seiner inhaltlichen Nähe zur Terminologie und Logik der verwendeten Auswertungsmethode *Grounded Theory*. So werden die Interviews als Texte in das Programm eingespeist und automatisch mit Absatz- beziehungsweise Zeilennummern versehen. Es können Codes vergeben werden, die zum einen neben dem Text visualisiert werden (vgl. Abbildung 15), zum anderen in einem extra Fenster als hierarchisch organisierte Kodeliste erscheinen. Es können Memos geschrieben werden, die entweder mit Textstellen oder einzelnen oder mehreren Codes verknüpft werden. Damit ist das Verwalten und Organisieren großer Text- und Kodemengen erheblich erleichtert. Eine weitere wertvolle Funktion ist das Text-Retrieval. In einem extra Fenster werden alle Textstellen aufgerufen, für die ein und derselbe Kode (welcher zuvor in der Kodeliste aktiviert wurde) vergeben wurden. Dies kann für alle Interviews oder einzelne aktivierte Interviews geschehen. Darüber können sehr gut Textstellen spezifisch miteinander verglichen werden und Unterschiede und Gemeinsamkeiten herausgearbeitet werden. Auch ein Nachkodieren der relevanten Textstellen ist über diese Funktion sehr gut praktikierbar. Das Programm bietet eine Vielzahl von Visualisierungsmöglichkeiten, von denen ich vor allem die Funktion MAXMaps nutzte, die hilft, in Form von Grafiken mit einfachen Symbolen Zusammenhänge zwischen einzelnen Codes grafisch darzustellen. Alle Ergebnisse können in Textverarbeitungsprogramme exportiert werden. So kann es sich als hilfreich erweisen, alle zu einem Kode gehörenden Textstellen einschließlich ihrer Memos und Kodenotizen als Ausdruck vorliegen zu haben.

Selbstverständlich verbleibt die Interpretations- und Konstruktionsleistung bei der Forscherin beziehungsweise dem Forscher. Der Nutzen des Programmes liegt lediglich im vereinfachten Management der Text- und Datenmengen sowie in seinen Visualisierungsmöglichkeiten.

10. Beurteilungs- und Gütekriterien qualitativer Forschung

Das vorliegende Kapitel wendet sich der Frage nach Kriterien zur Beurteilung der wissenschaftlichen Qualität beziehungsweise Güte qualitativer Forschung zu. Zunächst wird in knapper Form dargestellt, welche Kriterien innerhalb des qualitativen beziehungsweise interpretativen Paradigmas diskutiert werden. In einem zweiten Schritt wird dargelegt, welche Techniken und Maßnahmen zur Erhöhung der wissenschaftlichen Güte in der vorliegenden Arbeit ergriffen wurden.

10.1 Der Diskurs um Gütekriterien in der qualitativen Sozialforschung

Es gibt innerhalb des interpretativen Paradigmas eine umfangreiche und facettenreiche Diskussion, welche Kriterien anzuwenden seien, um die Qualität empirischer Arbeiten zu bemessen. Diese Diskussion kann insofern als nicht abgeschlossen bezeichnet werden, als dass sie bis zum heutigen Tag nicht zu vergleichbar einheitlichen Kriterien geführt hat, wie sie innerhalb des quantitativen Verständnisses verwendet werden (vgl. z.B. Flick 2005: 317, Lamnek 2005: 142, Corbin & Strauss 2008: 297f.). In Übereinstimmung mit Flick (2005: 319) lassen sich im Diskurs um die Qualitätsmessung qualitativer Forschung vier verschiedene Positionen ausmachen:

- (1) Bei der ersten Position werden entweder die klassischen, am quantitativen Wissenschaftsideal orientierten Kriterien wie Validität und Reliabilität auf qualitative Forschung angewendet beziehungsweise im Sinne äquivalenter Standards reformuliert (Strauss & Corbin 1996, Lamnek 2005). Siegfried Lamnek verweist in diesem Zusammenhang auf die Schwierigkeit, *„dass bei unterschiedlichen wissenschaftstheoretischen und methodologischen Bezugspunkten in verwirrender Weise identische Worte für ähnlich oder gleich scheinende Problemstellungen verwendet werden, die jedoch substantiell, also von den Vorstellungsinhalten her, anders besetzt sind“* (Lamnek 2005: 143).
- (2) Die zweite Position geht davon aus, dass *„jedes (paradigma-ähnliche) Forschungsprogramm stets auch seine eigenen Bewertungsmaßstäbe mit sich bringe“* (Breuer 1996: 36). So wird der Versuch unternommen, *„methodenangemessene Gütekriterien zu entwickeln, die der Besonderheit qualitativer Forschung dadurch gerecht werden, dass sie aus ihrem jeweiligen theoretischen Hintergrund entwickelt werden und der Besonderheit des Forschungsprozesses Rechnung tragen“* (Flick 2005: 319). Die Liste der innerhalb dieser Position vorgeschlagenen und diskutierten Kriterien ist lang und uneinheitlich. Ich werde weiter unten einige dieser Gütekriterien vorstellen.
- (3) Eine dritte Position besteht darin, den Wert der Qualitätsbeurteilung grundsätzlich in Frage zu stellen. Dies wird zum einen mit der Vergänglichkeit sozialer Realität (unter Anerkennung ihres Prozesscharakters) begründet: *„Wenn man soziale Realität als einen dauernd vor sich gehenden Konstruktionsprozess ansieht, an dem alle Gesellschaftsmitglieder in größerem oder kleinerem Maße mitwirken, dann kann man nicht damit rechnen, dass es überhaupt eine Forschungsmethode gibt, die es gestattet, völlig eindeutige, längerfristig gültige, unwiderlegbare, zweifelsfrei wahre Aussagen über Elemente und Relationen der sozialen Realität zu machen“* (Köckeis-Stangl 1982: 363). Grundlegender ist

die erkenntnistheoretische Kritik an der Forderung nach allgemeingültigen Gütekriterien: „In den 1980er und 1990er Jahren stellte sich im Bereich der traditionellen wissenschaftsinternen Qualitäts-Kriterien Ernüchterung und Skepsis ein: Die Idee des Abbild-/Repräsentations-Charakters wissenschaftlichen Wissens verlor an Anhängerschaft, die epistemologische Orientierung veränderte sich in Richtung auf Relativität und Diskursivität/Diskursabhängigkeit wissenschaftlicher Erkenntnis. Die bis dahin in der Scientific Community für relativ unproblematisch gehaltenen Kriterien wurden in der "internen Debatte" der meisten sozialwissenschaftlichen Disziplinen fragwürdig und obsolet“ (Breuer & Reichertz 2001: 33). Problematisch an dieser Position ist, dass sie „sicherlich weder der weiteren Etablierung qualitativer Forschung dienlich sein (wird) noch dazu beitragen (wird), dass ihre Ergebnisse als relevant erachtet werden“ (Flick 2005: 319).

- (4) Eine vierte Position hebt darauf ab, die Qualität der Forschung aus ihrem ausschließlich wissenschaftlichen Bewertungskontext herauszulösen und mit anderen Kriterien wie zum Beispiel ihrer Anwendbarkeit oder Originalität zu bewerten (vgl. Corbin & Strauss 2008) beziehungsweise wie Uwe Flick es formuliert: „Qualität der Forschung jenseits von Kriterien zu betrachten“ (Flick 2005: 319). Auch diese Position mag weniger zur Anerkennung qualitativer Forschung beitragen als andere Haltungen. Gleichwohl bietet sie eine interessante Antwort auf die häufig an Wissenschaft gerichtete Kritik, ohne Anwendungsbezug und selbstgenügsam zu sein.

Zur Eingrenzung der Thematik werde ich mich des Weiteren auf die AutorInnen und Kriterien konzentrieren, die nah an der von mir verwendeten Methodik argumentieren. In ihrem ersten Praxisbuch zur Methode der *Grounded Theory* plädieren Strauss und Corbin (Strauss & Corbin 1990 beziehungsweise in deutsch 1996) für eine Übernahme, aber Umdefinition beziehungsweise Erweiterung der quantitativen Bewertungskriterien, mit der Begründung, dass diese sich in den Naturwissenschaften bewährt hätten (ebd. 1996: 214). Damit wäre ihre Haltung gemäß Selbsteinschätzung der ersten Position zuzurechnen. Flick stuft Strauss und Corbin unter „alternative Gütekriterien“ (2. Position) ein, was dafür spricht, dass die von Strauss und Corbin vorgenommene Umdefinition der klassischen Gütekriterien so weit reichend ist, dass ein direkter Vergleich nicht mehr sinnvoll erscheint (vgl. Flick 2005: 339). Die Beurteilungskriterien, die die beiden Autoren zur Evaluation einer empirisch gegründeten Theorie und der Wege, die zu ihr geführt haben (Verknüpfung von Ergebnis- und Prozessorientierung), aufstellen, beziehen sich auf drei Gesichtspunkte: Erstens sollen Validität, Reliabilität und Glaubwürdigkeit der *Daten*, zweitens die Angemessenheit des *Forschungsprozesses* und drittens die empirische Verankerung der *Forschungsergebnisse* kritisch geprüft werden (ebd. 1996: 216). Zur Beurteilung der Angemessenheit des Forschungsprozesses sowie der empirischen Verankerung der Forschungsergebnisse werden Kriterien formuliert, die letztendlich auf die Beantwortung der Frage hinauslaufen, inwieweit die Konzepte des Ansatzes von Strauss und Glaser (1967) beziehungsweise Strauss & Corbin (1990/1996) zur Anwendung kamen. So bleibt die Überprüfung sehr in der eigenen Methode verhaftet (vgl. Flick 2005: 340). Die Beschreibung meines Vorgehens im vorliegenden Methodenteil mit der Beigabe von Beispielen aus dem Datenmaterial dient dem Ziel, mein Vorgehen transparent und nachvollziehbar zu machen, sowie zu belegen, gemäß den Einzeltechniken der *Grounded Theory* gearbeitet zu haben (vgl. Abschnitt 10.2.5).

Franz Breuer (z.B. 1996, 1999) ist als Vertreter der zweiten oben beschriebenen Position zu nennen. Er vertritt den Standpunkt, dass die qualitative Sozialforschung ihrer eigenen „paradigma-angepaßten“ (ebd. 38) Kriterien bedürfe. Der wissenschaftliche Erkenntnisprozess wird *„als ein zeichenvermittelnder Interaktionsprozess zwischen einer Reihe beteiligter Protagonisten“* verstanden (Breuer 1999: 256). Die einzelnen Parteien sind: *„das Wissenschaftlerinnen-Subjekt, das Objekt ihrer wissenschaftlichen Neugier (Untersuchungspartner, Forschungsfeld o. ä.), ihre Ko-Forscherinnen beziehungsweise Mitglieder der Wissenschaftler-Gemeinschaft sowie Adressatinnen beziehungsweise Rezipientinnen der Forschungsergebnisse. Alle sind in soziale und kulturelle Kontexte eingebunden, die für die Hervorbringung von Daten und Erkenntnis bedeutsam sind; zum anderen ist ihre Interaktion und Kommunikation untereinander durch Medien vermittelt, die jeweils besondere Charakteristika und Implikationen besitzen und in die Reflexion mit einzubeziehen sind“* (ebd.). Breuer unterscheidet eine enge versus weite Auffassung von Gütekriterien (vgl. Breuer 1996: 36). Während die enge Auffassung sich auf die Methodologie beschränkt (siehe oben), bezieht eine weite Auffassung den gesamten Prozess „von Forschung-als-Interaktion“ (ebd.) mit ein. Eine solche weite Auffassung von Kriterien für und Anforderungen an das sozialwissenschaftliche Vorgehen beinhaltet die von Breuer zusammengestellte Merkmalsliste für die evaluative Gütebeurteilung eines Forschungsprojektes, welche meines Erachtens im Wesentlichen in der Forderung besteht, den gesamten Forschungsprozess erstens kritisch zu reflektieren und zweitens transparent zu machen. Jene Merkmale werde ich im Folgenden auf mein eigenes Vorgehen beziehen (vgl. Breuer 1996: 39f.).

10.2 Arbeitsschritte zur Erhöhung der wissenschaftlichen Güte der Auswertungs- und Interpretationsarbeit

Franz Breuer entwickelte 1996 eine Merkmalsliste für die evaluative Gütebeurteilung eines Forschungsprojektes, von denen er 1999 sieben Aspekte als besonders wichtig heraus hob (vgl. 1999: 264). Entlang dieser sieben Merkmale werde ich die eigenen Arbeitsschritte zur Erhöhung der wissenschaftlichen Güte der vorliegenden Arbeit beschreiben.

10.2.1 Reflektiertes Umgehen mit der Subjekt-Seite des Erkenntnisprozesses

„Das Subjekt human- und sozialwissenschaftlicher Forschung besitzt „Subjekt“-Charakter - hier gemeint in dem Sinne, dass wir nicht einen „Automaten“ der Welt- beziehungsweise Daten-Registrierung beziehungsweise -Ablese, eine „rationale Maschine“ oder eine standpunktfreie „Super-Beobachterin“ unterstellen können, sondern es mit einem personalen, sozial und kulturell geprägten Individuum zu tun haben“ (Breuer 1999: 264).

Breuer schreibt weiter, es gelte, *„methodische Verfahren der Selbstreflexion und Standpunkt-Dezentrierung zu finden und zu entwickeln – das heißt Möglichkeiten, den Blick aus einem perspektivischen Muster heraus durch eine Sicht gewissermaßen von außen auf diese Muster zu ergänzen“* (ebd.: 265).

Ich halte diesen Aspekt für das wichtigste Kriterium zur Erhöhung der wissenschaftlichen Güte qualitativer empirischer Arbeiten. Bereits im Kapitel 6.2 habe ich unter dem Stichwort der Selbstreflexivität und Subjektivität beschrieben, wie ich im Forschungsprozess die Techniken des Forschungstagebuches (vgl. Abschnitt 6.2.1) und vor allem der ForscherInnengemeinschaften (vgl. Abschnitt 6.2.2) nutzte, um meine

Perspektive auf den Forschungsgegenstand zu reflektieren und sie um weitere Perspektiven zu ergänzen. Beide Kontexte wurden zur Reflexion meiner Prä-Konzepte und Verflochtenheiten mit der Thematik genutzt. Es war beispielsweise die Anregung einer Forschungskollegin, die Rollen zu reflektieren, aus denen heraus ich im Verlauf der Datenerhebung agiere (z.B. Forscherin, Beziehungspartnerin, potentielle Paarberaterin) und zu hinterfragen, welche Reaktionen die Rollen jeweils bei den InterviewpartnerInnen auslösen können (vgl. Abschnitt 10.2.3).

10.2.2 Reflektiertes Umgehen mit der Subjektivität & Reflexivität des Forschungsobjektes

„Das Objekt in der Erkenntnisrelation human- und sozialwissenschaftlicher Forschung besitzt „Subjekt“-Charakter. Wir müssen von einer prinzipiellen Strukturgleichheit der Beteiligten hinsichtlich ihrer entwickelbaren kognitiven, sozialen, kulturellen etc. Möglichkeiten ausgehen. Auch die Untersuchten sind selbstreflexive Personen, die über sich und die Welt nachdenken, über Vokabularien, Konzepte, Deutungsschemata und Theorien, Rationalitäten, Werthaltungen, Kriterien und Intentionen verfügen, in sub-/kulturelle und soziale Zusammenhänge und Muster eingebunden sind“ (Breuer 1999: 264).

Wie in der Einleitung bereits formuliert, teile ich das Menschenbild der Forschungsgruppe Subjektive Theorien (Groeben & Scheele 2000), die den Menschen *„als sprach- und kommunikationsfähiges, reflexives und (potenziell) rationales Subjekt auffasst“* (Groeben & Scheele 2000: Absatz 2). Darin sehe ich einen wesentlichen Grund für die Wahl qualitativer Forschungsmethoden. Ihnen ist zu Eigen, dass es zuvorderst um die Sicht der Subjekte geht. Es wird den befragten Subjekten Expertenstatus als Kenner ihrer Situation eingeräumt, das heißt, ich nehme die Aussagen der InterviewpartnerInnen grundsätzlich ernst. Die Respektierung der Reflexivität meines Gegenübers heißt für mich, nicht von vornherein von einem höheren Abstraktionsgrad meiner Interpretationen auszugehen. Die InterviewpartnerInnen zeigen in der Regel deutlich an, wie weitgehend angesprochene Themenbereiche reflektiert sind beziehungsweise zu wie viel Reflexion das Individuum bezogen auf diesen Themenbereich im Allgemeinen neigt. Dazu zwei Zitatbeispiele:

„Ich finde es richtig toll, jetzt mit Ihnen darüber zu sprechen. Dass auch mal so länger zu überlegen“ [BL 1093-1094].

*„Ich weiß nicht. Also mir fällt das ein bisschen schwer jetzt, diese Geschichte so zu erzählen. *5* Gut, jetzt bin ich eigentlich schon in der Gegenwart. JZ: Das ging aber schnell (lachen). HaraldN: Ja, ich weiß! Es fällt mir selber schwer, ich weiß nicht was ich erzählen soll. Also, mir fällt das jetzt schwer, was ich dazu erzählen soll. Das ist so“ [HaraldN 187-196].*

Ein wichtiges Prinzip war für mich in diesem Zusammenhang das Fremdheitspostulat, das heißt, davon auszugehen, dass die Relevanzsysteme des Forschungsobjektes mir unbekannt sind und somit nicht von einem geteilten Vorverständnis über den Gegenstand ausgegangen werden kann. Ich habe es mir zum Prinzip gemacht, nicht zu schnell davon auszugehen, etwas verstanden zu haben, sondern alltags-sprachlich gebräuchliche Begriffe und allgemeiner gehaltene Aussagen (zum Beispiel *„Wir trauen uns gegenseitig unsere Grenzen auszutesten und zu überschreiten.“* [CS 460-461]) zu hinterfragen.

Des Weiteren ist mir an qualitativer Forschungsmethodik wichtig, dass sie als Versuch verstanden werden kann, Untersuchungssituationen möglichst wenig artifiziell

und strukturiert zu gestalten, so dass die Möglichkeit der Steuerung der Situation sowie des Gesprächsverlaufs zu großen Anteilen in der Macht der GesprächspartnerInnen liegt. Hier kann die Frage diskutiert werden, wie autonom das Forschungsobjekt in der Untersuchungssituation tatsächlich ist. Durch das Interview-Setting werden Strukturen geschaffen, die steuern und kontrollieren. Das Setting/der Kontext beinhaltet einen hohen Aufforderungscharakter, sich in die Rolle des Interviewpartners zu begeben. Forschung, so zurückhaltend sie auch sein mag, stellt damit immer eine „Zurichtung“ dar, durch die die Autonomie zumindest partiell beeinträchtigt wird. Das Subjekt findet jedoch Strategien sich darin zurechtzufinden. Darin wiederum besteht die Autonomie des Forschungsobjektes. Es kann sich diesen Strukturen entziehen, kann seine Rolle gestalten, statt sich zu fügen. So verstehe ich qualitative Methodik auch als Gewährung maximaler Selbstbestimmung der beforschten Subjekte.

Zu berücksichtigen ist unter diesem Punkt ebenfalls der Aspekt, ob die Teilnahme am Interview aktiv entschieden wurde oder ob die Initiative vom Beziehungspartner ausging.

10.2.3 Reflektiertes Umgehen mit der Interaktion, Kommunikation und Beziehungsdynamik im Kontakt mit den UntersuchungspartnerInnen

„Die Erkenntnisrelation zwischen Subjekt und Objekt manifestiert sich in einer Interaktion. Die methodische Standard-Devise: „Minimierung der interaktiven Aspekte!“ läuft auf die Produktion artifizierender und theoretisch kaum transparent rekonstruierbarer Bedeutungs- und Deutungs-Kontexte hinaus. Ich schlage die konträre Richtung vor: die Intensivierung und Nutzung dieser Dimension der Forschungsinteraktion, ihre theoretische Thematisierung und Reflexion in einer erkenntnisbezogen produktiven Weise“ (Breuer 1999: 265).

Es ist dies meines Erachtens ein sensibler und vielschichtiger Aspekt der Interviewsituation, dessen Reflexion zweifellos wichtig ist. Ein „erkenntnisbezogen produktiver Umgang“ (ebd.) damit stellt die weitaus größere Herausforderung dar. Das Konzept des Reizwertes (Devereux 1998) unterstützt die Hinterfragung der Wirkung, die ich als Forscherin auf die Interaktion habe. Im Rahmen der NetzWerkstattgruppe „Qualitas“ (vgl. Abschnitt 6.2.2) wurden dazu folgende Annahmen erarbeitet: Ich verkörpere das Modell einer Frau, die bestimmte Merkmale trägt (zum Beispiel selbstbewusst, gebildet, jung) und die damit zu bestimmten Attributionen einlädt. Dazu können sich die InterviewpartnerInnen bewusst oder unbewusst „in Stellung bringen“ (zum Beispiel „gefallen wollen“, konkurrieren, etc.). Die Interviewpartner verfügen außerdem über bestimmte Informationen über mich, die ebenfalls einen Reizwert haben und bestimmtes Verhalten hervorrufen können. Zum Beispiel war Frau Frieda Küstner aufgrund der Interviewvermittlung bekannt, dass ich die Lebensgefährtin des Sohnes ihrer Freundin bin, was möglicherweise bedingte, dass Frau Küstner viel die Entwicklung ihrer Kinder sowie ihre Rolle als Mutter thematisierte. Frau Dorothea Eichstedt und Herrn Daniel Gelbrich war bekannt, dass ich ebenso wie sie in einer Lebensgemeinschaft lebte. Ich wurde selbstverständlich geduzt und auch der übrige Habitus des Paares deutete darauf hin, dass sie mich als „ihresgleichen“ empfanden. Darin kann möglicherweise ein Grund für die vorherrschende vertrauensvolle Atmosphäre gelegen haben, aber auch für die Annahme des Paares, dass bezogen auf mich von gleichen Relevanzsystemen und Wertesystemen ausgegangen werden kann.

Mein Versuch die Interaktion in einer erkenntnisbezogen produktiven Weise zu nutzen bestand vor allem darin, die Eröffnung der Interviewsituation so zu gestalten,

dass Vertrauen aufgebaut und Unsicherheit reduziert werden kann. Zu diesem Zweck informierte ich über meine Forschungsabsicht und die Verwendung der Daten, sicherte schriftlich Anonymität und Datenschutz zu. Ich betonte außerdem im Erzählimpuls mein Bewusstsein für die Tatsache, dass es sich bei meinem Forschungsinteresse um ein sehr persönliches Thema handelt, und wollte durch den Hinweis, dass es aber auch ein Thema sei, „in dem wir aber letztendlich alle unsere Erfahrungen machen und die allermeisten Menschen auch auf Konflikte und Schwierigkeiten stoßen“ (Erzählimpuls), Gemeinsamkeiten betonen und dadurch Distanz und mögliche Scham oder Unsicherheit abbauen.

Speziell für die Interviewsituationen, in denen ich beide Beziehungspartner gemeinsam interviewte, sind die Besonderheiten der Interaktion zwischen den beteiligten Personen zu bedenken. Zwei Personen sind einander sehr vertraut. Sie hatten vor dem Interview Interaktionen und werden sie ebenso danach haben. Eine dritte unbekannte Person kommt hinzu und interessiert sich für deren geteilten Erfahrungsschatz. Vielfältige Interaktionen sind denkbar. Es könnte zu Koalitionen zwischen zwei Personen kommen. Abgesehen von der Tatsache, dass die spezifischen Interaktionen zwischen den Beziehungspartnern für mich ein Beobachtungsgegenstand von Interesse und Informationsgehalt waren, konnte ich in keinem der Fälle außergewöhnliche Interaktionen zwischen mir und dem Paar beobachten.

Zum Konzept des Reizwertes ist noch zu ergänzen, dass die InterviewpartnerInnen ebenso auf mich einen bestimmten Reizwert haben können, der meine Wahrnehmung und Einschätzung beeinflussen kann. Beispielhaft sind dafür der Umstand zu nennen, wenn ein Interviewpartner wiederholt seinen erfolgreichen beruflichen Werdegang zum Inhalt des Interviews macht oder wenn das äußere Erscheinungsbild einer Interviewpartnerin und der Einrichtungsstil ihrer Wohnung einen starken Eindruck auf mich machen.

Des Weiteren ist unter dem Punkt der Interaktion zu berücksichtigen, dass beide Interviewbeteiligten kommunikativ miteinander verwoben sind. Olaf Jensen (2000) weist darauf hin, „dass Kommunikation dadurch gekennzeichnet ist, dass ihre Inhalte beziehungsweise „Ergebnisse“ im Zuge von vielfältigen Interaktionsprozessen der beteiligten Akteure gemeinsam gefertigt werden“ (ebd.: Absatz 5). Diesem Umstand kann meines Erachtens durch die gründliche Explikation der Prä-Konzepte konstruktiv begegnet werden.

Breuer schreibt außerdem zum Aspekt der Interaktion: „Es macht die Annahme wenig Sinn, durch die Tatsache der Erforschung bleibe der Gegenstand untangiert, werde unverändert gelassen“ (ebd.: 265). Das Interview greift in die Realität der interviewten Personen sowie der interviewenden Personen ein. Es wird etwas bewirken. Ich habe während des Auswertungsprozesses Aussagen erfasst, die von einer Wirkung des Interviews zeugen. Dafür seien an dieser Stelle zusätzlich zu den Zitatbeispielen unter Abschnitt 10.2.2 zwei weitere Interviewausschnitte zitiert:

„Das fällt mir gerade auf. Wenn ich das erzähle“ [FK 215-216].

„So habe ich dir das vielleicht gar nicht beschrieben“ [CG 775-776].

Das erste Zitat gibt exemplarisch wieder, dass durch die Erzählung im Kontext der Interviewsituation Reflexionsprozesse ausgelöst werden. Es ist davon auszugehen, dass die einzelnen Ereignisse der Beziehungsgeschichte nicht zum ersten Mal berichtet werden. Dennoch kann der Zusammenhang, in den sie in der Erzählung gestellt werden, neue Perspektiven auf die Bewertung des Ereignisses eröffnen. Im zweiten Zitat wendet sich Frau Cornelia Günther mit der Aussage an ihren Partner, Herrn Christian Selm. Es gibt ein Beispiel dafür, dass in der Paarsituation Aspekte

zur Sprache kommen können, die in dieser Art und Weise dem/der PartnerIn zuvor noch nicht mitgeteilt wurden. Wie die ausgelösten Reflexionen oder neu erfahrenen Informationen die Paarinteraktion weiter beeinflussen, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich gehe davon aus, dass sich die Auswirkungen nicht der bewussten Kontrolle der InterviewpartnerInnen entziehen.

Als letzten Gesichtspunkt zum Merkmal der Interaktion rechne ich den Aspekt der Situativität der erhobenen Daten. Die Darstellung der Beziehungsgeschichte kann von aktuellen Stimmungen oder Ereignissen determiniert sein, die möglicherweise nicht nur der Interviewerin unbekannt sind, sondern auch für die interviewte Person selber im Unbewussten bleiben. Widersprüchlichkeiten in der Erzählung können mögliche Hinweise darauf sein oder können andersherum durch diesen Umstand erklärt werden. Besonders deutlich zeigte sich dies im Interview von Frau Brigitte Liebig: Wurde über problematische Aspekte der Beziehung berichtet, erschien mir Frau Liebig bedrückter, als wenn sie über angenehme Seiten der Beziehung sprach. Sie wirkte dann heiterer und schätze die Zukunft der Beziehung auch optimistischer ein.

10.2.4 Reflektierter Umgang mit dem Passungsverhältnis von Datenerhebungs-Modalitäten und Gegenstands-Informationen

„Die Erkenntnisrelation und Interaktion zwischen Subjekt und Objekt ist durch eine methodisch-instrumentale Rahmumgebung und Vermittlung geprägt: Begrifflich-konzeptuelle und prozedural-apparative „Sonden“ selektieren und präformieren das, was die Forscherin als und am Objekt wahrnehmen kann“ (ebd.: 265).

Mit der Variation der Datenerhebungsmethoden (vgl. Abschnitt 8.2) intendierte ich die Effekte der jeweiligen Methode herausfiltern zu können. Die erzielte Beobachtung bleibt allerdings allgemeiner Natur: Paare, die gemeinsam interviewt werden, produzieren in der Tendenz weniger individualisierte Erzählungen. Einzelinterviewte Personen äußern sich demgegenüber mehr über ihren Partner. Es entsteht in der Tendenz ein kritischeres Bild. Die Leitfadeninterviews generieren mehr Reflexionen, während die narrativen Interviews naturgemäß deutlicher die Beschreibung von Ereignissen zum Inhalt haben. Von Bedeutung war für mich letztlich die Feststellung, dass sich die Interviews hinsichtlich ihres Informationsgehaltes und ihrer Aussagekraft wenig voneinander unterscheiden.

Für das Medium „Aufnahmegerät“ gilt es sich zu vergegenwärtigen, dass nur akustische Informationen aus der Interviewsituation gefiltert werden, diese dafür aber auf eine von Sichtweisen weitgehend unabhängige Art. Nonverbale Handlungen, die wichtige Zusatzinformationen für die Datenanalyse darstellen können, müssen auf andere Weise „eingefangen“ werden. Ein weiterer Aspekt des Aufnahmegerätes ist, dass seine Anwesenheit sozusagen die Zweierkonstellation von Interviewer und Interviewtem auflöst und vielleicht ein „Ohr der Öffentlichkeit“ symbolisiert. Die Tatsache, dass das gesprochene Wort in seiner Reinform festgehalten wird, führt möglicherweise zu dem Bestreben, sich gewählt, reflektiert und differenziert auszudrücken.

Die Transkription des Interviewmaterials wird von Eva Jaeggi und Katja Mruck (1998) als erste Interpretation gewertet. Um diese Selektion weitgehend gering zu halten, habe ich alle Interviews vollständig und wortgenau, einschließlich nonverbaler Aspekte (soweit erkenntlich) transkribiert.

10.2.5 Reflektierter Umgang mit dem Explizit- und Transparentmachen des Vorgehens

Dieses Merkmal beinhaltet Aspekte der „*Dokumentation und Begründung der Forschungsintentionen, -planungen und Untersuchungsschritte, der Ausgangskonzepte, der Umkonzeptualisierungen, der Datenerhebungslogik, des untersuchten Felds beziehungsweise der Untersuchungspartner, der gewonnenen Materialien, der kontextuellen Umstände, der Aufzeichnungsprozeduren, des Auswertungsvorgehens, der Interpretationen und Schlussfolgerungen, des „Weggebens“ der Ergebnisse an verschiedene Öffentlichkeiten – im Rahmen des unter ethischen Maximen und pragmatischen Bedingungen Vertretbaren im Sinne der Herstellung größtmöglicher Nachvollziehbarkeit für außenstehende Dritte*“ (Breuer 1996: 39f.)

Ein Großteil der von Breuer aufgezählten Aspekte wird im vorliegenden methodischen Teil der Arbeit (vgl. Kapitel 5 bis 10) sowie im beigefügten Anhang beschrieben und begründet. Der Methodenteil der vorliegenden Arbeit orientiert sich an dem Gütekriterium der Explizit- und Transparentmachung des methodischen Vorgehens und hat die intersubjektive Nachvollziehbarkeit des Forschungsprozesses zum Ziel.

Die noch fehlenden Punkte beziehen sich auf die Güte der Forschungsergebnisse (Reflexion des Theoriebildungswegs, des konzeptuellen Zustandes der entwickelten Theorie, ihres Geltungsanspruchs und -bereichs (6) sowie der Kohärenz mit vorhandener Literatur (7)). Sie werden aufgrund einer angestrebten Chronologie in der Darstellung des Forschungsprozesses im Diskussionsteil der vorliegenden Arbeit behandelt (vgl. Kapitel 20).

10.3 Die Qualität der Forschungsergebnisse

In ihrer aktuellen Veröffentlichung über die *Grounded Theory* entwickelt Juliet Corbin Gedanken zur Qualität qualitativer Forschung, die ich der vierten der oben beschriebenen Positionen zu Gütekriterien innerhalb des interpretativen Paradigmas zuordne. Qualität wird hier nicht primär an der Exaktheit der Methodik bemessen als vielmehr an der Relevanz, die die Forschungsergebnisse für ihre Rezipienten haben. „*Quality qualitative research is research that makes the reader, or listener, stand up and say things like „wow“, „I’m touched,“ „now I understand,“ „that has power,“ „I feel like I’ve walked in those participants’ shoes,“ „there is so much depth in the study that it covers detail that I never knew about this subject,“ „this is something I can use in my practice, in my life.“ In other words, quality qualitative research resonates with readers’ and participants’ life experiences*“ (Corbin & Strauss 2008: 302).

Gemäß Corbin gibt es Bedingungen, die diese Qualität qualitativer Forschung fördern. Diese sind:

- (1) „Methodologische Konsistenz“, unter der vor allem die Einhaltung einer Methode im Gegensatz zur willkürlichen Kombination einzelner Techniken verschiedener Methoden zu verstehen ist.
- (2) Als zweite Bedingung wird genannt, dass der Forscher/die Forscherin Klarheit über die Absicht der eigenen Studie hat. Es sei von entscheidender Bedeutung, ob das Ziel die Beschreibung eines Gegenstandes oder eine Theoriebildung über den Gegenstand sei.
- (3) Die dritte Bedingung ist die bereits von Breuer bekannte Forderung nach Selbstreflexivität der Forscherin/des Forschers.
- (4) Eine vierte Bedingung wird darin gesehen, dass der Forscher/die Forscherin eine gründliche Ausbildung in qualitativen Methoden erhalten hat.

- (5) Als fünfte Bedingung wird eine Sensibilität auf Seiten des forschenden Subjekts für das Forschungsthema genannt, was ich auch als Identifikation mit der Forschungsfrage interpretiere.
- (6) Eine sechste Bedingung ist eine hohe Arbeitsdisziplin des Forschers/der Forscherin.
- (6a) Eine zweite sechste Bedingung²⁸ ist die Bereitschaft der Forscherin/des Forschers entspannt und kreativ mit dem Material umzugehen. Dieser Aspekt wird an anderer Stelle von Corbin hervorgehoben, indem sie kritisiert, dass viele Evaluationskriterien der *Grounded Theory* sich nur auf die Seite der methodischen Präzision, nicht aber auf den Anteil des kreativen Umgangs mit dem Phänomen sowie der Methode bezögen (vgl. Corbin 2008: 299). Corbin wird nicht müde zu betonen, dass dies ein ebenso wichtiger Anteil der Forschungsarbeit sei, und begrüßt, dass Kathy Charmaz (2006) in ihrer Liste der Gütekriterien der *Grounded Theory* die *Originalität* mit aufgenommen hat (vgl. Corbin 2008: 299, 300; Charmaz 2006: 182). Es ist überhaupt die Liste der Gütekriterien einer *Grounded Theory* von Charmaz, die den obigen Forderungen an Qualität in qualitativer Forschung von Corbin am meisten entsprechen. Aus diesem Grund sollen sie im Anschluss an die Bedingungen Erwähnung finden.
- (7) Die siebte Bedingung an Qualität in der qualitativen Forschung, wie Corbin sie fordert, ist: „Methodologische Bewusstheit“. Unter „methodologischer Bewusstheit“ kann die Antizipationsfähigkeit von Konsequenzen methodologischer Entscheidungen verstanden werden.
- (8) Die letzte und achte Bedingung ist die Forderung nach „Forschung um ihrer selbst Willen“. Hier beklagt Corbin den Umstand, dass viel Forschung zu Qualifikationszwecken getan werden müsste, ohne dabei zu berücksichtigen, ob dies den Talenten der entsprechenden Personen entspräche. Ihrer Meinung nach müsste es zur Verbesserung der Qualität in qualitativer Forschung die Möglichkeit geben, sich im universitären Rahmen ebenso mittels Lehre oder vergleichbaren Tätigkeiten zu qualifizieren.

Corbin verweist darauf, dass diese Bedingungen allein keine Garantie für Qualität in qualitativer Forschung geben könnten. So listet sie zahlreiche weitere Kriterien auf, um die Qualität beurteilen und evaluieren zu können. Übersichtlicher finde ich an dieser Stelle die bereits erwähnte Auflistung von Kriterien für *Grounded-Theory-Studien* von Charmaz (2006). Diese umfasst die Kriterien „Glaubwürdigkeit“, „Originalität“, „Resonanz“ und „Anwendbarkeit“. Zu jedem Kriterium werden von der Autorin Fragen gestellt, die die Beurteilung ermöglichen sollen (vgl. Charmaz 2006: 182f.). Corbins Blick auf die Qualität qualitativer Forschung, finde ich so erfrischend wie unkonventionell. Gleiches gilt für einige Elemente der Kriterienliste von Charmaz. Ich werde diese Aspekte aufgreifen, wenn es im Diskussionsteil um die Bewertung meiner Forschungsergebnisse geht (vgl. Kapitel 22).

11. Zusammenfassung

Der vorliegende methodische Teil beschreibt allgemeine Kennzeichen des qualitativen Forschungsstils sowie das konkrete Vorgehen bei der Entwicklung der Frage-

²⁸ Irrtum in der Nummerierung im Original.

stellung, der Methodenauswahl, der Datenerhebung und -auswertung sowie bei der Beurteilung der wissenschaftlichen Güte.

Als Kennzeichen des qualitativen Forschungsstils beziehungsweise des qualitativen Paradigmas werden im Kapitel 5 der idiografische Zugang, das induktive Vorgehen, die Theorienentwicklung, das Prinzip der Offenheit, das theoretische Sampling, die Subjektivität, die Identifikation mit dem Forschungsgegenstand, die Beachtung der Relevanzsysteme der Betroffenen, die Interpretation sowie der dynamisch-prozessuale Charakter und die holistische Sicht auf soziale Phänomene beschrieben. Nach dieser allgemeineren Darstellung qualitativer Forschungslogik wird das eigene methodische Vorgehen bei der Untersuchung der Fragestellung zum Inhalt gemacht.

In Kapitel 6 wird die Entwicklung der Fragestellung hergeleitet bis zu ihrer endgültigen Version: *Wie stehen Beziehungskonzepte in Zusammenhang mit dem Umgang mit begrenzten Bedürfnissen in Paarbeziehungen?*

Es werden daraufhin die Aspekte der Selbstreflexivität und Subjektivität im Umgang mit dem Forschungsgegenstand besprochen und zwei Techniken vorgestellt, die der Dezentrierung der eigenen Perspektivität dienen sollen: Forschungstagebuch und ForscherInnengemeinschaften (vgl. Abschnitt 6.2).

In Kapitel 7 wird die Auswahl der Methode *Grounded Theory* begründet. Die *Grounded Theory* wird daraufhin vorgestellt. Ihre Aufgabe besteht in der empiriegegründeten Theoriebildung. Die Elemente einer empiriegegründeten Theorie sind dabei das Kodieren, die Kategorien sowie die Relationen zwischen den einzelnen Kategorien (vgl. Abschnitt 7.1.2). Die Kennzeichen der *Grounded Theory* sind das Prinzip des permanenten Vergleichs, das Forschen als iterative Strategie, das Memoing, die Theoretische Sensibilität, das Theoretical Sampling, das Prinzip „all is data“, das Prinzip der theoretischen Sättigung sowie das Prinzip der Offenheit.

In Kapitel 8 werden die Auswahl der Stichprobe, die Erhebungsmethoden sowie die Interviewdurchführung beschrieben. Es werden im Sinne der Triangulation von Erhebungssettings das Problemzentrierte Interview nach Witzel (1985, 1989) sowie das narrative Interview nach Schütze (1983) durchgeführt. Beide Interviewtypen werden jeweils auch mit Paaren gemeinsam durchgeführt, was damit den Erhebungsmethoden der Gruppendiskussion nach Pollock (1955) und des Erzählens in Gruppen nach Hildenbrand und Jahn (1988) näher kommt. Alle Interviews wurden unter Einsatz eines Leitfadens beziehungsweise eines Erzählimpluses sowie einer Datenschutzvereinbarung, eines Kurzfragebogens und eines Postscriptums durchgeführt und aufgezeichnet. Die Interviews wurden sodann in einem nächsten Arbeitsschritt verschriftlicht, das heißt, in Text umgewandelt. Die Interviews wurden mit 10 Frauen und 5 Männern im Alter von 21 bis 75 Jahren geführt. Die Dauer der Beziehungen betrug zum Interviewzeitpunkt zwischen einem und 45 Jahren (vgl. Abschnitt 8.4).

Im Kapitel 9 werden die konkreten Arbeitsschritte und Einzeltechniken der *Grounded Theory* zur Auswertung der erhobenen Daten beschrieben. Es handelt sich dabei um das offene Kodieren, das axiale Kodieren, das selektive Kodieren sowie um das permanente Schreiben von Memos. Es wird außerdem beschrieben, wie die Auswertungsarbeit durch die Software MAXQDA unterstützt wurde.

Das Kapitel 10 hat die Diskussion um Kriterien zur Bemessung der wissenschaftlichen Güte und Qualität qualitativer Sozialforschung zum Inhalt. Neben der Darstellung der kontroversen Diskussion um Gütekriterien im qualitativen Paradigma werden eigene Arbeitsschritte zur Erhöhung der wissenschaftlichen Güte vorgestellt, welche sich an der Merkmalsliste für die evaluative Gütebeurteilung eines Forschungsprojektes von Breuer (1996, 1999) orientieren (vgl. Abschnitt 10.2).

Es werden nun im folgenden Teil der Arbeit die Forschungsergebnisse vorgestellt.

IV. Ergebnisteil

Darstellung der Ergebnisse

Im Theorieteil der vorliegenden Arbeit wurde unter anderem diskutiert, wie Beziehungskonzepte zeithistorischen Veränderungsprozessen unterliegen. Des Weiteren wurde hergeleitet, wie die gegenwärtige Konzeption von Beziehung dem Phänomen ausgesetzt ist, dass kulturell vorgegebene Werte und Normen an Bedeutung verlieren und Kulturen sich zunehmend pluralisieren, das heißt als in zunehmend diversifizierte Subkulturen aufgefächert verstanden werden können. Das Zurückgreifen der Beziehungspartner auf individuelle Bedürfnisse zur Begründung und Legitimation der eigenen Werte und zur Ableitung der individuellen oder subkulturtypischen Beziehungskonzeption passt zu einer individualisierten Gesellschaft. Es kann als die Entsprechung der Individualisierung auf der Ebene von Beziehung und Partnerschaft verstanden werden. Korrespondierend zu der Annahme, dass jeder für die Gestaltung seiner Biografie und damit für sein eigenes Glück selbst verantwortlich ist (vgl. Theorieteil, Abschnitt 1.5.1), rechtfertigt die eigene Bedürfnislage das Handeln und findet als Handlungsmaßstab und damit als Ersatz für universelle Moralvorstellungen eine breite soziale Akzeptanz. Diese Haltung kommt in der Redewendung „recht ist, was gefällt“ zum Ausdruck. Eine allgemeingültige Vorstellung von Moral, von richtig und falsch in der Beziehung hat an Überzeugungskraft verloren. So darf (und muss) nun jeder auf seine Art glücklich werden. Das stellt neuartige Anforderungen der Abstimmung und Aushandlung an das Paar. Diesen Anforderungen und Abstimmungsprozessen widmet sich der empirische Teil meiner Arbeit. Es soll zunächst auf die Strukturierung der Ergebnisdarstellung eingegangen werden.

12. Die Darstellung der Ergebnisse

Wie es Franz Breuer in seinem neuesten Buch „Vorgänger und Nachfolger“ (2009) beschreibt, gibt es mindestens zwei Darstellungsformen der Ergebnisse, die zu dem Arbeitsstil der Grounded Theory passen. Der eine Weg ist die Darstellung der chronologischen Entwicklung der einzelnen Kategorien. Die zweite Möglichkeit besteht darin, die Ergebnisse in ihrer vorläufig²⁹ endgültigen Version darzustellen. Ebenso wie Breuer entschied ich mich für die zweite Form. Diese geht für den Leser möglicherweise etwas auf Kosten der Nachvollziehbarkeit des methodischen Vorgehens. So wird nicht jedes Mal explizit beschrieben, wie die einzelnen Kategorien aus Codes entstanden und zu einem paradigmatischen Modell entwickelt wurden. Den Vorteil sehe ich aber deutlich in der Pointierung dessen, was inhaltlich wichtig ist. Damit wird eine gewisse Übersichtlichkeit gewährleistet, die sonst in der Menge der zu beschreibenden Prozesse verloren zu gehen drohte. Aus diesem Grund ist die Beschreibung des genauen Vorgehens bei der Auswertung und Theorieskizzenbildung in etwas verallgemeinerter Form im methodischen Teil der Arbeit beschrieben (vgl.

²⁹ Die Vorläufigkeit der Forschungsergebnisse wird hier betont, da der Abschluss der Datenerhebungsphase eher pragmatischen Gründen als inhaltlichen Gründen geschuldet ist. Insofern ließen sich die vorliegenden Ergebnisse durch die Hinzunahme weiterer Fälle oder durch die Ausweitung der Samplingstrategie weiter entwickeln. Ich werde diesen Aspekt in der methodischen Diskussion der Forschungsergebnisse näher beleuchten (vgl. Kapitel 20).

Kapitel 8, 9, 10). Wichtig ist zu betonen, dass bei der Darstellung der Ergebnisse eine Auswahl getroffen werden musste. An mehreren Stellen wird darauf verzichtet, alle Merkmale oder Subkategorien genauer darzustellen. Das geschieht immer dann, wenn sie meines Erachtens nicht der Beantwortung der Forschungsfrage dienen. Ich werde an den entsprechenden Stellen darauf verweisen. So wird beispielsweise in Kapitel 13 bei der Beschreibung des Beziehungsraumes „das Außen“ nicht näher beleuchtet, obwohl eine Fülle an ausgewerteten Codes existiert, die diesen Aspekt betreffen.

12.1 Eine Metapher als zentrales Ergebnis

Die Fragestellung, wie sich Beziehungskonzepte auf das Beziehungshandeln (und damit den Umgang mit Bedürfnissen) auswirken und beides gemeinsam wiederum auf Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität wirkt, wird unter einer metaphorischen Sichtweise von *Beziehung als Raum* betrachtet. Diese spezielle Sichtweise ist als Ergebnis der vorliegenden Arbeit zu werten. Die interviewten Personen sprachen sehr häufig in Metaphern über ihre Paarbeziehung. Diesen Umstand erkläre ich mir mit der fehlenden gegenständlichen oder materiellen Entsprechung von Paarbeziehung. Metaphern werden dann zur Versinnbildlichung von Paarbeziehung und einzelnen Aspekten von Paarbeziehung herangezogen. Ein Arbeitsschritt der systematischen Metaphernanalyse nach Rudolf Schmitt (2003) ist die Identifizierung von Quell- und Zielbereich einer Metapher. So lassen sich in meinem Interviewmaterial zum Beispiel zahlreiche Metaphern mit dem Quellbereich „Technik und Arbeit“ finden. Das folgende Zitat gibt dafür ein Beispiel:

(1) „Und dann haben wir uns zu zweit eine Wohnung gesucht (...). Und das war gut. Also das hat prima funktioniert, relativ reibungslos.“ [SA 192-196]

Zwei weitere identifizierte Quellbereiche von verwendeten Metaphern seien hier beispielhaft mit jeweiligem Zitat genannt: Quellbereich „Biologie“

(2) „Ja, und da hab ich das Gefühl, da ist viel gewachsen auch noch mal bei uns.“ [ER 690-693]

und Quellbereich „Schule (des Lebens)“:

(3) „Heute ist es auch so, dass ich komme. Das hab ich gelernt. Hab ich von ihr gelernt. Weil sie das halt auch so eingefordert hat, dass ich mal über mich oder da drüber nachdenken soll.“ [HaraldN 737-742]

Ziel der Arbeit ist es jedoch nicht, eine systematische Analyse der gebräuchlichen Metaphern zum Bereich der Paarbeziehung zu liefern. Vielmehr wird eine Metapher herausgegriffen, die Metapher der *Beziehung als Raum*, und als Rahmen zur Darstellung und Verknüpfung der Ergebnisse verwendet. Für meine Fragestellung ist sie die prädestinierte Metapher und nimmt daher den Stellenwert der zentralen Kategorie meiner Ergebnisse ein. Die Metapher des Raumes, so ist dem Wörterbuch der philosophischen Metaphern von Ralf Konersmann et al. (2007) zu entnehmen, ist ab dem Abstraktionsgrad, ab dem sie nicht mehr politisch-geografische Bedingungen repräsentiert, eher eine Meta-Metapher „und bezeichnet dann ein Modell, eine Handlungsqualität, eine Sphäre mit bereichsspezifischer Handlungslogik oder eine Systemart“ (Köster 2007: 274). „Als Meta-Metapher ist der "Raum" abstrahierend auf ein ganzes Feld von topischen Begriffen bezogen, wie beispielsweise "innen" versus "außen", "zentral" versus "peripher", "höher" versus "tiefer", "Ebene" oder "Stufe"; im

Falle des politischen Raums wird die Topik von den Termen "links" versus "rechts" strukturiert“ (Köster 2007: 274). Übertragen auf die Paarbeziehung als Raum „mit bereichsspezifischer Handlungslogik“ (ebd.) sind die Begriffe „innen“ versus „außen“ sowie „nah“ versus „fern“ relevante Strukturierungsmerkmale. Der Aspekt der Grenze des Raumes tritt in den Fokus. Die Grenze konstituiert einen geschlossenen Innenraum – die Beziehung, sowie einen offenen Außenraum – die soziale Umwelt, „die Anderen“. Diese theoretische Setzung findet sich ebenso in der Systemtheorie wieder, in der die Grenze System und Umwelt unterscheidbar macht (vgl. z.B. Luhmann 2008).

Die Metapher des Raumes und der Grenzen ist in der Alltagssprache ein gängiges metaphorisches Konzept zur Beschreibung von Paarbeziehungen (vgl. Lakoff & Johnson 2008: 62f.). Den Gebrauch dieser Metaphorik zur Darstellung und Organisation meiner Ergebnisse erachte ich als gewinnbringend, da sich auf diese bildliche Weise eine Vielzahl von Beziehungsaspekten verdeutlichen lassen und einer Klärung zugänglich gemacht werden. Das kann auch in der Anwendung, beispielsweise im Kontext paartherapeutischer Interventionen, von Bedeutung sein, wenn über die Verwendung der räumlichen Metapher Zusammenhänge zwischen verschiedenen Aspekten veranschaulicht werden können. George Lakoff und Mark Johnson (2008) weisen darauf hin, dass die Verwendung von Metaphern einige Aspekte von Konzepten erfassbar machen kann, während andere Aspekte der Konzepte zwangsläufig davon verborgen werden. So ist die Metapher des Raumes zum Beispiel ein recht statisches Konzept. Entwicklungsprozesse in Paarbeziehungen lassen sich durch sie schlecht abbilden. Dafür wäre zum Beispiel die Metapher des Weges besser geeignet. Auf den zeitlichen Aspekt der Entwicklung in Paarbeziehungen werde ich am Ende der Ergebnisdarstellung in Kapitel 17.1 gesondert eingehen.

12.2 Die Struktur der Ergebnisdarstellung

Um einen Überblick über die Kategorien zu geben, in die sich die Darstellung der Ergebnisse strukturiert, sei an dieser Stelle bereits das paradigmatische Modell vorgestellt. Es wird in Kapitel 18 noch einmal aufgegriffen und ausführlicher vorgestellt werden. Wie im methodischen Teil der vorliegenden Arbeit beschrieben, ist das „paradigmatische Modell“ ein Arbeitsinstrument der Grounded Theory und bietet einen heuristischen Rahmen zur Generierung und Präsentation der Relationen zwischen den einzelnen relevanten Kategorien (vgl. Abschnitt 9.2.1).

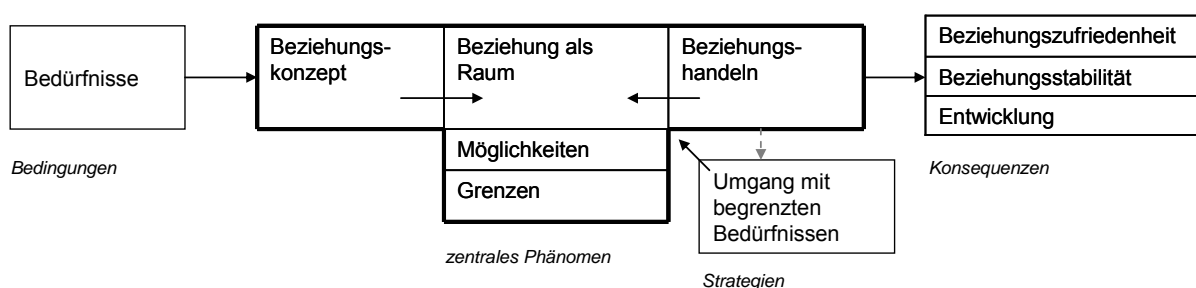


Abbildung 19: Das paradigmatische Modell.

Das zentrale Phänomen oder die zentrale Kategorie der vorliegenden Forschungsarbeit ist die *Beziehung als Raum*. Sie ist im Zentrum der Abbildung 19 angeordnet. Vertikal sind mit *Möglichkeiten* und *Grenzen* die beiden Kategorien angegeben, die Bestandteile der Metapher *Beziehung als Raum* sind. Horizontal sind links die Kategorie *Beziehungskonzept* und rechts die Kategorie *Beziehungshandeln* angeordnet.

Diese beiden Kategorien verstehe ich als Bestandteile des Phänomens Beziehung, wenn man dieses in seinem Gegenstandsbereich zu erfassen versucht. Das *Beziehungskonzept* verkörpert sozusagen die kognitiven Anteile von Beziehung, das heißt, die Vorstellung, die Menschen haben, was Beziehung ist und wie Beziehung sein sollte. Das *Beziehungshandeln* hingegen steht für die praktischen Anteile. Beziehungshandeln beinhaltet das gesamte Alltagshandeln des Paares, auch das Unterlassen von Handlungen, das Passivsein oder das „etwas mich sich machen lassen“. Beide Kategorien sind Bestandteile der zentralen Kategorie *Beziehung als Raum*. Gleichzeitig wirken sie aber auch auf das Phänomen Beziehung als Raum, in dem Sinne, dass beispielsweise unterschiedliche Konzepte dem Beziehungsraum unterschiedliche Formen geben (was durch die Pfeile symbolisiert sein soll). Aus diesem Grund werden sie in der Darstellung der Ergebnisse in gesonderten Kapiteln und einer anderen Reihenfolge beschrieben. Die Kategorie *Bedürfnisse* ist als Bedingung für das Beziehungskonzept und somit für das gesamte Phänomen zu betrachten. Individuell verschiedene Gewichtungen von Bedürfnissen führen zu individuell spezifischen Bedürfnishierarchien, die ihrerseits zu individuell spezifischen Beziehungskonzepten führen. Die Kategorie *Umgang mit begrenzten Bedürfnissen* ist einerseits ein Teilaspekt des *Beziehungshandelns* (angegeben durch den grauen, gestrichelten Pfeil). Im Kontext der vorliegenden Fragestellung ist es der Teilaspekt von *Beziehungshandeln*, der als Strategie im Umgang mit der zentralen Kategorie *Beziehung als Raum* (insbesondere ihrer Eigenschaft der Begrenztheit) von Interesse ist. Die zentrale Kategorie, im Zusammenspiel mit den Strategien des *Umgangs mit begrenzten Bedürfnissen*, wirkt sich auf die Kategorien *Beziehungszufriedenheit*, *Beziehungsstabilität* und wahrgenommene *Entwicklung* aus. Diese Kategorien werden daher innerhalb des paradigmatischen Modells als Konsequenzen begriffen und dargestellt.

Die Beschreibung der zentralen Kategorie, der Metapher *Beziehung als Raum*, platziere ich am Anfang der Ergebnisdarstellung (Kapitel 13). Im Anschluss daran folgt das Kapitel zu den Bedingungen des paradigmatischen Modells, den Bedürfnissen (Kapitel 14). In Kapitel 15 werden die Beziehungskonzepte beschrieben. Das Beziehungshandeln mit den Strategien des Umgangs mit begrenzten Bedürfnissen ist Inhalt des Kapitels 16. Die Konsequenzen Beziehungszufriedenheit, Beziehungsstabilität und Entwicklung werden in Kapitel 17 behandelt. Jedes dieser Kapitel ist so aufgebaut, dass am Anfang in einer grafischen Darstellung sämtliche dazugehörigen Codes und Eigenschaften mit ihren Dimensionen aufgelistet sind. Es folgen daraufhin zur Einführung in jeden Aspekt Beispielzitate aus dem Datenmaterial.

In Kapitel 18 werden letztlich die einzelnen Kategorien in Verbindung gebracht. Es werden entlang des paradigmatischen Modells die Relationen unter den einzelnen Kategorien in Form von gegenstandsgegründeten Thesen beschrieben und auf zwei Beziehungskonzepte angewendet.

13. Die zentrale Kategorie: Beziehung als Raum

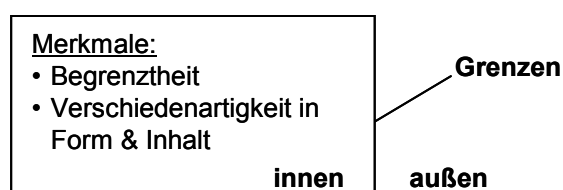


Abbildung 20: Die Beziehungsmetapher des Raumes.

(4) „Da war ich mir zu sicher. Weil dann irgendwann war er nicht mehr da. Eigentlich so. In der Beziehung jetzt.“ [HeikeN 232-235]

(5) „Oder das ist auch schön, es einfach nur zu genießen, ohne groß jetzt so Verpflichtungen einzugehen. Oder ohne das gleich irgendwie in so eine Beziehungsform zu packen.“ [EK 138-142]

(6) „Da ging’s nimmer um Geliebtenverhältnisse. Die Grenzen waren plötzlich nimmer da. Also. Und das war dann schon ne unglaubliche Dynamik. Sowie ne Schwerpunktverlagerung, ganz nüchtern gesagt.“ [DG 279-284]

In dem von mir erhobenen Interviewmaterial lässt sich eine Vielzahl von Metaphern finden, mit denen Beziehungen oder Handlungen in Beziehungen beschrieben werden. Äußerst relevant für meine Fragestellung ist dabei die Metapher *Beziehung als Raum*, da diese räumliche Sichtweise auf Beziehung eine gute Folie bietet, um einen Zugang zu meiner Fragestellung zu finden und die Ergebnisse in einen Zusammenhang zu stellen. Im ersten Zitat von Frau Heike Nölting³⁰ war der Partner nicht mehr in der Beziehung. Er muss also irgendeine Markierung passiert haben (sei es eine Tür oder eine Hürde oder Grenze), um sich außerhalb der Beziehung zu befinden. Im zweiten Zitat von Frau Edith Kaller geht es darum, „etwas in eine Beziehungsform zu packen“. Auch hier ist von einem abgegrenzten Raum die Rede, einer Form in diesem Fall, in die etwas hineingefüllt werden kann oder draußen gelassen werden kann. Im dritten Beispiel bei Herrn Daniel Gelbrich verschwinden plötzlich die Grenzen. Ein zuvor abgegrenztes Gebiet, eben ein Raum, verschwindet auf diese Art und Weise. Die drei Zitate belegen meines Erachtens, dass Paarbeziehung räumlich aufgefasst werden kann. Aus den Zitaten lassen sich Ableitungen über Merkmale des Beziehungsraumes treffen: Unabhängig davon, ob es sich in der Metapher um eine Form, ein Gefäß oder ein Gebiet handelt –, sie alle werden hier als Raum begriffen wird durch diese Metapher ein Innen und ein Außen kreiert. Konstituierend für den Innen- und Außenbereich ist dabei die Grenze. Das wichtigste Merkmal der Beziehung als Raum ist daher der Aspekt der Begrenztheit. Weitere Merkmale sind, dass das Innen/der Raum offenbar verschiedene Formen haben kann (vgl. Zitat 5). Es können sich außerdem Personen in diesem Raum befinden oder außerhalb davon (vgl. Zitat 4). Es können andere Inhalte als Personen von Personen in diesen Raum getan werden oder nicht (vgl. Zitat 5). Und die Grenzen, die den Raum bilden haben offenbar Eigenschaften. Im Zitat 6 kommt die Stabilität der Grenzen zur Sprache.

Meine zentrale Kategorie ist, dass Beziehung metaphorisch als ein Raum verstanden werden kann. Der Beziehungsraum wird konstituiert durch Grenzen oder Begrenzungen. Diese Grenzen machen ein Innen und ein Außen voreinander unterscheidbar. Es sind hier das Innen des Beziehungsraumes (die Inhalte der Beziehung oder auch die Möglichkeiten der Beziehung) und die Grenzen, die mich besonders interessieren. Das Außen ist die Umwelt oder das Umfeld der Beziehung. Hierzu sind beispielsweise alle relevanten Dritten zu rechnen, die auf sehr verschiedene Art und Weise auf die Beziehung wirken können (von praktischer Unterstützung bis hin zu Abgrenzungsreferenzen (vgl. Zitat 7)).

(7) „Denn wenn ich manchmal im Freundeskreis sehe, die leben schon so in dieser Schiene. Und da will ich nicht rein.“ [HaraldN 1426-1428]).

³⁰ Alle verwendeten Namen sind Kunstnamen, welche zum Zweck der Anonymisierung vergeben wurden (vgl. Kapitel 8.4).

Zum Außen zähle ich auch die Berufstätigkeit der Beziehungspartner, aber auch Krankheiten oder Sorgen mit den erwachsenen Kindern; kurzum, alle Themen, die die Beziehungspartner betreffen, die aber im engeren Sinn nicht Inhalt der Beziehung sind. Schon hier sei angemerkt, dass das, was an Inhalten im Außen oder im Innen einer Beziehung verortet wird, nicht für jedes Paar identisch ist. Es hängt vielmehr davon ab, wie offen oder geschlossen die Beziehungsgrenzen sind und was von den Paaren zum Inhalt der Beziehung bestimmt wird. Die Kategorie des Außen wird von mir nicht weiter vertieft, da sie mir zur Beantwortung der Forschungsfrage nicht zielführend erscheint. So werde ich mich in der folgenden Darstellung der zentralen Kategorie von außen nach innen bewegen, werde zunächst die Grenzen des Beziehungsraumes, ihre Funktionen und Eigenschaften beschreiben, um mich dann dem Beziehungsraum, seiner Inhalte und Beschaffenheit zuzuwenden. Ich nenne dies die Möglichkeiten des Beziehungsraumes.

13.1 Die Grenzen des Beziehungsraumes

Funktion:

- Schutz, Erhalt der Stabilität des Raumes
- Ausgrenzung unangenehmer Gefühle

Eigenschaften:

1. bewusst versus unbewusst
2. explizit versus implizit
3. weit versus eng
4. offen versus geschlossen
5. statisch versus flexibel
6. konzeptuell versus persönlichkeitsbedingt

Abbildung 21: Die Grenzen des Beziehungsraumes.

(8) „Dass die Partner einfach ja, so was wie zwei Vertrauenspersonen sind und dass wie so eine, ja wie soll ich das sagen, wie so ne Mauer. Das dieses spezielle Vertrauen keine andere Person so versteht, wie die beiden Partner und das sie halt zwei Menschen sind, die wirklich eine bestimmte Verbindung haben.“ [SB13-19]

(9) „Also ich denk schon, dass wir uns gegenseitig auch ein Stück weit an manchen Punkten gefangen halten, also uns beschränken. Aufgrund unserer Art, wie wir unser Leben jetzt so arrangiert haben.“ [DG 3036-3041]

(10) „Da war ich etwa drei oder vier Mal. Also mein Mann hat das ja alles erlaubt. Also der ist großzügig und lässt mich in Ruhe. Und übrigens ist das auch ein Teil unserer Beziehung. Er will auch, dass er in Ruhe gelassen wird. Ich darf in keiner Weise ihm was sagen.“ [FK 933-939]

Die drei von mir ausgewählten Beispielzitate beinhalten verschiedene Aspekte der Grenzmetapher. Das Bild der Mauer, welches Frau Sandra Briegel in Zitat 8 benutzt, lässt ahnen, dass die Durchlässigkeit und Überwindbarkeit der Grenzen unterschiedlich wahrgenommen werden kann (vgl. Grenzen können offen versus geschlossen sein). Ebenfalls im ersten Zitat klingen verschiedene Funktionen der Grenzen an: Das Bild der Mauer lässt assoziieren, dass Grenzen eine Schutzfunktion haben. Wovon sollen sie schützen (vgl. Funktion der Grenzen)? Des Weiteren grenzen sie von Dritten ab oder grenzen Dritte aus („Keine andere Person versteht dieses spezielle Vertrauen“) (vgl. Grenzen können weit versus eng sein). Im Interviewausschnitt 9 von

Herrn Daniel Gelbrich kommt ein negativ bewerteter Aspekt der Beziehungsgrenzen zur Sprache. Die Grenzziehung des Paares kann einen Beziehungsraum konstituieren, der beiden Partnern Vorteile bietet, der aber auch Kosten mit sich bringt, da bestimmte Persönlichkeitsanteile der Beziehungspartner innerhalb dieses Rahmens nicht ausgelebt werden können und so das Empfinden entsteht, sich „gegenseitig auch ein Stück weit gefangen zu halten“ (vgl. Funktion der Grenzen). Das dritte Zitat von Frau Frida Küstner beleuchtet die Frage, wer die Grenzen bestimmt und was die Grenzen im nichtmetaphorischen Sinn sind. Der Ehemann von Frau Küstner erlaubt ihr etwas. Ohne Kontextinformationen zu diesem Interviewausschnitt könnte man zu der Annahme gelangen, es handele sich hier um ein Paar mit extrem tradierten Geschlechterrollen, gemäß derer die Frau dem Manne untertan ist und seine Weisungen ihr Schicksal bestimmen. Dem ist in diesem Fall nicht so. Was der Ehemann von Frau Küstner ihr erlaubt, ist etwas, was die Konventionen des kulturell verankerten Beziehungskonzeptes (vgl. Kapitel 15.2.1) deutlich verlässt. Er gestattet ihr, sich mit einem anderen Mann zu treffen, zu dem sie auch sexuelle Kontakte unterhält. Seine Erlaubnis bedeutet nicht, dass das Ehepaar Küstner annimmt, über den anderen verfügen zu können. Es bedeutet, dass er aufgrund dieses Ereignisses nicht die Beziehung in Frage gestellt sieht. Ihr Handeln wird von ihm offenbar nicht als Regelbruch oder Grenzüberschreitung definiert und erlebt. Die Grenzen verkörpern die Regeln, die ein Paar sich gibt. Dies kann bei Beziehungsbildung ohne expliziten kommunikativen Austausch vollzogen werden, wenn beide Partner auf das kulturell verankerte Beziehungskonzept zurückgreifen und das durch ihr Verhalten und ihre Alltagskommunikation zu erkennen geben. Dort, wo Menschen dieses Konzept wenigstens partiell als nicht passend für sich erleben, kann ein expliziter Austausch über Regeln beziehungsweise Grenzen der Beziehung stattfinden (vgl. Abschnitt 13.1.3).

13.1.1 Die Funktion der Grenzen

(11) *„Also weil ich diese Vertrautheit und das Vertrauen und die Intimität einer Beziehung sehr schätze und das ist ganz wichtig für mich.“ [GAK 514-518]*

(12) *„Also bei mir steht wirklich so Treue, Vertrauen und Geborgenheit, das steht für mich so an erster Stelle wirklich, ja.“ [SB 29-31]*

(13) *„Da war das Vertrauen weg, ganz klar. War ja auch weg, weil wir hatten ja eigentlich die Vereinbarung eben, zu verhüten, also Kondome zu benutzen. Und diese Vereinbarung hab ich dann gebrochen.“ [DG 354-359]*

(14) *„Ich hatte solche Beziehungen irgendwie auch, wo der Partner dann immer erzählt hat: ‚Aber eigentlich liebe ich ja die Andere.‘ Und das war immer tragisch. So diese Tragik. (...) Dieses außer Kontrolle - dass es so emotional auf und ab geht. Und dass ich immer an meine Verlustängste komme. (...) Dass es einfach emotional Dinge berührt, die zu anstrengend, aufreibend, herausfordernd oder wie auch immer werden. (...) Dass also das will ich mir wohl nicht mehr antun.“ [CG 802-842]*

Grenzen haben eine beziehungskonstituierende Funktion. Dies ist eher eine logische denn eine datenbasierte Ableitung. Dort, wo keine Grenzen sind, lassen sich kein Innen und Außen von einander unterscheiden. Allerdings macht die Bezeichnung der „offenen Beziehung“ oder „freien Liebe“, wie etwa das Paar Daniel Gelbrich und Dorothea Eichstedt sie gebrauchen, auf dieses Problem aufmerksam. Diese Begriffswahl bedient sich der Metapher des Raumes, der entweder offen und unbegrenzt oder geschlossen und begrenzt sein kann. Ein gänzlich offener und unbegrenzter

Raum hebt sich nicht mehr von seiner Umwelt ab und wird dadurch als Raum schwer wahrnehmbar. Die Vertiefung dieser Metapher bringt hier ein Paradox zum Vorschein, welches sich im Erleben der Interviewten wieder finden lässt, die sich durch Beziehung keine Einschränkungen auferlegen lassen wollen und gleichzeitig die Verbindlichkeit zu einem Menschen wünschen und suchen. Demnach bedarf es Grenzen, um einen Raum zu definieren, der die Beziehung zweier Menschen ausmacht. Es wird ein Bereich bestimmt, den die beiden Menschen ausschließlich miteinander teilen. Dadurch wird *Exklusivität* hergestellt. Es werden Dritte per Definition aus diesem Bereich ausgeschlossen. Dadurch entsteht ein spezieller Raum, in dem, wie Frau Gabriele August Koch im Zitat 11 beschreibt, Vertrautheit, Vertrauen und Intimität entstehen können und möglich sind. Frau Sandra Briegel (Zitat 12) spricht in diesem Zusammenhang auch von „Geborgenheit“. Die Grenzen bieten damit Schutz, vor dem, was den Bedürfnissen der Beziehungspartner zuwiderlaufen würde.

Im Zitat 13 von Herrn Daniel Gelbrich wird meines Erachtens deutlich, dass der Bereich dessen, was die Beziehungspartner exklusiv mit einander teilen sehr stark variieren kann. Hier ist es lediglich der ungeschützte Geschlechtsverkehr. Dieser vergleichsweise kleine Bereich von Exklusivität wäre für Frau Sandra Briegel (Zitat 12) inakzeptabel. Treue beinhaltet für sie die sexuelle Ausschließlichkeit. Mit dieser Haltung ist sie nicht allein. Im kulturell verankerten Beziehungskonzept ist dies eine selbstverständliche Setzung (vgl. Kapitel 15.2.1). Mit den Grenzen werden also vom Paar Regeln festgelegt, die Schutz bieten (sollen) vor Ereignissen oder Handlungen, die die eigenen Normen, Werte und damit Bedürfnisse verletzen würden. Das entnehme ich zum Beispiel dem Interviewausschnitt 14 von Frau Cornelia Günther, die berichtet, wie das „Einlassen“ dritter Personen in den Bereich der Sexualität und Intimität zu starken unangenehmen und unerwünschten Emotionen führt („Tragik“), zu Verlustängsten und der Angst vor Kontrollverlust. Innerhalb der Grenzen und vorausgesetzt, sie werden gewahrt, bieten sie folglich bis zu einem gewissen Grad Sicherheit und Kontrolle. Werden Grenzen als stabil und verlässlich empfunden, so scheinen das Verhalten des Partners vorhersehbar und die Beziehung nicht gefährdet. Verlustängste und Ängste vor Kontrollverlust brauchen nicht entwickelt zu werden. Eine Schlussfolgerung von mir ist entsprechend, dass Grenzen Gefühle ausgrenzen: jene Gefühle, die von den Akteuren als unangenehm und unerwünscht betrachtet werden.

An dieser Stelle sei noch ein Zitat von Herrn Eberhard Rief eingefügt, welches auf den Aspekt der unangenehmen Gefühle verweist, womit gleichzeitig der Aspekt der Kosten von Grenzen tangiert wird, welcher weiter oben mit dem Zitat 9 von Herrn Daniel Gelbrich schon einmal zur Sprache gebracht wurde:

(15) „Als die Edith sich verliebt hat, ist dann so diese Situation eingetreten, wie wir sie immer so im Bild hatten. Also das eigentlich, was wir wollen so. Also, dass wir einfach die Möglichkeit haben wollen, auch so zu leben. Und was ich aber jetzt für mich nicht so richtig bedacht hatte, ist dass da einfach auch heftigste Gefühle mit verbunden waren.“ [ER 1098-1110]

Während Herr Daniel Gelbrich im Zitat 9 beklagt, dass sie sich als Paar mit ihrer jetzigen, mehr auf Sicherheit ausgerichteten Beziehungssetzung in manchen Punkten gegenseitig ein Stück weit gefangen halten, spricht Herr Eberhard Rief im obigen Zitat die Kosten der weiteren Grenzen oder der geringen Exklusivität an: die „heftigsten Gefühle“. Beide Arten der Grenzsetzung, eng oder weit, scheinen ihren Preis zu haben, den ich als Kosten benenne: entweder die Unvereinbarkeit aller bei beiden

Partnern auftretenden Bedürfnisse („gegenseitiges Gefangenhalten“) oder das Erleben stark aversiver Gefühle („heftigste Gefühle“).

Zusammenfassend lässt sich sagen: Grenzen haben eine beziehungskonstituierende Funktion sowie eine Schutzfunktion vor unangenehmen Gefühlen, die Reaktionen auf Bedürfnisverletzungen sind. Die Grenzen des Beziehungsraumes können für die einzelnen Beziehungspartner in unterschiedlichem Ausmaß mit Kosten verbunden sein, wenn einzelne Bedürfnisse innerhalb des Beziehungsraumes nicht platziert werden können. Im Folgenden werden die Eigenschaften der Beziehungsgrenzen in ihren dimensional Ausprägungen näher beschrieben: bewusst versus unbewusst, explizit versus implizit, weit versus eng, offen versus geschlossen, statisch versus flexibel sowie konzeptuell versus persönlichkeitsbedingt.

13.1.2 Begrenzung kann bewusst oder unbewusst sein

(16) *„Trotzdem bin ich nicht wirklich unglücklich in der Beziehung. Um das noch mal zu sagen.“ [FK 1278-1280] (...) „Deswegen habe ich auch schon gesagt, wir könnten uns auch - das geht jetzt wirklich nicht, wegen Philip und auch Claudia. Wir könnten wahrscheinlich ein befriedigenderes Leben alleine leben. Und das schon seit 10 Jahren. Natürlich, seit 15 Jahren. Seit die Kinder groß sind. Aber ganz bestimmt!“ [FK 1336-1342]*

(17) *„Ich versteh das einerseits, andererseits denk ich auch: ‚Ja, auch da droht ein Ausbruch. Ja, irgendwie brauchst da einen Dreh.‘“ [DG 1212-1216] (...) „Und das ist auf jeden Fall noch ein Thema. Und da bin ich mal gespannt, wann es da klick macht.“ [DG 1323-1325] (...) „Die Situation kann sich gar nicht verändern, wenn wir an dem Punkt bleiben.“ [DG 2760-2761] (...) „Das sind tatsächlich unsere negativen Eigenschaften, die sich leider bremsen, gegenseitig. Das wissen wir aber auch. Aber wir arbeiten nicht sehr konsequent daran.“ [DE 3072-3079]*

(18) *„Ich glaube, dass wir uns oft gegenseitig mitteilen, dass wir beide mit dem andern so umgehen müssen, wie er ist. Gerd mit seiner ganzen Familie und dem ganzen Hintergrund. Womit ich manchmal dann Schwierigkeiten habe. Und er muss aber auch mit meinem ‚So-Sein‘ umgehen. Also zum Beispiel mit meinen depressiven Phasen und mit meiner Andersartigkeit und er muss mich auch so akzeptieren, wie ich bin. Und das versuchen wir halt immer irgendwie so hinzukriegen. Das in Einklang zu bringen.“ [GAK 587-597]*

Grenzen, so habe ich im vorangegangenen Abschnitt verdeutlicht, stehen den Möglichkeiten der uneingeschränkten Bedürfniserfüllung beider Partner entgegen. Es hat einen erheblichen Einfluss auf die Zufriedenheit der Beziehungspartner, ob die Einsicht, dass innerhalb der Beziehung Bedürfnisse lediglich in einem begrenzten Maße erfüllt werden können, bewusst vollzogen wird oder nicht. Dies entspräche der Bewusstheit der Begrenzung. Der Aspekt der Begrenztheit wäre in diesem Fall im Beziehungskonzept immanent. Demgegenüber lässt sich die Position der Erwartung beziehungsweise *Fiktion der unbegrenzten Möglichkeiten* der Wunscherfüllung in Liebesbeziehungen postulieren. Innerhalb dieser Position entzieht sich der Aspekt der Begrenzung der Bewusstheit der Beziehungspartner. Diese Position lässt sich im Datenmaterial ebenso finden wie die *Akzeptanz der begrenzten Möglichkeiten*. Allerdings gestaltet es sich schwierig, die Position der Annahme der unbegrenzten Möglichkeiten der Bedürfniserfüllung innerhalb einer Beziehung mit einem einzigen Textbeleg wiederzugeben. Ich habe deshalb in die Zitate 16 und 17 mehrere Aussagen der Person beziehungsweise des Paares zusammengefasst. Im ersten Beispiel von Frau Frieda Küstner soll ihre anhaltende Unzufriedenheit mit der Beziehung zu ihrem

Mann gezeigt werden. Es werden von ihr wiederholt und plausibel Gründe aufgeführt, weshalb ihr eine Trennung zu keinem Zeitpunkt die bessere Handlungsoption zu sein schien. Dennoch bleibt sie über Jahrzehnte hinweg aktiv unzufrieden mit der Ehe, ohne sich zu arrangieren. Ich führe das unter anderem darauf zurück, dass sie den hohen Anspruch an die Beziehung hat, sie möge sämtliche ihrer Bedürfnisse erfüllen. Der Aspekt der Begrenztheit des Beziehungsraumes ist ihr nicht bewusst³¹. Im zweiten Beispiel (Zitat 17) formuliert das Paar Daniel Gelbrich und Dorothea Eichstedt in Bezug auf verschiedene Probleme in der Beziehung, dass es da „einen Dreh“ braucht. Ich interpretiere diese Aussage so, dass Veränderung angestrebt wird. In der Kodenotiz zum Kode *Ausbruch versus Dreh* vom 10.11.2007 schreibe ich dazu:

„Der ‚Dreh‘ wäre das, was es bräuchte, wäre die Lösung, wäre das Gelingen, wäre die Vereinbarung aller Bedürfnisse. Das Paar ist auf der Suche, nach dem wie sie es brauchen, nach dem, was es braucht, um die Beziehung zu vervollkommen. Das wäre der ‚Dreh‘ oder dann hätte es ‚klick‘ gemacht. Gelingt dies nicht, droht der ‚Ausbruch‘. Dieser schwebt als Damoklesschwert, als allgegenwärtiges Risiko oder Bedrohung über den beiden. Die Beziehung ist gefährdet durch die unzuvereinbaren Bedürfnisse.“ [Kodenotiz: Ausbruch versus Dreh]

Auch das Paar Gelbrich und Eichstedt setzt sich nicht bewusst mit dem Aspekt der Begrenztheit von Beziehung auseinander. Sie werden damit in ihrer Beziehung konfrontiert und streben eine Lösung an, die alle Bedürfnisse vereinbaren kann, ohne diese bislang gefunden zu haben. Es klingt an, dass die aktive Lösungssuche nachgelassen hat. Eine Akzeptanz der Begrenzung kommt in den Aussagen dennoch nicht zum Ausdruck.

Anders verhält es sich bei Frau Gabriele August Koch (vgl. Zitat 18). Beide Partner wissen um die Begrenzungen der Möglichkeiten oder der Bedürfniserfüllung, die sie dem Partner auferlegen, und thematisieren das miteinander. Es werden Bemühungen unternommen, die Begrenzungen zu akzeptieren, sie als gegeben hinzunehmen und möglichst nicht zum Ursprung von Unzufriedenheit werden zu lassen.

Die Eigenschaft *Begrenzung kann bewusst oder unbewusst sein* kann demzufolge in der Ausprägung auftreten, dass von Begrenzung bezüglich der Bedürfniserfüllung innerhalb einer Beziehung ausgegangen wird oder nicht. Das heißt in der individuellen Vorstellung davon, was sich hinter dem Phänomen einer Liebesbeziehung an konkreten Erfahrungen verbirgt, also dem impliziten Beziehungskonzept, ist die Erwartung von eingeschränkter oder uneingeschränkter Erfüllung partnerbezogener Bedürfnisse verankert.

13.1.3 Grenzen können explizit versus implizit sein

(19) „Ja, doch ich bin auch schon eifersüchtig gewesen. Sicher. Wenn er dann den ganzen Abend mit einer bestimmten Frau getanzt hat, die ich nicht so gut leiden konnte, wurde ich dann doch schon zickig. Aber, wie gesagt, alles in gesundem Maße. Dann war ich halt mal beleidigt und hab halt die Türen hinter mir geschmissen wenn wir nach Hause kamen.“ [SC 319-325]

³¹ Es existieren andere Interpretationen, die im Kontext der internetbasierten Interpretationsgruppe (vgl. Abschnitt 6.2.2) entstanden. Sie gehen in die Richtung, dass von Frau Küstner ein bestimmtes Selbstbild aufrechterhalten werden soll, was nur innerhalb dieser Konstellation möglich ist.

(20) „Ich wusste genau, ich konnte meinem Mann vertrauen, und ich glaube nach dem Vorfall wusste er auch, dass das bei mir nicht in Frage kommt.“ [SC 332-334]³²

(21) „Ja wir haben halt konkret ausgemacht, dass es (die offene Beziehung) momentan nicht ist. Dass wir uns auf einander beschränken.“ [CS 755-757]

(22) „Aber das ist schon wichtig, weil das in unserer Beziehung tatsächlich was ist, dass bis heute eigentlich nicht klar ist, nicht ausgesprochen ist. Also ausgesprochen schon tausend Mal, aber wo es Unklarheiten gibt. Wie machen wir eigentlich mit den Bedürfnissen freie Liebe zu leben weiter?“ [DE 523-529]

In eine ähnliche Richtung wie die vorhergehende Eigenschaft, doch mit feinem Unterschied, geht die Eigenschaft der Expliziertheit der Grenzen. Grenzen entstehen aus getroffenen Vereinbarungen oder sie ergeben sich aus einer gemeinsamen Praxis. Die Zitate stehen als Beispiele dafür, wie verschieden explizit oder implizit Grenzen beziehungsweise Regeln in der Beziehung von dem Paar ausgesprochen oder angenommen sein können. Die Zitate 19 und 20 von Frau Silke Clement werden von mir dahingehend interpretiert, dass nicht der explizite kommunikative Austausch über Grenzen ein Wissen um diese vermittelt. Vielmehr sind es die Reaktionen auf Verhalten des Partners („zickig sein“, „Türen schmeißen“), die Grenzen anzeigen. Dies kann allerdings nur funktionieren, wenn beide Partner als Referenzkonzept der Beziehung das kulturell verankerte Beziehungskonzept heranziehen. Somit steht beiden ein Set an sozialen Regeln und Normen zur Verfügung, deren kommunikative Erarbeitung und Aushandlung damit entfällt. Es sind die Erfahrungen, die das Paar im Verlauf seiner Geschichte miteinander macht, die zeigen, inwieweit die Internalisierung des Konzepts auch in Details bei beiden Partnern übereinstimmt beziehungsweise inwieweit Divergenzen oder Grenzüberschreitungen toleriert werden.

Anders verhält es sich beispielsweise bei dem Paar Cornelia Günther und Christian Selm. Im Zitat 21 wird angedeutet, dass hier ein konkreter Austausch über die Offenheit der Grenzen bezogen auf weitere Sexualpartner stattgefunden hat und in eine klare Abmachung zwischen den Beziehungspartnern mündete. Eine These, die mein Datenmaterial nahe legt und die als Ergebnis meiner Untersuchung gewertet werden kann, ist, dass der Rückgriff auf das kulturell verankerte Beziehungskonzept von Paaren ohne kommunikative Aushandlungsprozesse vollzogen werden kann, während erweiterte oder alternative angestrebte Beziehungskonzepte kommunikative Aushandlungs- und Abstimmungsprozesse nach sich ziehen.

Das Zitat 22 von Frau Dorothea Eichstedt zeigt jedoch, dass kommunikative Aushandlungsprozesse nicht zwingend zu klaren Vereinbarungen beziehungsweise klaren Grenzen führen. Es kann demnach auch ungeklärte Grenzbereiche innerhalb einer Beziehung geben, mit denen dann in konkreten Situationen vom Paar ad hoc ein Umgang gefunden werden muss, ohne sich auf Vereinbarungen oder Konventionen berufen zu können.

³² Zur Erklärung des „Vorfalls“ noch ein Zitat von Frau Silke Clement: (zu 20) „Er war mal sehr eifersüchtig, weil ich abends mit einem Bekannten noch weg gegangen bin und er bei den Kindern geblieben ist. Und er meinte dann halt, dass da irgendwas gewesen wäre. Da war allerdings nichts. Und so nach ein paar Tagen, da merkte ich, er war komisch und er rückte aber auch nicht mit der Sprache raus, was nun war. Ich hatte dieses Ereignis schon längst vergessen, war für mich überhaupt kein Thema mehr. Ja und irgendwann hat er mir dann vorgeworfen, dass ich was mit diesem anderen Mann gehabt hätte. Erst hab ich ihn ausgelacht. Er fand es aber gar nicht lustig. Und ich hab ne Weile gebraucht, um ihn davon zu überzeugen, dass wirklich nichts gewesen ist.“ [SC 307-318]

13.1.4 Grenzen können weit versus eng sein

(23) „Also wir haben so eine gemeinsame Sprache eigentlich auch gefunden.“ [SA 138-139]

(24) „Auf jeden Fall. Also, Treue ist einfach ein Muss.“ [HeikeN 1075-1077]

(25) „Da war das eigentlich immer stärker auch, dass andere Menschen mit bei uns waren, also. Das waren jetzt nicht nur Beziehungen. Das waren einfach auch Leute drumherum. Wir haben mit anderen zusammen gewohnt. Da waren immer viele Leute da. Aber auch einfach Beziehungen, die begonnen haben. Und manche, die wieder aufgehört haben. Manche nicht. Das hat immer einen großen Raum eigentlich eingenommen, die letzten zehn Jahre.“ [ER 612-630]

(26) „Ich war wirklich nicht treu. Physisch, seelisch nicht treu. Wir haben immer die Beziehung weitergeführt.“ [FK 1611-1613]

In jedem Interview wurde der Zeitpunkt klar benannt, ab dem die zwei beteiligten Menschen qua Selbstdefinition ein Paar waren und eine Beziehung miteinander führten. Das hat eine zeitliche Komponente, aber auch eine soziale. Die Selbstdefinition als Paar verändert den sozialen Rahmen, in dem sich die beiden Menschen begegnen. Bestimmte Handlungen werden ab diesem Zeitpunkt vom Partner, aber auch vom Umfeld sozial akzeptiert (zum Beispiel sexuelle Handlungen mit dem Beziehungspartner). Andere Handlungen würden ab diesem Zeitpunkt unter Umständen keine Akzeptanz mehr finden (zum Beispiel sexuelle Handlungen mit Dritten). „Unter Umständen“ deutet darauf hin, dass die innerhalb einer Beziehung akzeptierten Handlungen nicht in jeder Beziehung identisch sind. Hier scheint ein Unterscheidungsmerkmal zu sein, ob es eine wesentliche Orientierung am kulturell verankerten Beziehungsmodell gibt oder ob dieses abgelehnt wird. Aus der Ablehnung resultiert eine Haltung, die die Beziehungskonzeption zum Reflexions- und Kommunikationsgegenstand des Paares macht (vgl. Kapitel 15). Allgemein gilt aber: Die Beziehungspartner bestimmen Gegenstandsbereiche, aus denen sie Dritte ausschließen. Damit geben sie ihrer Beziehung etwas Einmaliges und Unvergleichliches (abgesehen von retrospektiven Vergleichen). Diese Erzeugung von Exklusivität bezogen auf den Partner ist die Herstellung und Markierung des beziehungspezifischen Raums.

Ein kulturell sehr weit verbreiteter Gegenstandsbereich zur Herstellung von Exklusivität ist die Sexualität. Die meisten Paare gehen selbstverständlich davon aus, dass Beziehungspartner einander sexuell treu sind. Treue wird mit sexueller Treue gleichgesetzt. Eine Missachtung dieser Regel kommt einer Grenzverletzung gleich. Es ist keine Seltenheit, dass eine solche Grenzverletzung als so gravierend erlebt wird, dass der Fortbestand der Beziehung in Frage steht. Dadurch, dass zwei Menschen ihre Sexualität aufeinander festlegen, kreieren sie ein Wir und einen Rest der Welt. Es gibt aber auch Paare mit einer engeren oder weiteren Festlegung dessen, was nur sie exklusiv miteinander teilen. Beispielhaft stehen dafür die vier oben aufgeführten Zitate. Wenn Frau Sina Albrecht im Zitat 23 sagt, dass keiner sie so versteht wie ihr Partner und dass sie eine gemeinsame Sprache entwickelt haben, so werden hier Kommunikation und Selbstoffenbarung genutzt, um ein Innen und ein Außen zu markieren. Weniger intime Handlungen als Sexualität werden in diesem Beispiel zur Herstellung von Exklusivität genutzt. Frau Heike Nölting (Zitat 24) repräsentiert hier die Haltung, die die meisten Paare in unserem Kulturraum zu vertreten scheinen. Treue wird mit sexueller Ausschließlichkeit gleichgesetzt und gilt als selbstverständlich. Auch Frau Nöltings Mann sagt, dass Treue die Basis der Beziehung ist [HaraldN

595-598]. Viele weitere Aussagen, die in dieselbe Richtung gehen, sind in meinem Datenmaterial zu finden.

Wenn das Paar Edith Kaller und Eberhard Rief eine eigene Sprache entwickelt hätte, wie es Frau Sina Albrecht beschreibt, gäbe es ernste Verständigungsschwierigkeiten mit den vielen Menschen, die laut Zitat 25 von Herrn Eberhard Rief Raum innerhalb ihrer Beziehung einnehmen. Das Paar Rief und Kaller steht hier exemplarisch für weite Grenzen beziehungsweise für eine vergleichsweise geringe Exklusivität. Sie erlauben sich Verliebtheit oder intime Beziehungen zu anderen als dem Beziehungspartner. Auch freundschaftliche Beziehungen zu dritten Personen haben eine große Bedeutung für das Paar. Das, was sie exklusiv miteinander teilen, ist so etwas wie eine gewisse Vorrangstellung gegenüber anderen Beziehungspartnern, die Elternschaft mehrerer Kinder und damit verbunden die Festlegung auf einen gemeinsamen Wohnort und Immobilienbesitz sowie ihre Geschichte als Paar.

Einen Ausnahmefall stellt Frau Frida Küstner (Zitat 26) dar, die Treue zwar im Sinne des kulturell verankerten Beziehungskonzeptes definiert, aber sich nicht an diese Regel hält und feststellt, dass die Beziehung dennoch Bestand hat, was auf Gründe zurückzuführen ist, auf die an dieser Stelle nicht näher eingegangen wird.

Ein Unterschied lässt sich hier erkennen, wie weit oder eng die Paare ihre Grenzen konzeptuell ziehen. Damit meine ich, dass Menschen eine Vorstellung davon haben, was eine Liebesbeziehung ist und ausmacht. Diese Vorstellung beinhaltet Meinungen darüber, was in einer Beziehung erlaubt ist und was nicht.

13.1.5 Grenzen können offen versus geschlossen sein

(27) „Also, wir führen keine offene Beziehung!“ [HeikeN 1081]

Die Strukturierungsmetaphern des Raumes *offen versus geschlossen* finden sich in dem Ausdruck der „offenen Beziehung“ wieder, mit dem sich einige Paare meines Samples auseinandersetzen (vgl. Zitat 27). Auf das Paradoxon, welches in extremer Ausprägung entstehen würde (ein komplett offener Raum ist als solcher nicht mehr erkennbar), habe ich bereits hingewiesen (vgl. Abschnitt 13.1.1). Nun lassen sich theoretisch Unterschiede zwischen den Eigenschaften *weit versus eng* und *offen versus geschlossen* feststellen. Theoretisch mutet es ebenfalls plausibel an, dass weite Grenzen geschlossen und enge Grenzen offen sein können. Es wären Paare denkbar, deren Beziehungsgrenzen als weit beschrieben werden können, da darin viele andere Dinge oder Personen Platz haben, das Paar also eine geringe Exklusivität miteinander teilt, oder deren Grenzen als weit beschrieben werden können, da beide Partner einander viel Raum geben, für andere Interessen und Hobbies, vielleicht auch einen großen emotionalen Abstand zueinander haben. Und dennoch wären die Grenzen als geschlossen zu bezeichnen, da sexuelle Ausschließlichkeit eine explizite oder implizite Vereinbarung darstellt. In diesem Falle wäre die Eigenschaft *offen versus geschlossen* ein Teilaspekt der Eigenschaft *weit versus eng*, wenn er sich ausschließlich auf den Aspekt der sexuellen Ausschließlichkeit bezöge. Würde man auf die Einschränkung verzichten, tritt in der theoretischen Ausformulierung zutage, dass sich im metaphorischen Umgang mit der Beziehung als Raum die beiden Eigenschaften nicht sinnvoll voneinander unterscheiden lassen, da die Weite oder Enge der Exklusivität der Beziehung nur zustande kommen kann, wenn die Grenzen entsprechend durchlässig oder undurchlässig sind.

13.1.6 Grenzen können sich als statisch oder flexibel erweisen

(28) „Und dann kam für uns der Schnittpunkt, wo wir gesagt haben: ‚Was wollen wir? Wollen wir trotzdem zusammenbleiben?‘ Dafür haben wir uns entschlossen. Und dann haben wir da diese drei Jahre dran gearbeitet. Um diese Vertrauensbasis wieder herzustellen. (...) Also ich hätte es mir im Vorfeld immer sehr, sehr viel schwieriger vorgestellt. Aber so, in dem Moment, wenn man so die Frage stellt - ich sag's jetzt mal ganz krass: ‚Du bist fremdgegangen. War das jetzt weil du mich nicht mehr liebst? Oder weil du die andere liebst?‘ Und wenn dann die Antwort kommt: ‚Nein, das ist einfach die Situation gewesen. Ich war einsam. Ich war traurig. Du warst nicht mehr bei mir. Aber trotzdem will ich mit dir weiterleben.‘ Das war für mich eine Aussage. Und damit hab ich gearbeitet. Und das das ging ganz einfach. Ich hab im Nachhinein gedacht: ‚Gott, so einfach ist das?‘ Aber das ist einfach, glaub ich, wenn's ehrlich ist oder wenn man das Gefühl hat, es ist ehrlich gemeint. Dann kann man damit auch umgehen. Und das ging sehr gut.“ [HeikeN 522-555]

(29) „Treue ist für mich sehr wichtig. Für Gerd aber auch. Wobei es da einmal einen Ausrutscher gegeben hat von seiner Seite. Das war dann schwierig. Schwierig, wieder hinzukriegen.“ [GAK 510-513]

(26) „Ich war wirklich nicht treu. Physisch, seelisch nicht treu. Wir haben immer die Beziehung weitergeführt.“ [FK 1611-1613]

Grenzen, vereinbarte oder vermutete, werden unter Umständen mit Situationen konfrontiert, die, metaphorisch gesprochen, die Beziehung auf die Probe stellen. Demnach gibt es Situationen, in denen ein Beziehungspartner Vereinbarungen gebrochen und damit Grenzen missachtet hat. So sind zum Beispiel Treuebrüche unter Umständen Grenzüberschreitungen, die das Beziehungssystem insofern treffen, als dass sie die Grenzen verletzen. Das Außen bricht in die Beziehung ein. Es entsteht in hohem Maße Unsicherheit, wie weit man sich noch auf die Grenzen verlassen kann. Das System Beziehung erscheint in seiner einstigen Definition durch die Partner gefährdet und destabilisiert. Eine weitere Eigenschaft von Grenzen wird in derartigen Situationen relevant, sie können sich als statisch oder flexibel erweisen. Zitat 28 von Frau Heike Nölting sowie Zitat 29 von Frau Gabriele August Koch geben zwei Beispiele, wie sich Grenzen im Fall ihrer massiven Missachtung, als mehr oder weniger flexibel erweisen können. Frau Heike Nölting beschreibt, wie sie und ihr Mann das Ereignis, welches den Beziehungsraum in seiner Existenz gefährdete, nutzten, um ihre Ehe bewusst in Frage zu stellen. Es erfolgte eine Art Bilanzierung oder Standortbestimmung, welche, retrospektiv betrachtet, eine neue Phase der Beziehung einleitete. Das Ereignis des Regelbruches wird als „Schnittpunkt“ [HeikeN 523] bezeichnet. Die Grenzen der Beziehung lassen sich als eher statisch begreifen, da ihre Überschreitung eine Zäsur zur Folge hatte. Die Vereinbarungen wurden neu gesetzt. Es brauchte nach Frau Nöltings Aussage drei Jahre, bis sie wieder Vertrauen in die Gültigkeit der Grenzen gefasst hatte (vgl. [HeikeN 525-527]). Anders interpretiere ich die beschriebenen Grenzen in der Beziehung von Frau August Koch. Der Regelbruch ihres Mannes wird als „Ausrutscher“ begriffen, dass heißt die Beziehung in ihrer Grenzsetzung behält weiter ihre Gültigkeit. Die Grenzen erwiesen sich als flexibel genug, ihrer einmaligen Missachtung standzuhalten, wenn auch nicht ohne Schwierigkeiten. Im Zitat 26 von Frau Frida Küstner handelt es sich meiner Interpretation zufolge um sehr flexible Grenzen. Treue wird zwar als Wert für die Beziehung definiert. Seine Missachtung hat aber keine Folgen auf der Beziehungsebene. Ein weiterer Aspekt von *Statik versus Flexibilität* der Grenzen ist ihre Entwicklungsfähigkeit. Sie können sich durch die gelebte Praxis eines Paares (das Beziehungs-

handeln) weiter entwickeln, in dem Sinne, dass sie sich bewähren können, erweitert oder enger gefasst werden können (vgl. Kapitel 16).

Bislang habe ich ausschließlich von Grenzen gesprochen, die bis auf die Kosten, die mitunter zugunsten anderer Bedürfnisse entstehen, von den Beziehungspartnern entweder aktiv hergestellt werden oder auf die freiwillig zurückgegriffen wird. Es handelt sich sozusagen um intendierte Grenzen. Grenzen können also absichtsvoll hergestellt sein und ihre Stabilität kann vereinbart werden. Im Datenmaterial begegnete mir aber noch eine andere Eigenschaft von Grenzen, die sich der Kontrolle der Beziehungspartner stärker entzieht, die ich die persönlichkeitsbedingten Grenzen nenne. In Abgrenzung dazu bezeichne ich die bisher besprochenen Eigenschaften der Grenzen als konzeptuell. Damit meine ich, dass sie den Vorstellungen der Beziehungspartner entsprechen.

13.1.7 Grenzen können konzeptuell oder persönlichkeitsbedingt sein

(30) „Dann sagt er: ‚Du musst ja immer eine halbe Stunde vorher beim Bahnhof sein. Und wir haben noch eine halbe Stunde Zeit!‘ Und ich gerate dann unter Spannung. Weil, ich kann das einfach nicht! Wenn man das nicht alles in Ruhe ablaufen lassen kann.“ [GAK 679-685]

(31) „Ja das sind, manche Worte, halt Situationen, die assoziiere ich mit meiner Mutter. Und das sind halt Situationen, die mir nicht so gut gefallen. Wo ich dann sage: ‚Nein, so möchte ich das nicht.‘“ [CS 934-938] „Ich bin stolz auf mich, dass ich das erkenne und einfach sagen kann: ‚So ist es. Und so will ich das nicht.‘“ [CS 965-967]

(32) „Zum Beispiel: wir wandern viel und in den Bergen auch. Ich weiß halt, zum Beispiel, ab einer gewissen Höhe geht mit Heike nichts mehr. Wir haben’s auch probiert mal drüber zu gehen, über diese Höhe, aber das geht dann nicht. Und dann weiß ich halt genau, wie ich mit Heike wandere. Wenn ich jetzt weitergehen will, dann muss ich sie da hinsetzen, bildlich jetzt mal gesehen. Also, ich sag mal, wir sind bei 2000 Meter und dann setz ich sie da auf einen Stein und sage: ‚Pass auf, Heike, in drei Stunden komm ich wieder. Ich will nach da oben, ans Gipfelkreuz.‘ Sage: ‚Und dann in drei Stunden hol ich dich hier wieder ab.‘ Bildlich mal so gesehen, ne? Das wäre dann die Grenze da für die Heike. Oder wir beide drehen um und ich gehe nicht zu dem Gipfelkreuz und wir gehen wieder runter. Oder gehen woanders hin. Das ist alles schon passiert. Dass ich dann halt auf mein Ziel verzichte. Weil sie nicht kann. Ist ganz klar.“ [HaraldN 1278-1296]

Neben den Grenzen, die das Paar implizit oder explizit vereinbart, gibt es eine zweite Art von Begrenzungen in Beziehungen, über die die Partner weniger Kontrolle haben. Ich nenne sie die persönlichkeitsbedingten Grenzen. Darunter verstehe ich Begrenzungen, die aufgrund der Persönlichkeitsstruktur der Partner, einschließlich ihrer psychischen Konstitution und physischen Gesundheit gegeben sind. Den ersten beiden oben angeführten Zitatbeispielen möchte ich noch Ausschnitte aus den von mir verfassten dazugehörigen Memos beifügen, um meine Interpretationen zu verdeutlichen:

Zum Zitat 30: Ausschnitt aus dem Memo zum Kode: *Wunsch vs. Bedürfnis*:

„An mehreren Stellen fällt mir auf, dass GAK ihre Bedürfnisse mit Fähigkeit begründet. Sie kann keinen Stress ertragen. Sie kann keine Unklarheit aushalten. Ihr Umgang mit Bedürfnissen ist keine Frage des Willens oder Wollens, sondern der Leistbarkeit. Ihre Gesundheit setzt die Grenzen und gibt die Maßstäbe, dessen, was sie

kann und nicht kann. Durch ihre Erkrankung gibt es einen klar abgegrenzten Bereich ihres inneren Handlungsspielraumes.“

Zum Zitat 31: Ausschnitt aus dem Memo zum Kode: *Ringens um Unabhängigkeit.*

„CS scheint sich in der abhängigeren (ohnmächtigeren) Position innerhalb der Beziehung zu erleben. Das scheint aber weniger mit der realen Beziehung zu tun zu haben (dafür spricht auch die relativ kurze Dauer der Beziehung und damit die kurze Interaktionsgeschichte des Paares), als mit seiner persönlichen Geschichte (die Auseinandersetzung mit der Mutter) und den Persönlichkeitseigenschaften, die er an sich selber wahrnimmt. Er nimmt sich als sehr nachgiebigen Menschen wahr, "der gern (aus Gewohnheit) zurücksteckt" [CS 101-102]. Die Wahrung seiner Unabhängigkeit scheint ihm aber ein großes Anliegen zu sein. Dafür sprechen die genannten Beispiele (Sie kommt nach Hause, er bleibt aber trotzdem erst einmal am PC sitzen und macht seine Sachen zu Ende. Springt nicht gleich auf, um mit ihr zusammen zu sein. Sie möchte, dass er zum Friseur geht. Er wird es nicht tun, weil er sich so gefällt und nicht davon abhängig ist, auch ihr zu gefallen. Sie wollte ihn zum Geburtstag besuchen. Er ließ es nicht zu, weil er seinen Geburtstag alleine verbringen möchte.) Während es bei gemeinsamen Entscheidungen für ihn nicht vorstellbar zu sein scheint, dass er sich mit seiner Meinung durchsetzt, indem er derjenige ist, der entscheidet, scheint ihm die Wahrung seiner Grenzen, seiner Autonomie ein großes Anliegen zu sein. Es fällt ihm nicht leicht. Sein Ringens darum wirkt deswegen manchmal etwas künstlich oder über das Ziel hinaus geschossen. Die darin liegende Macht (eine blockierende Macht) scheint er nicht bewusst zu reflektieren.“

Frau Gabriele August Koch setzt der Beziehung an manchen Punkten Grenzen, weil sie Dinge aufgrund ihrer Krankheitsgeschichte nicht kann, nicht können will oder nicht zu können glaubt. Herr Christian Selm muss sich anscheinend aufgrund seiner individuellen Vergangenheit in bestimmten Situationen so verhalten, dass der Beziehung damit ebenfalls Grenzen gesetzt werden. Auch im Zitat 32 beschreibt Herr Harald Nölting ein Beispiel persönlichkeitsbedingter Grenzen, wenn er sich beim Wandern an die Höhenangst seiner Frau anpasst. Es mutet wie eine Parabel auf die gesamte Beziehung an. Die Beispiele veranschaulichen meines Erachtens, dass die Liebesbeziehung auch deswegen ein begrenzter Raum ist, weil die involvierten Individuen ebenso dieser Bedingung der Begrenztheit unterliegen. Die Persönlichkeit der Beziehungspartner sowie ihre Einstellung zu eben diesen an sich und am Partner wahrgenommenen Eigenschaften bestimmt das Feld, innerhalb dessen ein Eingehen aufeinander möglich ist.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Grenzen, die den Beziehungsraum vom Außen abtrennen, aus den Persönlichkeiten beider Partner sowie aus den ausgesprochenen und unausgesprochenen sozialen Regeln des Beziehungsarrangements bestehen, dem beide Partner, sei es implizit oder explizit, zustimmen. Die Festlegung der Exklusivität einer Paarbeziehung lässt sich unter dieser räumlichen, systemischen Perspektive als Grenzziehung des Paares begreifen.

13.2 Die Möglichkeiten des Beziehungsraumes

Nach dem Blick auf die Grenzen, die den Beziehungsraum von der Umwelt trennen und von ihr unterscheidbar machen, sowie deren Funktionen und Eigenschaften richtet sich im folgenden Abschnitt der Fokus auf die Möglichkeiten des Beziehungsraumes. Bei der Begriffswahl gehe ich von der Denkfigur aus, dass Grenzen das

Moment einer Beziehung verkörpern, an dem die Bedürfniserfüllung bei Wahrung der Beziehung verwehrt bleiben muss. Demzufolge ist der Innenraum der Beziehung durch Möglichkeiten (der Bedürfniserfüllung) charakterisiert. Die Frage, welche Bedürfnisse im Beziehungsraum möglich, das heißt erfüllbar sind, entspricht den Inhalten einer Paarbeziehung. Beziehung, in der Metaphorik des Raumes konzipiert, legt es nahe, den Inhalten und der Aufteilung des Raumes Aufmerksamkeit zu widmen. Die Metaphorik des Raumes weiter vertiefend, lässt sich der Beziehungsraum wie eine Wohnung begreifen³³. In welchen Metaphern wird dieser Raum strukturiert? Es lassen sich Fragen stellen, welche Inhalte in einer Beziehung wie viel Raum bekommen (vgl. *Inhalte des Beziehungsraumes*). Wie viel Raum bekommen die Beziehungspartner? Wie getrennt oder wie gemeinsam genutzt sind die Räume der Beziehungspartner? Wie nah oder fern sind die Beziehungspartner sich innerhalb ihrer Beziehung? Diese letztgenannten Fragen werden in dem Abschnitt *Innere Abgrenzung/Aufteilung des Beziehungsraumes* behandelt.

13.2.1 Inhalte des Beziehungsraumes

Inhalte:

- Sexualität & Zärtlichkeit
- Kinder
- gemeinsame Freizeitgestaltung
- Intimität
- Kommunikation / geistiger Austausch
- gegenseitige Versorgung & Unterstützung
- gemeinsame Projekte
- gemeinsame Themen
- gemeinsamer Besitz
- Persönlichkeitsentwicklung / Wachstum / Selbsterfahrung
 - Offenheit für unangenehme Gefühle

Abbildung 22: Die Möglichkeiten des Beziehungsraumes.

(33) „Ich hatte vorher schon keine so rechte Lust mehr. Vielleicht seit vier Jahren. Jetzt hab ich überhaupt keine Lust mehr. Also, die Körperlichkeit hat bei uns quasi - auch durch schon lang getrennte Schlafzimmer - (...) völlig aufgehört. Ich weiß, dass ihn das auch natürlich traurig macht. Und zurückgezogen macht, dieses Fehlen der Körperlichkeit, aber das ist es nicht allein.“ [FK 1082-1094]

(34) „Und ich hab mir ja dann, oder wir haben uns, oder ich vor allen Dingen, hab mir ziemlich schnell dann eben meine Tierchen als Kinderersatz auch geholt. Und das war mir auch bewusst. Und das war uns beiden eigentlich auch bewusst, dass das unser Kinderersatz ist. Weil ich einfach auch gesagt hab: ‚Ich hab die Energie! Ich hab ne Mutterenergie!‘ Und die will ich nicht zu ihm packen. Da gehört sie nicht hin. Aber ich kann sie nirgendwo anders hinpacken.“ [DE 978-987]

(35) „Es gibt zwei Dinge, die ich sehr gut kann mit ihm. Eben einmal die körperliche Ebene und dann auch noch: wir machen gerne so ganz kurze kleine Reisen. Und so wegfahren. Reisen, also übers Wochenende. Auch ausgehen, das machen wir sehr gerne.“ [BL 98-103]

Was ist den Interviewpartnern in ihren und an ihren Paarbeziehungen wichtig? Was sind die Inhalte, die ihre Beziehung ausmachen? Es geht hierbei um konkrete The-

³³ Die Beziehung, die den Menschen ein Zuhause ist, die Ehe als Hafen gedacht, sind Metaphern, die in diese Richtung gehen.

men, die Beziehung, welche zwar bei jedem Menschen Assoziationen beziehungsweise assoziierte Konzepte hervorruft, erst mit Inhalt füllen. Erst durch diese Inhalte oder Möglichkeiten nimmt Beziehung ihre konkrete Gestalt an.

Die drei oben aufgeführten Zitate geben Beispiele für Beziehungsinhalte, die von beinahe jedem und jeder Interviewten angesprochen wurden. Zum einen ist dies der Bereich der *Sexualität und Zärtlichkeit*, welcher bei jedem interviewten Paar in Abstufungen eine Rolle spielt. Selbst bei Frau Frida Küstner, die in Zitat 33 erzählt, dass die Körperlichkeit zwischen ihr und ihrem Mann aufgehört hat und dies auf ihr Alter und ihren Gesundheitszustand zurückführt, spielt die Sexualität und Zärtlichkeit insofern eine Rolle, als dass ihr Fehlen sich ihrer Meinung nach in der Gestimmtheit ihres Mannes niederschlägt.

Fast alle Paare meines Samples benennen das Thema *Kinder* als einen weiteren wichtigen Inhalt ihrer Beziehung. Dazu zähle ich auch Frau Dorothea Eichstedt, die ungewollt kinderlos ist und die ihre intensive Fürsorge für mehrere Haustiere als Kinderersatz beschreibt (Zitat 34). In einer bestimmten Lebensphase oder Entwicklungsphase der Paarbeziehung können die Kinder sehr viel Raum einnehmen: dann, wenn sie klein beziehungsweise schulpflichtig sind und erhöhter Zuwendung und Anleitung bedürfen. Der Inhalt Kinder droht in dieser Phase andere Beziehungsinhalte zu „verdrängen“. Herr Harald Nölting spricht davon, dass er und seine Frau ihre Zeit als Paar „dazwischengemogelt“ haben [HaraldN 218]. Sie und auch das Paar Edith Kaller und Eberhard Rief berichten von festen Zeiten, die sie sich als Paar reserviert haben. Dazu ein Beispielzitat von Frau Edith Kaller:

(36) „Wir haben ab der Geburt von der Elenor einfach einen Abend in der Woche eingerichtet, den wir immer nehmen. Und dann auch weggehen von hier. Das haben wir jetzt wirklich lange jede Woche gemacht. Und jetzt, wo die Kinder größer werden, haben wir's oft auch schleifen lassen und es fehlt dann irgendwie, ne? Das war auf jeden Fall echt eine gute Einrichtung. Das war immer unser Abend, wo wir irgendwie die Sachen besprochen haben. Oder auch mal einfach ins Kino gehen. Oder ins Theater oder egal. Was Schönes halt zusammen machen. (...) Aber das war auf jeden Fall total wichtig, weil sonst hätte echt der Alltag uns auch wirklich gefressen.“ [EK 1391-1425]

Kinder können ein ergiebiger gemeinsamer Inhalt sein, welcher vielleicht unbewusst von der Abwesenheit anderer ablenkt. Frau Silke Clement wird im studentischen Interview nach einem besonders schönen Ereignis als Paar gefragt und beschreibt einen gemeinsamen Urlaub ohne Kinder. Sie würdigt, dass sich beide Partner bemüht hätten, sich miteinander zu unterhalten, was aufgrund der Urlaubserlebnisse gelungen sei und dazu geführt hätte, dass sie sich so viel wie seit Jahren nicht mehr miteinander unterhielten. Auf die Frage der Interviewerin, ob Themen zur Sprache gekommen seien, die im Alltag keinen Platz hätten, wurde als Gesprächsthema lediglich der Sohn erwähnt:

(37) „Ach, Gesprächsthema war eigentlich, dass unser Sohn zur Bundeswehr musste und wir das alle beide ganz furchtbar fanden, weil es so schnell ging. Das war Ende März, da hat er Bescheid bekommen. Anfang April musste er schon weg. Nun waren wir gerade nicht da. Das fanden wir alle beide ganz fürchterlich. Na ja, aber wir mussten uns damit abfinden.“ [SC 232-238]

In meinem Sample werden von vier Paaren Kinder nicht explizit als Beziehungsinhalt genannt. Im Fall der Paare Frau Brigitte Liebig und Partner und Frau Gabriele August Koch und Herr Gerd Koch liegt es vermutlich daran, dass die Paare erst in einem Lebensalter zusammengekommen sind, in dem die Phase der Reproduktion bereits

mit früheren Partnern abgeschlossen war (mit Ausnahme Frau Gabriele August Koch, die sich aber aufgrund ihres Gesundheitszustandes nicht zutraute, eigene Kinder zu haben). Dennoch spielen die (erwachsenen) Kinder aus vorhergehenden Beziehungen durchaus eine Rolle. Sie werden von Frau Brigitte Liebig als alternative Quelle von Befriedigung benannt, als es darum ging, welche Inhalte neben der Beziehung glücklich machen können (vgl. [BL 984-985]). Für Frau Gabriele August Koch stellen die erwachsenen Kinder ihres Mannes und dessen intensive Zuwendung zu ihnen zum Anfang der Beziehung ein hohes Belastungsmoment dar, was sie eifersüchtig werden lässt. Sie empfindet es als einen Lebensinhalt ihres Mannes, der mit Inhalten der Beziehung konkurriert (vgl. [GAK 543-552]).

Dass sowohl Frau Sina Albrecht als auch Frau Sandra Briegel nicht von Kindern als Beziehungsinhalt sprechen, führe ich auf ihr junges Alter und die Kürze der Beziehungen zurück.

Paare, bei denen Kinder generell, dass heißt unabhängig vom Lebensalter keinen Beziehungsinhalt darstellen, kommen nicht in meinem Sample vor, ohne dass dies eine beabsichtigte Samplingstrategie gewesen wäre. Verändert hätte sich das Bild vermutlich auch, wenn ich homosexuelle Paare mit in die Gruppe der Befragten aufgenommen hätte. Dazu ergab sich nicht die Gelegenheit und ich hielt es für meine Fragestellung auch nicht für entscheidend (vgl. Abschnitt 8.1 und Kapitel 20).

Ein weiterer Beziehungsinhalt ist mit dem Zitat 35 von Frau Brigitte Liebig beispielhaft vertreten: Die *gemeinsame Freizeitgestaltung*. Davon unterscheide ich noch einmal den nächsten Beziehungsinhalt, die *Intimität*. Während im ersten Fall tatsächlich mehr die gemeinsame Freizeitgestaltung, wie Reisen, Kino oder Sportverein angesprochen werden, geht es im zweiten Fall um eine spezielle Zweisamkeit: das exklusive Vertrauen, die bestimmte Art der ehrlichen, vertrauensvollen und selbstoffenbarenden Kommunikation, die als Beziehungsinhalt empfunden wird. Die Betonung dieses Inhaltes lässt sich eher bei Paaren mit einer hohen Exklusivität finden. Das folgende Zitatbeispiel von Frau Sina Albrecht soll belegen, was ich mit dem Beziehungsinhalt *Intimität* erfassen möchte:

(38) „Man weiß auch irgendwie, wie man das aussprechen kann. Das sind so Dinge, die würde ich bei jemand anderem nie sagen. Und das hat Sven mir eigentlich auch so ein bisschen beigebracht, weil ich nie besonders gut über Gefühle sprechen konnte und immer so ne harte Schale hatte und das eigentlich auch ungern tue, weil ich dadurch natürlich unglaublich verletzlich und angreifbar bin. Und das hat er mir erstmal beigeputzt. Dass ich das halt ihm gegenüber tun muss. Und das geht erstaunlich gut.“ [SA 312-323]

Frau Albrecht spricht nur ihrem Partner gegenüber über ihre Gefühle und zeigt sich damit verletzlich und angreifbar. Aufgrund der Erfahrung, dass der Partner dieses Zeigen von Schwäche nicht ausnutzt, entsteht ein spezielles Vertrauen und ein Wissen über den Beziehungspartner, was als Intimität erlebt und beschrieben wird.

Weitere Beziehungsinhalte, die nur von wenigen Paaren angesprochen wurden, werden im Folgenden genannt und mit ein bis zwei Beispielzitaten belegt. Sie werden in Kapitel 18 erneut zur Sprache kommen, wenn Verbindungen zwischen den einzelnen Kategorien beleuchtet werden.

Kommunikation/„geistiger“ Austausch als Beziehungsinhalt:

(39) „Also bei ihm find ich halt das, was mich am stärksten anzieht oder was auch in meinem Leben am dominantesten ist, nämlich das Geistige, das Verstehen, das Durchdringen von Dingen und wie die Welt mich widerspiegelt oder wie ich die Welt

spiegele. Also so diese Sachen.“ [DE 564-569]

Gegenseitige Versorgung und Unterstützung als Beziehungsinhalt:

(40) „Wir haben uns gegenseitig immer wieder stark gestützt. Sie mich auch, denn ich musste damit ja auch umgehen, fertig werden. Das ist uns auch gelungen.“ [GK 401-405]

Gemeinsame Projekte als Beziehungsinhalt:

(41) „Und das ist was, was wir immer irgendwie schon können. So gemeinsame Projekte angehen. Also die einfach planen, angehen, ausklügeln und dann das nächste wieder (schmunzelt).“ [ER 1364-1371]

(42) „Wir haben noch eine Ausbildung [Name der Ausbildung], in [Stadt] bei einem Professor Dr. [Name] gemacht, mit seiner Frau. (...) Wir haben das erfahren und gelesen. Da waren keine besonderen Bedingungen da aufgenommen zu werden. (...) Also, dass wir uns da anmeldeten und auch angenommen wurden und dann haben wir da drei Jahre lang die Ausbildung gemacht. Bekamen dann ein Abschlusszertifikat als [Berufsbezeichnung]. Und das war eigentlich genau das, was mir am meisten lag. (...) Und das haben wir dann, nach der Ausbildung (...) zusammen hier gemacht. [GK 291-312]

Gemeinsame Themen als Beziehungsinhalt:

(43) „War ein ganz wichtiger Punkt immer: unsere geschlechterspezifische Auseinandersetzung. Also, ich mit meinem Mannsein und du mit deinem Frausein. Seit wir uns kennen ist das ja auch immer so ein Schlüsselthema gewesen oder so ein wichtiges Thema. Und auch immer der Reibungspunkt zwischen uns. Also ich, mit meinem Mannsein: ‚Wo bin ich da? Wer bin ich als Mann?‘ Und dann als Vater, dann kam das noch mal ganz stark bei mir. ‚Wo ist da mein Platz? Wo kann ich da Mannsein, Vater und was ist das für ne neue Rolle?‘ Und für dich als Mutter. Vorher war das halt auf anderen Ebenen und nicht mit Kindern.“ [ER 475-501]

(44) „Also wir sind beide und jetzt ganz speziell ich, so auf der Suche nach neuen Kommunikationsformen. Und die üben wir und das sind ja eigentlich auch abstrakte Formen, die wir ausprobieren wollen.“ [CS 535-538]

Gemeinsamer Besitz als Beziehungsinhalt:

(45) „Wir haben genau denselben Geschmack. Wir haben uns also so einrichten können - wir haben von meinen Eltern Geld bekommen - wie uns das wirklich gut gefallen hat. Und da haben wir noch einige Stücke heute noch. Und da waren wir auch stolz drauf. Und das hat uns auch Freude gemacht.“ [FK 355-361] „Trotzdem bin ich nicht wirklich unglücklich in der Beziehung. Um das noch mal zu sagen, wir haben ebenso viel Gemeinsames. Jedes Stück hier, wie’s hängt, wie’s gestaltet ist, das ist alles gemeinsam.“ [FK 1278-1282]

Persönlichkeitsentwicklung/Wachstum/Selbsterfahrung als Beziehungsinhalt:

(46) „Ja, es ist auch so zwischen uns: wir reden sehr offen. So über unsere Möglichkeiten und Fähigkeiten. Und wir trauen uns gegenseitig unsere Grenzen auszutesten und zu überschreiten.“ [CS 458-462]

Als Unterpunkt dieses Bereiches werte ich die *Offenheit für (unangenehme) Gefühle* als Beziehungsinhalt:

(47) „Und das ist so der Umgang, den wir jetzt so für uns gelernt haben. Mit unseren Gefühlen. Einfach offen damit umzugehen. Mit dem Risiko der Verletzung. Und mit der Erfahrung, dass diese Verletzungen nicht tödlich sind oder tödlich sein müssen. Vielleicht sind sie ja mal tödlich. Wer weiß (kurzes Schmunzeln), aber zumindest warn sie es bis jetzt nicht. Im Gegenteil. Eigentlich war's jedes Mal, und das ist das Schöne, find ich jetzt nach so langer Zeit, zu sehen, dass bei so Stresszeiten und bei so Schwierigkeiten oder wenn ich merk, mir fällt's total schwer was zu sagen und wenn ich's dann mach, dann ist es total gut. Dann kann da jedes mal wieder was ganz Neues entstehen. Und weiter wachsen.“ [ER 738-766]

Auch wenn die Auseinandersetzung mit Schmerz oder unangenehmen Gefühlen als Beziehungsinhalt nur von dem Paar Edith Kaller und Eberhard Rief in expliziter und ausführlicher Form beschrieben wurde, offenbarte es mir doch einen interessanten Kontrast beispielsweise zu Frau Silke Clement, die es als bemerkenswert und positiv hervorhob, dass ihr Mann sie von der Trauer um ihre verstorbene Mutter ablenkte [SC 48-49]. Es lassen sich daraus unterschiedliche Einstellungen gegenüber unangenehmen Gefühlen ableiten. Bei den meisten Paaren ist zu erkennen, dass die Abwesenheit und Vermeidung von unangenehmen Gefühlen als erstrebenswert gilt. Frau Sina Albrecht erwähnt zum Beispiel, dass in ihrer Paarbeziehung Konflikte immer sofort geklärt werden müssen, da sie sonst nachts nicht schlafen könne [SA 205-212]. Als angestrebter Zustand oder Wert gilt bei diesen Paaren die Harmonie. Das Paar Kaller und Rief sowie auch in eingeschränktem Maße das Paar Günther und Selm sehen in der Auseinandersetzung mit Gefühlen wie Eifersucht, Angst oder Traurigkeit einen Wert, den sie mit Wachstum (der Persönlichkeit) benennen.

(48) „Ich denke auch, dass ist nicht unbedingt das Schlimmste, unglückliche Gefühle.“ Z: „Wie meinst du das?“ CG: „Na ja, wenn man sich mal schlecht fühlt, das finde ich gar nicht so schlimm. Also es ist nicht mein Ziel immer glücklich zu sein. Und mich immer gut zu fühlen. Das ist nicht mein Lebensziel.“ Z: „Sondern?“ CG: „Sondern eigentlich eher eine Tiefe zu haben. Also ich möchte nicht so viele Auf und Abs, so immer an meine Existenz gehen, aber ich möchte schon so eine Bandbreite von Gefühlen auch haben. Also auch mal so was eben wie Einsamkeit. Will ich schon auch noch spüren. Oder was, eben alleine zu machen. Oder auch mal traurig sein.“ [CG 1304-1320]

13.2.2 Innere Abgrenzung/Aufteilung des Beziehungsraumes

Die Menge des Raumes (für Partner & Inhalte):

- Dominanz / Submission
- Rollen

Art der Raumnutzung:

- Ich-Orientierung versus Wir-Orientierung

Nähe / Distanz der Räume:

- emotionale Nähe

Abbildung 23: Innere Abgrenzung /Aufteilung des Beziehungsraumes.

Die innere Aufteilung des Beziehungsraumes betrachte ich unter drei Aspekten: Die Menge (beziehungsweise Größe) des Raumes, die jedem Beziehungspartner sowie einzelnen Inhalten zusteht, die Art und Weise der Raumnutzung (gemeinsam versus getrennt) sowie die Entfernung der Räume (nah versus fern). Auf jeden Aspekt werde ich im Folgenden näher eingehen.

Menge des Raumes

Mit der Menge des Raumes verbinde ich die Frage, wie viel Raum die Beziehungspartner oder einzelne Inhalte erhalten können. Erwähnung fand im Abschnitt über die Beziehungsinhalte bereits, dass beispielsweise der Beziehungsinhalt *Kinder* das Potential in sich birgt, andere Inhalte zu verdrängen. Eine etwas andere Konnotation beinhaltet die Frage nach der Dominanz oder Submission der Beziehungspartner. Auch wenn es sich schwer in einzelnen Interviewzitat abilden lässt, so lässt sich doch aus den Interviews, insbesondere aus der Interaktion des Paares, herausarbeiten, ob zwischen den Partnern ein Verhältnis besteht, in dem klar erkennbar ein Partner den anderen dominiert und der andere Partner sich dementsprechend unterordnet, oder ob zwischen beiden Beziehungspartnern in etwa ein gleichberechtigtes Verhältnis besteht. Als Beispiel sei hier ein Zitat aus der Kodenotiz zum Kode *Dominanz/Submission* gebracht:

Ausschnitt aus der Kodenotiz zum Kode *Dominanz/Submission* vom 02.09.2007:

„Daniel ordnet sich unter. Dafür gibt es zahlreiche Beispiele. Zum Teil live in der Interaktion während des Interviews [DG & DE 715-732]. Zum Teil verbalisiert von einem der beiden [DE 1832]. Ihre Interaktion: Sie behauptet. Er schränkt ein. Sie insistiert. Er lenkt ein. Sie führt weiter aus. [DG & DE 390-396] Sie hat die getrennten Schlafzimmer durchgesetzt [DG 402-404]. Jeder macht sein Ding. "Man muss schon sagen, also das kam ja von dir sehr stark." [DG 400] Auch beim Erzählen des Kinderthemas nimmt Dorothea viel Raum ein und Daniel sagt zunächst gar nichts dazu. Wo steht er mit dem Kinderthema? Er überlässt ihr den Raum. Sie zieht ihn mit ins Boot, ob er will oder nicht. Daniel lässt sich sein Urlaubsbedürfnis von Dorothea ausreden [DG & DE 807-850].“

Auch die Frage nach den Rollen, die die Beziehungspartner einnehmen können, tangiert diesen Aspekt, denn häufig implizieren die Rollen, gerade die tradierten klassischen Geschlechterrollen, hierarchische Verortungen im Beziehungsgefüge. Dazu ein Zitat von Frau Brigitte Liebig, die beschreibt, wie sie sich in den ersten Jahren der Beziehung sehr stark angepasst und untergeordnet hat und das, meiner Interpretation zufolge, um die Rolle der fürsorgenden Frau zu erfüllen:

(49) „Ich hab das früher sehr anders gemacht. In den ersten paar Jahren, wo wir uns kannten. Da habe ich sehr viel zurückgestellt von meinen eigenen Bedürfnissen. Und stand für ihn also immer sehr viel zur Verfügung. Ich hab dann viele Verabredungen abgesagt, wenn irgendetwas mit ihm war, oder so.“ [BL 298-303]

Sowohl die Beziehungsindividuen als auch die Beziehungsinhalte können als begrenzte Systeme/Räume gefasst werden und ihre Grenzen können dann entsprechend Eigenschaften wie offen oder geschlossen aufweisen:

(50) „Wir haben vor allen Dingen, glaub ich, einen hohen Respekt vor dem Raum des anderen. Vor dem inneren und vor dem äußeren Raum.“ [DE 741-744]

(51) "Für sie ist es als schwerer, an mich ranzukommen dann." [HaradN 783-786]

Art der Raumnutzung

Es kann aufschlussreich sein, die Art und Weise der Raumnutzung der Paare sowohl im wörtlichen wie im übertragenen Sinn zu betrachten. Während die durch das kulturell verankerte Konzept (vgl. Abschnitt 15.2.1) nahe gelegte Bezugsnorm zu sein scheint, dass Paare alles teilen, erwähnen oder betonen nachdrücklich einige Paare, dass sie getrennte Wohnräume besitzen. Frau Brigitte Liebig und ihr Partner wohnen

sogar in zwei getrennten Wohnungen, um so ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu wahren. Eine große Bedeutung hat dieser Aspekt der getrennten Zimmer, vor allem Schlafzimmer auch für das Paar Daniel Gelbrich und Dorothea Eichstedt. Auch für sie ist die Wahrung ihrer Autonomie ein hoher Wert, den sie durch diese reale Trennung der Räume unterstützt sehen, wie die folgenden Zitate belegen sollen:

(52) *„Weil wir eben nicht so selbstverständlich jetzt jeden Tag, jede Nacht im gleichen Bett verbringen. Was ich auch schrecklich finde. Allein die Vorstellung das so, über Jahre zu machen. (...) Mir ist das extrem wichtig. Ich hab früher wirklich auch so schon oft oder häufiger mit einem Freund zusammengelebt. (...) Und da war's auch immer so selbstverständlich, dass man irgendwie jeden Abend miteinander ins gleiche Bett gestiegen ist, noch womöglich die gleiche Decke geteilt hat. Egal ob man sich vorher gemocht hat oder nicht gemocht hat, gestritten hat oder nicht gestritten. Ob man vielleicht sich überhaupt unterhalten hat an dem Tag, oder zum Teil der O-lanko kam ja mitten in der Nacht vom Taxifahren. Legte sich dann noch dazu, so mitten in meine Träume rein. Für mich ist Schlafen und Träumen das absolut Wichtigste! Das ist Therapie! Das ist mein Raum! Und den darf nicht einfach jemand stören. So. Das brauche ich! Ich brauche das, um zu leben! (...) Und ich brauche die Nacht zum Regenerieren. Und er hat nun mal auch so einen Schlaf, wo er viel mit dem Fuß wackelt oder wo er auf meine Bewegungen eingeht. Wenn ich mich drehe, dreht er sich auch und so. Ich kann das nicht gut. Es fühlt sich nicht gesund an. (...) Und ich find es auch wirklich wichtig, dass jeder sein Leben lebt! Also, ich sag immer: ‚Mein Leben beginnt bei meiner Geburt. Und mein Leben endet bei meinem Tod. Und alles was dazwischen kommt, das lad ich mir ein, das sind Gäste.‘ Aber es ist keiner da, der mich besitzen darf. Es darf auch keiner so n Einfluss auf mein Leben haben, das darf nur ich. Und da lege ich wirklich, wirklich großen Wert drauf. Das gelingt mir nicht immer. (...) Und so möchte ich mich eigentlich auch immer mehr entwickeln, dass ich das auch wirklich schaffe. Also diesem Motto oder diesem Sinnbild treu zu bleiben. Weil ich das ganz wichtig finde! (...) Wir würden auch nicht auf die Idee kommen finanziell uns irgendwie zusammenzuraufen. Wenn ich Geld brauche. Mal wirklich, dann frage ich ihn: ‚Kannst du mir Geld leihen? Du kriegst es bis dann und dann zurück.‘ Ganz klar!“ DG: „Das ist bei den Gegenständen überall so. Also immer wird gefragt! Es ist nichts selbstverständlich. Dass man so sagt: ‚Was dir gehört, gehört auch mir.‘ Also das gibt es nicht! Aber jetzt nicht weil's verabredet ist, sondern aus einer Haltung heraus. Ist schon schön eigentlich. Das schätze ich auch als etwas Bereicherndes. So. Für uns auf jeden Fall.“ DE: „Das andere, da mischt sich es manchmal zu sehr, dass man nicht mal mehr weiß, wo hört man auf und wo fängt der andere an und wer bin ich noch oder wer bist schon du? (...) Ich brauch da mehr Klarheit für mich als Menschen. Also ich muss meine Person mehr schützen. (...) Auf jeden Fall das Verlangen einen eigenen Raum zu haben.“ [DE & DG 1511-1672]*

(53) *„Der macht seine Sachen da in seinem Zimmer. Also, wir leben viel getrennt. Oben ist mein Zimmer. (...) Und er ist unten in seinem Zimmer. Das hat sich erhalten.“ [FK 189-193]*

Auch der Bereich der Finanzen kann diese getrennte Orientierung manifestieren, wie in dem obigen Zitat (52) zur Sprache kommt.

Die Raumaufteilung, so viel wird im Zitat des Paares Eichstedt und Gelbrich bereits deutlich, kann auch im übertragenen Sinn verstanden werden. Hiermit meine ich, inwieweit die Beziehungspartner sich im Interview als einzelnes Individuum präsentieren und erkennbar werden, oder im Gegensatz dazu, wie sehr in der Wir-Form ge-

sprochen wird und der Eindruck entsteht, die einzelnen Identitäten seien in eine Paarentität übergegangen. Ich nenne dies die Ich-Orientierung versus Wir-Orientierung. Für beide Arten der Orientierung folgt ein Beispiel (Ich-Orientierung: Zitat 54, Wir-Orientierung: Zitat 55). Das Zitat 56 von Frau Edith Kaller und Herrn Eberhard Rief zeigt eine Mischform an, die sich durchgängig in deren Interview finden lässt. Es werden anscheinend alle drei Positionen gedacht: das Ich, das Du und das Wir. Diese Haltung entwickelt sich auch bei den Eheleuten Nölting, die beschreiben, dass sie aktuell lernen, nicht nur das Wir zu denken, sondern auch darauf zu achten, sich als einzelne Individuen wahrzunehmen (Zitat 57):

(54) „Er darf sich auch gerne verlieben! (lachend) Und darf da auch jeden zweiten Tag hingehen. Weil ich dann will, dass er nicht da ist. Das ist eben eine nicht ganz stimmige, aber trotzdem sehr freie Beziehung dadurch. Gar nicht ineinander verzahnt! Also das unterscheidet uns von den meisten anderen Beziehungen, die wir kennen. Die immer den anderen beobachten: ‘Was macht der jetzt?’ Und so etwas. Es wäre auch schrecklich gewesen, wo ich so gerne alleine was mache. Also, diese ganzen Reisen.“ [FK 1836-1856]

(55) „Dadurch, dass wir beide unsere Bedürfnisse beachten, sind wir dann ja auch beide glücklicher, freuen uns über die Beziehung, möchten weiter zusammen bleiben.“ [SB 143-146]

(56) „Weder jeder für sich, noch du für dich, noch ich für mich, noch wir gemeinsam.“ [ER 203-205] „Da war für uns beide, also sowohl für mich und ich glaub auch für dich da mit sprechen zu können, ...“ [ER 472-475] „Von mir und von dir und von uns.“ [ER 874-875]

(57) „Jetzt sind wir in diesem dritten Part nämlich eigentlich so drin. Dass jeder bei sich selber guckt. Weil, das andere beides haben wir gehabt. Also, wir hatten das Erste, wo man völlig aufeinander hockt. Wir hatten das, wo man total auseinander geht. Und jetzt, ohne uns beide aus den Augen zu verlieren, trotzdem jeder bei sich selber gucken.“ [HeikeN 639-647]

Nähe/Distanz der Räume

Schließlich lassen sich im Datenmaterial zu der Frage der Aufteilung beziehungsweise der inneren Abgrenzung des Beziehungsraumes Unterschiede in Bezug auf die Nähe beziehungsweise Distanz feststellen, die beide Partner zueinander einnehmen. Die Metapher der Nähe findet bei den Interviewten häufig Verwendung. Sie ist aber nicht nur Bestandteil der Alltagssprache, sondern kommt zum Beispiel auch in dem psychologischen Konstrukt der emotionalen Nähe zum Tragen. Im Interviewmaterial zeigt sich, dass räumlich beschriebene Nähe oder Distanz mit empfundener emotionaler Nähe korrespondiert. Die drei folgenden Interviewzitate sollen als Beispiele für meine Interpretation von einer hohen (58), mittleren (59) und niedrigen (60) emotionalen Nähe stehen.

(58) „Meine Beziehung macht besonders, dass ich dieses Gefühl habe und auch mein Partner mir das Gefühl vermittelt, dass ich für ihn etwas ganz Besonderes bin. Und wir haben eine unglaubliche Nähe. Immer noch. Ich glaube, das ist was Besonderes. Und das ist aber etwas, was wir von Anfang hatten. Da erinnern wir uns auch immer noch so dran. Das ist dieses Gefühl, was ich am Anfang schon so beschrieben hatte. Und das ist jetzt auch so, was so diese Besonderheit auch so ausmacht. Und ich glaube, das ist auch mit der Grund, warum wir durch diese ganzen Dinge und diese ganzen Erkenntnisse überhaupt erstmal so gekommen sind. Und mit so

einer Geduld und mit so viel Kraft immer wieder, so viel Kraftaufwand auch so immer wieder an diese Problematiken so rangegangen sind. Ohne, dass einer nur mal so drüber nachgedacht hätte: ‚Echt, mir reicht’s jetzt! Ich gehe!‘“ [HeikeN 1245-1265]

(59) „Was wichtig ist für uns ist, dass wir ein gutes, ausgewogenes Verhältnis von Nähe und Distanz haben. Also, dass es einfach gut ist, nicht zu nah, oder nah und wieder auseinander. Dass es immer in guter Bewegung ist. Also, was wir nicht gut können, ist irgendwie die ganze Zeit aufeinander zu sitzen oder so. Dann wird’s irgendwie, dann brauchen wir Luft.“ ER: Aber es ist nicht so, dass wir nicht zu nah und nicht zu weit auseinander wollen, sondern, dass wir-“. EK: „dass es immer abwechselt.“ ER: „dass wir mal ganz nah zusammen müssen und dann wieder ganz auseinander.“ EK: „Dann muss jeder wieder seiner Wege gehen.“ ER: „Also, diese Nähe braucht’s schon auch immer.“ EK: „Ja klar, die braucht man. Dann aber auch wieder das Andere.“ [EK & ER 1627-1660]

(60) „Das ist eben das sehr Entscheidende dabei. Es hat zu großer Freiheit geführt, aber auch zu einem großen Mangel an emotionaler Nähe, für mich zumindest.“ [FK 189-193]

Dem paradigmatischen Modell folgend, werden nun, nachdem die zentrale Kategorie *Beziehung als Raum* beschrieben wurde, *Bedürfnisse* in den Blick genommen, die als *Voraussetzungen* zu werten sind.

14. Bedürfnisse

Eigenschaften:

- Dringlichkeit
- Zeitlichkeit
- Relativität

Adressat / zugeschriebene Bedürfniserfüllung:

- eigene Person
- andere Person
- abstrakte Instanz

Abbildung 24: Bedürfnisse.

Die Ausgangsfragestellung der vorliegenden Arbeit war auf Bedürfnisse und den Umgang mit Bedürfnissen ausgerichtet und entwickelte sich dahingehend, Paarbeziehungskonzepte stärker in den Blick zu nehmen. Als Ergebnis der Auswertungsarbeit entstand die These, dass individuelle Beziehungskonzepte auf spezifische Priorisierungen bestimmter Bedürfnisse der Person zurückzuführen sind. Andersherum ausgedrückt, lassen sich Paarbeziehungskonzepte als Ergebnis oder Folge individueller Bedürfnishierarchien verstehen (diese These wird im Verlauf der folgenden zwei Kapitel näher erörtert werden). Das vorliegende zweite Kapitel hat die Bedürfnisse zum Inhalt. Das folgende dritte Kapitel wird sich den Beziehungskonzepten widmen. Ich werde im vorliegenden Kapitel zunächst den aus dem Datenmaterial gewonnenen Bedürfnisbegriff darlegen sowie drei herausgearbeitete Eigenschaften von Bedürfnissen beschreiben. Im zweiten Teil des Kapitels werden sämtliche, in meinem Datensatz gefundenen Bedürfnisse inhaltlich strukturiert. Es werden daraufhin die Bedürfnisse nach Bindung und Freiheit herausgegriffen, da sie von besonderer Bedeutung für die Entwicklung eines Beziehungskonzeptes zu sein scheinen. Zu allen

Bedürfnissen beziehungsweise Eigenschaften von Bedürfnissen werde ich wieder mindestens ein Beispielzitat aus den Interviews zur Verfügung stellen.

14.1 Bedürfnisse – Klärung der Begrifflichkeit

(61) „Ich kann mit ihm zusammenleben und ich kann mit ihm teilen und ich kann lieb und nett zu ihm sein, also vernünftig mit ihm umgehen. Und ich kann ihm zuhören und ich kann ihm, also, wenn er Hilfe braucht, helfen und all diese Sachen, die im zwischenmenschlichen Bereich ganz wichtig sind.“ [GAK 720-725]

(62) „Wenn ich jetzt so alltägliche Bedürfnisse habe oder wenn ich jetzt irgendwie merke, mir geht's nicht gut. Oder ich brauch irgendwas. Dann weiß ich einfach, ich muss zu Daniel gehen und sagen: ‚Pass auf, ich brauche das jetzt wirklich. Ich brauche das. Und ich brauche das innerhalb des nächsten Tages oder der nächsten Stunde. Und du bist derjenige, von dem ich das brauche.‘“ [DE 1460-1468]

(63) „Was ich unter Bedürfnissen, speziell in Beziehungen verstehe, ist einfach das Bedürfnis nach Vertrauen, das Bedürfnis nach Geborgenheit. Besonders nach Liebe, sollte man vielleicht als erstes voranstellen. Einfach so diese speziellen Eigenschaften, die die Partner einfach teilen.“ [SB 9-14]

Meinen Interviewpartnern war vorab bekannt, dass mein Forschungsinteresse dem Umgang mit Bedürfnissen in Paarbeziehungen gilt. Was wird unter Bedürfnissen verstanden? Bedürfnis ist eine in der Alltagssprache fest verankerte Vokabel, so dass es nie zu Nachfragen bezüglich des Begriffes kam. Das birgt den Nachteil, dass es zu keiner gemeinsamen Abstimmung oder Klärung des Begriffsverständnisses kam. Ich bin also darauf angewiesen, das Begriffsverständnis meiner InterviewpartnerInnen aus dem Material zu filtern³⁴. Folgende Begriffsbestimmung ergab sich dabei: Unter Bedürfnisse fassen meine Interviewpartnerinnen all das, was von Bedeutung ist, um zu Zufriedenheit zu gelangen. Es gibt Ansätze von Differenzierungen, zum Beispiel wenn Frau Dorothea Eichstedt im Zitat 62 von „alltäglichen Bedürfnissen“ spricht. Das lässt vermuten, dass es ihrer Konzeptualisierung von Bedürfnissen zufolge auch „außeralltägliche Bedürfnisse“ oder ungewöhnliche oder grundlegende oder übergeordnete Bedürfnisse gibt. Sie führt diese Konzeptualisierung nicht weiter aus. Deutlich wird, dass meine Interviewpartner nicht zwischen Bedürfnissen und Wünschen unterscheiden. Beide Begriffe werden synonym verwendet. Andere synonym gebrauchte Begriffe sind zum Beispiel „Idealvorstellung“ [BL 351] oder „Bilder“ [ER 214]³⁵. Eine Unterscheidung zwischen Wunsch, Vorstellung und Bedürfnis wird erst unter Hinzunahme der Eigenschaft *Dringlichkeit* möglich. Ich werde weiter unten darauf zu sprechen kommen. Deutlich wurde außerdem, dass die Interviewten ihre Bedürfnisse als Wünsche, Ziele und Bedarfe beschrieben haben, die ihrem Wohlergehen und ihrer Zufriedenheit zuträglich sind, nicht aber der Sicherstellung ihres Überlebens. Der alltagssprachliche Bedürfnisbegriff scheint in der Regel nicht – zumindest nicht im Kontext von Paarbeziehung - die Art von Bedürfnissen mit einzu-

³⁴ Ich habe darauf verzichtet, explizit nach dem Verständnis von Bedürfnissen in Paarbeziehungen zu fragen, weil sich zum einen in den Interviews, die meine StudentInnen führten, gezeigt hatte, dass daraufhin keine Definitionen als Antworten kamen, sondern Beispielnennungen (vgl. Zitat 63). Des Weiteren wäre eine solche Frage meinem Anliegen zuwidergelaufen, bei den InterviewpartnerInnen Narrationen zu generieren.

³⁵ Werden Bedürfnisse auch als (Ideal-)Vorstellungen oder Bilder beschrieben, so bewerte ich dies als Beleg meiner These, dass Konzepte von Paarbeziehungen aus Bedürfnissen resultieren und so eng mit diesen verknüpft sind.

schließen, die in der Psychologie als physiologische Bedürfnisse gefasst werden (Hunger, Durst, Müdigkeit, Ausscheidung). Eine Ausnahme bildet hier das Bedürfnis nach Sexualität, das sich eventuell als physiologisches Bedürfnis fassen lässt, welches in den Interviews häufig zur Sprache kam, aber in keinem Fall explizit als lebensnotwendiges Bedürfnis charakterisiert wurde.

14.2 Eigenschaften von Bedürfnissen

Drei Eigenschaften von Bedürfnissen habe ich aus dem Datenmaterial herausgearbeitet: Ihre *Variation* in der *Dringlichkeit*, ihre *Zeitlichkeit* sowie ihre *Relativität* bezogen auf Werte und Normen.

14.2.1 Dringlichkeit

(64) „Das heißt, mein Bedürfnis, was ich da habe, lasse ich ein Stück weit wegen seinem Schmerz unerfüllt. Und ich glaube aber, dass es längerfristig eigentlich nicht gut ist. Also ich glaub schon, dass ich in eine Starre gerate dadurch. Ich behaupte auch immer - ich hab ja tierisch an Gewicht zugenommen seit ich hier wohne - und ich glaub das hat ein Stück weit was damit zu tun, weil das auch so ein Halten ist, von der Energie, die mich normalerweise woanders hintreiben würde.“ [DE 599-610]

Wie oben bereits erwähnt, ist es nicht zu unterscheiden, wann die interviewten Personen von Wünschen und wann von Bedürfnissen sprechen, weil beide Begriffe synonym gebraucht werden. Ein Unterschied wird in der beschriebenen Dringlichkeit deutlich. Ein Wunsch wird als optional erlebt, im Sinne von: „Es wäre schon schöner, wenn dieses oder jenes so wäre.“ Die entsprechenden Verben sind *wollen* oder *wünschen*. Ein Bedürfnis trägt einen existentielleren Charakter. Das korrespondierende Verb ist *brauchen*. Auf Dauer kann die Nicht-Erfüllung eines Bedürfnisses nicht ohne Anpassungsleistung und emotionale Folgen von der bedürfnistragenden Person toleriert werden. So attribuiert zum Beispiel Frau Dorothea Eichstedt im Zitat 64 negative Konsequenzen auf die Nichterfüllung ihres Bedürfnisses. Sie scheint ihr Bedürfnis als sehr wichtig zu erleben und meint, auf Dauer ohne die Erfüllung dieses Bedürfnisses nicht zufrieden sein zu können. Die Dringlichkeit ist die Wichtigkeit, die einem Bedürfnis zugeschrieben wird (wenn der Prozess bewusst verläuft) beziehungsweise die empfunden wird (wenn der Prozess der Zuschreibung unbewusst verläuft). Die Wichtigkeit, die ein Bedürfnis damit erhält, hat es vor allem im Vergleich zu allen anderen Bedürfnissen. Die Dringlichkeit kann auch als erlebte Intensität eines Bedürfnisses beschrieben werden, die Einfluss auf den Umgang mit ebendiesem nimmt (vgl. 16).

Die Tatsache, dass Bedürfnisse in ihrer Dringlichkeit variieren können, legt zwei Schlüsse nahe. Zwei Menschen können sich in der Ausprägung ein und desselben Bedürfnisses unterscheiden. Und innerhalb eines Menschen haben verschiedene Bedürfnisse verschiedene Dringlichkeiten, was zu einer persönlichkeitspezifischen Bedürfnishierarchie führt. Ein Bedürfnis kann wichtiger sein als ein anderes. Häufig scheint diese Bedürfnishierarchie aber nicht so eindeutig gelagert sein. Bedürfnisse können innerhalb eines Individuums auch konkurrieren und konfliktieren. Solche Zustände beschreiben meine Interviewpartner als innere Widersprüchlichkeiten, Zerrissenheiten etc. Dazu ein Zitatbeispiel von Herrn Eberhard Rief (65), in dem er von Bildern (Vorstellungen, Wünschen) spricht, die nicht zusammenpassen. In der Folge spricht er davon, wie ihn das innere Nöte (und im Äußeren Konflikte mit seiner Partnerin) empfinden lässt und ihn in seiner Handlungsfähigkeit einschränkt.

(65) „Bilder, die einfach überhaupt nicht zusammen passen und nicht zu klären waren.“ [ER 214-216]

14.2.2 Zeitlichkeit

(66) „Und die Umstände haben sich dann auch verändert, für mich! Also, meine berufliche Situation. Wo ich dann eigentlich merke, ich würde die Power jetzt gar nicht mehr hinkriegen, so viel Beziehungen oder allein schon zwei unterschiedliche Beziehungen zu händeln. Ja, also das leben zu können.“ [DG 441-449]

Der inneren Ordnung von Bedürfnissen entlang von Wichtigkeit und Dringlichkeit ist ein zeitliches Moment hinzuzufügen. Die erlebte Dringlichkeit von Bedürfnissen kann sich im Verlauf der Zeit verändern. Es können andere Bedürfnisse in den Vordergrund treten, beispielsweise durch die Veränderung von Möglichkeiten und Gelegenheiten. So beschreibt beispielsweise Herr Daniel Gelbrich im obigen Zitat, wie sein Bedürfnis nach Freiheit in der Möglichkeit zu anderen sexuellen Kontakten in den Hintergrund trat, als er sich für den Ausbau seiner beruflichen Karriere entschied. Er begründet das mit der Ressource Kraft oder Energie, die ihm zur Verfügung steht und die für beide Optionen nicht auszureichen scheint. So fand bei ihm eine Verschiebung der Prioritäten statt.

14.2.3 Relativität

(67) „Ähm, wo ich dann auch gesagt hab: ‚Also, da ist jetzt mein Mann, der ist mir so wichtig und da müssen jetzt für mich die Prioritäten anders gelegt werden.‘“ [HeikeN 588-591]

(68) Z: „Und was meinen Sie, was war da Ihr eigenes Bedürfnis in dieser Situation?“
BL: „Das wäre eigentlich dann gewesen, das zu verbinden. (...) Ich hab so Idealvorstellungen. Jeder sagt was er möchte, ne? Mein Sohn darf sagen: ‚Ich möchte vielleicht eine Woche mit euch wegfahren.‘ Mein Freund darf sagen, was er möchte und ich hätte dann gesagt: ‚Ja ich möchte zwei Wochen mit euch beiden wegfahren‘. Und dass man dann einen Kompromiss vielleicht findet.“ [BL 344-356]

Die beiden aufgeführten Zitate stellen Beispiele für den Aspekt der Relativität von Bedürfnissen dar. Damit meine ich, dass Bedürfnisse die Bedeutung für den Einzelnen haben, die dieser ihnen beimisst. Bedürfnisse stehen damit in Relation zu den Werten und Normensystemen der Individuen. Frau Heike Nölting spricht im Zitat 67 an, dass ihr der Wert ihrer Beziehung und ihres Ehepartners wieder ins Bewusstsein gerückt ist und sie in der Folge die Organisation ihres Alltags anders arrangiert beziehungsweise „die Prioritäten anders legt“. Im Zitat 68 wird von Frau Brigitte Liebig angesprochen, dass sich ihr Bedürfnis an der Idealvorstellung (einer intakten oder harmonischen Familie) ausrichtet. In Relation zu einem anderen Wert (zum Beispiel Autonomie) hätte das Bedürfnis in der geschilderten Situation anders ausfallen können.

Es sind diese drei Eigenschaften, die Bedürfnisse, zumindest innerhalb von Partnerschaften, charakterisieren: Ihre unterschiedliche wahrgenommene Dringlichkeit, ihre Veränderbarkeit über die Zeit hinweg und ihre Abhängigkeit von bestehenden Normen und Wertesystemen (Relativität).

Nachfolgend möchte ich den Blick auf die Inhalte der Bedürfnisse richten, die von meinen InterviewpartnerInnen berichtet wurden.

14.3 Kategorisierung von Bedürfnissen

Im mir vorliegenden Datenmaterial habe ich 270 Aussagen als Bedürfnisse interpretiert. Diese habe ich gesammelt und in übergeordneten Kategorien zusammengefasst. Ausgangspunkt meines Ordnungsversuchs ist das Erkenntnisinteresse der Arbeit. So ist das hier vorgestellte Ordnungskriterium der Adressat eines Bedürfnisses. An wen oder was richtet sich ein Bedürfnis? Welche Person oder Instanz ist theoretisch in der Lage, das Bedürfnis zu erfüllen? Hierbei obliegt die Beantwortung dieser Frage der subjektiven Zuschreibung des Bedürfnisträgers. Oder anders formuliert, in wessen Handlungskompetenz liegt aus Sicht des Bedürfnisträgers die Erfüllung des Bedürfnisses? Der Adressat kann dann der Bedürfnisträger selbst sein (aus der Perspektive des Bedürfnisträgers ist der Adressat dann die eigene Person beziehungsweise „ich“) oder aber, im Falle der sozialen Bedürfnisse, eine andere Person. In einem dritten Fall unterliegt die potentielle Erfüllung nicht der Kontrolle einer konkreten Person, sondern wird einer abstrakten Größe, wie dem Zufall, dem Schicksal oder anderen so genannten äußeren Umständen zugeschrieben. Tabelle 3 listet die Kategorien mit den dazugehörigen Unterkategorien auf.

Eine trennscharfe Zuordnung der Bedürfnisse in nur eine der drei Kategorien ist nicht in jedem Fall möglich, was mit einer variierenden Zuschreibung der Erfüllbarkeit dieser Bedürfnisse von Person zu Person zu erklären ist. Ebenfalls verschieden ist, wie viel Handlungsmöglichkeiten sich die Personen selbst zuschreiben. Ich möchte dies am Beispiel des Bedürfnisses nach Treue verdeutlichen: Im Datenmaterial finde ich das Beispiel prägnant, dass sich Frau Heike Nölting beim „Fremdgehen“ ihres Mannes eine Teilverantwortung zuschreibt, da sie die Ursachen für dieses Ereignis auch in ihrem Verhalten, namentlich in der „Vernachlässigung“ ihres Mannes sieht (vgl. [HeikeN 231-241]). Daraus lässt sich meines Erachtens ableiten, dass Frau Nölting insgesamt einen eigenen Handlungs- und Gestaltungsspielraum bei der Erfüllung ihrer Bedürfnisse sieht und ein Bedürfnis nach Treue nicht allein an ihren Partner und noch weniger an das Schicksal adressieren würde. Anders scheint es sich bei Frau Ingrid Zielke zu verhalten, einer Frau, die meine Interviewanfrage ablehnte, da sie als Paar über das Ereignis des „Fremdgehens“ des Mannes nicht sprechen könnten. Sie hätten diesbezüglich eine „Leiche im Keller“ [IZ 24-25]. Weiter schreibt sie (in einer Email):

(83) „Ich bin schwer verletzt aus der Sache hervorgegangen und habe einen langsamen Wundheilungsprozess. Mein Mann hat immer erfolgreich verdrängt, wird giftig, wenn ich das Thema anspreche. (...) Er hat aber daraus gelernt und würde seine Beziehung und mein Leben nie wieder so aufs Spiel setzen. Schließlich wollte er mich ja auch voriges Jahr heiraten.“ [IZ 7-21]

Hier kommt meiner Interpretation zufolge zum Ausdruck, dass sie das Ereignis „Ehebruch ihres Mannes“ als dessen Verfehlung attribuiert, alleinig durch sein Verhalten verursacht, und sich als Opfer dieses Ereignisses betrachtet, welches der Frustration der eigenen Bedürfnisse ohne eigenen erlebten Handlungsspielraum ausgesetzt ist. So würde Frau Ingrid Zielke die Erfüllbarkeit ihres Bedürfnisses nach Treue wohl eher ihrem Mann zuschreiben.

Ich-orientierte Bedürfnisse
(Zuschreibung der Erfüllbarkeit richtet sich an die eigene Person)

Bedürfnis nach Freiheit (subsumierte Bedürfnisse: Bedürfnis nach Unabhängigkeit/Autonomie, Bedürfnis allein zu sein, Bedürfnis nach eigenen Interessen)

(69) „Und dann hab ich mir hier meine eigene kleine Wohnung gesucht. War auch eigentlich sehr glücklich darüber, dass ich mal mein eigenes Reich noch mal habe, weil das hatte ich vorher nie. (...) Ich hatte nie meine eigene Studentenbude! Und das hätte ich schade gefunden, wenn ich die Phase nicht auch noch mal gehabt hätte. Obwohl es mir jetzt auch schon wieder reicht (lacht).“ [SA 245-255]

Bedürfnis nach Ruhe/Regeneration

(70) „Wirklich so ein Bedürfnis nach Ruhe. Also, nach Ruhe von allem. So dass ich manchmal das Gefühl hatte, ich kann nicht mehr. Es geht nichts mehr. Und ich hab dann auch nicht mal mehr Lust gehabt die Leute im Hof zu sehen oder überhaupt Menschen. Also so richtig so zu viel, alles. Und das ist immer noch total da. So ein echtes Ruhebedürfnis. Auch hier dann. Dass hier lange nicht mehr so viele Menschen ein- und ausgehen wie früher.“ [EK 919-936]

Bedürfnis nach Ästhetik

(71) „Wir haben genau denselben Geschmack. Wir haben uns also so einrichten können - wir haben von meinen Eltern Geld bekommen - wie uns das wirklich gut gefallen hat. Und da haben wir noch einige Stücke heute noch. Und da waren wir auch stolz drauf. Und das hat uns auch Freude gemacht.“ [FK 355-361] „Trotzdem bin ich nicht wirklich unglücklich in der Beziehung. Um das noch mal zu sagen, wir haben ebenso viel Gemeinsames. Jedes Stück hier, wie's hängt, wie's gestaltet ist, das ist alles gemeinsam.“ [FK 1278-1282]

soziale Bedürfnisse
(Zuschreibung der Erfüllbarkeit richtet sich an eine andere Person)

Bedürfnis nach Bindung (subsumierte Bedürfnisse: Bedürfnis nach emotionaler Nähe, Bedürfnis nach Austausch, Bedürfnis nach gemeinsamer, schöner Zeit, Bedürfnis nach Fürsorge, Bedürfnis nach Selbstoffenbarung, Bedürfnis nach Symbiose/Verschmelzen (Romantik), Bedürfnis nach Zuwendung, Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Bedürfnis nach Geborgenheit, Bedürfnis nach einem „Zuhause“/nach Heimat, Bedürfnis nach Unterstützung, Bedürfnis nach anderen Beziehungen, Bedürfnis nach verstanden/gespiegelt werden, Passung als Bedürfnis, Bedürfnis nach Verständnis, Bedürfnis nach Verbindlichkeit)

(72) „Das ist ein Geschenk, wenn man eine Partnerschaft hat. Auch wenn sie manchmal sehr schwierig ist. Um wachsen zu können.“ [BL 1515-1519]

(73) „Was ich so genieße mit ihr ist, die Zweisamkeit. Wenn wir alleine sind. Und wir reden viel. [HaraldN 339-341]

(74) „Gerd braucht aber wahnsinnig viele Kontakte.“ [GAK 435-436]

Bedürfnis nach Reproduktion

(75) „Dann auch mein persönlicher Wunsch nach einem Kind, nach Kindern.“ [CS 1356-1357]

Bedürfnis nach Sexualität und körperlicher Nähe

(76) „Wobei eben, das eine ist Sex und das andere ist eben, dass wir körperlich sehr intim auf jeden Fall sind.“ DE: „Ja, wir massieren uns viel, wir kuscheln viel, wir küssen uns viel.“ DG: „Das ist schon auch was, was ich sehr schätze.“ [DG & DE 1139-1151]

Bedürfnis nach sozialem Status durch die Beziehung

(77) Z: „Was ist für dich so das Ziel oder die Erwartung von In-Beziehung-sein? Oder an In-Beziehung-sein? Verstehst du die Frage?“ CS: „Ja zum einen erstmal dieser gesellschaftlichen Erwartung halt zu genügen. Mit Familie und so.“ [CS 1351-1356]

Bedürfnis nach Werterleben (subsumierte Bedürfnisse: Bedürfnis nach Macht, Bedürfnis nach Beachtung, Bedürfnis nach Anerkennung, Bedürfnis nach gebraucht werden)

(78) „Und das er mich liebt, ohne wenn und aber.“ [SB 67-68]

Bedürfnis nach Sicherheit (subsumierte Bedürfnisse: Bedürfnis nach Stabilität/Vorhersehbarkeit, Bedürfnis nach Klarheit (existentiell), Bedürfnis nach Exklusivität, Harmoniebedürfnis (Konfliktfreiheit), Bedürfnis nach Vertrauen, Bedürfnis nach Treue)

(79) Z: „Ja und dann hast du von Sicherheit gesprochen, von einem Sicherheitsbedürfnis. Was also für dich ein Motiv ist, eben jetzt monogam leben zu wollen. Das würde ich auch gerne noch mal hinterfragen, dieses Sicherheitsbedürfnis. Was bedeutet das für dich. Was macht Sicherheit aus?“ CG: „Das ich immer zu der Person kommen kann. Also so dieses Wissen: ‚Ich bin gewollt‘. Ich weiß nicht, ob dieses ‚Ich bin die Einzige‘. Also, weiß ich nicht, ob das das, mir die Sicherheit gibt? Aber das spüre ich jetzt in unserer Beziehung. Ich habe so eine totale Zusage. Und ich habe auch keine Angst, dass das jetzt nächstes Jahr vorbei ist. Oder nächsten Monat, oder nächstes Jahr, oder in 3 Jahren. Da gibt es so eine Zusage für mich und da drauf kann ich mich irgendwie verlassen. Also das gibt mir die Sicherheit. Egal, so ein bisschen, was jetzt passiert. Also auch, vielleicht ob jetzt noch eine Frau vorbeikommt, die interessanter ist. Oder eine Lebenssituation. Also ich kann da drauf bauen. Oder meine Zukunftspläne machen. Oder mich drauf einlassen. Auch sexuell. Ich glaub, das war da auch wichtig. Da so zu wissen, das ist jetzt nicht gleich vorbei und ich weiß, wir werden noch ganz oft zusammen im Bett sein. Also und da wird jetzt niemand anderes mir diesen Platz streitig machen.“ [CG 850-873]

Bedürfnisse, deren Zuschreibung der Erfüllbarkeit sich der Kontrolle einer konkreten Person entzieht (Adressat sind eher Instanzen wie Zufall, Schicksal oder andere „äußere Umstände“)

Bedürfnis nach Entwicklung/Erfahrung (subsumierte Bedürfnisse: Bedürfnis nach emotionaler Intensität, Bedürfnis nach Glücklichkeit, Bedürfnis nach Freude/Ausgelassenheit/Leichtigkeit, Bedürfnis nach Erlebnissen)

(80) „Wir können ja diese paar Jahre, die uns noch bleiben, genießen. Will ich auch, soweit es in meiner Möglichkeit ist, genießen.“ [FK 117-1120]

Bedürfnis nach sozialem Status (subsumiertes Bedürfnis: Bedürfnis nach Verwirklichung/Erfolg im Beruf)

(81) „Da hatte ich aber noch Firmen am Laufen. Hatte ne große (Firma) und hatte sehr gute Mitarbeiter.“ [GK 185-186] (Bedürfnis ist schwierig in einzelnen Zitaten wiederzugeben. GK spricht im Interview sehr viel über seine berufliche Laufbahn, mit Betonung seiner Verantwortung und Erfolge.)

Bedürfnis nach Gerechtigkeit

(82) „Das Bedürfnis, den Haushalt und die Kinder zum gleichen Teil auch zu machen.“ [ER 1978-1982]

Tabelle 3: Die Kategorisierung der in den Interviews gesammelten Bedürfnisse nach Adressaten der Zuschreibung der Erfüllbarkeit.

Demgemäß ließe sich eine exakte Zuordnung der Bedürfnisse entlang der Kategorie der Zuschreibung ihrer Erfüllbarkeit nur für jede Person individuell durchführen, denn Bedürfnisse und ihre Ausprägungen sind relative Phänomene. Damit verliert der allgemeine Zuordnungsversuch jedoch nicht an Wert. Er kann als Folie dienen, anhand derer sich Individuen ihre persönlichen Zuschreibungen vergegenwärtigen können.

Der Tabelle 3 ist zu entnehmen, dass ich den überwiegenden Teil von kodierten Bedürfnissen den sozialen Bedürfnissen zugeordnet habe. Das heißt, ihre potentielle Erfüllbarkeit wird konkreten anderen Personen zugeschrieben. Beziehungskonzepte lassen sich entlang der Frage unterscheiden, wie viel dieser sozialen Bedürfnisse bei Bestehen einer Paarbeziehung exklusiv an den Partner adressiert werden und wie stark das Bedürfnis nach Freiheit gewichtet wird. Ich betrachte das Bedürfnis nach

Freiheit als ein Bedürfnis, dessen Erfüllbarkeit primär der eigenen Person zugeschrieben wird (ich-orientiertes Bedürfnis)³⁶.

Der Unterschied in der Gewichtung von Bedürfnissen, die auf das eigene Individuum ausgerichtet sind, versus solchen Bedürfnissen, die eine Ausrichtung auf ein anderes Individuum oder ein Miteinander in sich tragen, erscheint mir von großer Bedeutung für ein tieferes Verständnis meiner Forschungsfrage zu sein. Ich greife das Bedürfnis nach Freiheit und das Bedürfnis nach Bindung als zwei prototypische Repräsentanten der jeweiligen Kategorie heraus und untersuche im Folgenden ihren Erklärungswert für den Umgang mit Bedürfnissen in Paarbeziehungen. Wie aus Tabelle 3 hervorgeht, sind beide angesprochenen Bedürfnisse (Freiheit und Bindung) als Bedürfnisgruppen zu verstehen, die sich in einer Vielzahl von subsumierten Bedürfnissen ausformulieren lassen.

14.4 Bedürfnis nach Freiheit, Bedürfnis nach Bindung

- Sicherheit nicht an Bestehen der Beziehung gekoppelt
- Perspektive: Ich-Orientierung
- Bedürfnis nach Selbstverwirklichung & Persönlichkeitswachstum

Abbildung 25: Das Bedürfnis nach Freiheit.

- Bedürfnis nach Sicherheit stark ausgeprägt & an Beziehung gekoppelt
- Perspektive: Wir-Orientierung
- klare Ziele / auf Zukunft ausgerichtet

Abbildung 26: Das Bedürfnis nach Bindung.

Das Bedürfnis nach Freiheit und das Bedürfnis nach Bindung werden als für die Beschreibung und Unterscheidung von Beziehungskonzepten besonders relevant herausgegriffen, näher vorgestellt und – als Vorgriff auf das Kapitel der Beziehungskonzepte – in einen Zusammenhang mit Beziehungsvorstellungen gebracht.

Jedes Bedürfnis strebt nach Erfüllung und maximaler Zufriedenheit. Für das, was diesen angestrebten Zustand verschaffen kann, haben Menschen verschiedene Bilder und Vorstellungen von Inhalten. Als eine grundlegende Unterscheidung dieser Bilder von Erfüllung betrachte ich dabei eine Orientierung auf das eigene Individuum oder eine Ausrichtung auf das Kollektiv beziehungsweise die Dyade. Ich spreche hier von Ich-Orientierung versus Wir-Orientierung³⁷. Das Bedürfnis nach Freiheit steht für die Orientierung auf das eigene Individuum. Erfüllung und Zufriedenheit sind in diesem Fall stark mit Inhalten wie Autonomie und Unabhängigkeit verbunden. Das Bedürfnis nach Bindung steht für eine Orientierung auf das Kollektiv beziehungsweise die Dyade. Es beinhaltet zum Beispiel Bilder einer festen Partnerschaft, Intimität, Geborgenheit, Nähe mit einer anderen Person (Zitatbeispiele für beide Bedürfnisse sind in der Tabelle 3 enthalten). Beide Bedürfnisse können von ein und derselben Person empfunden werden. Sie schließen einander nicht aus, stehen aber durchaus

³⁶ Frau Frida Küstner spricht zwar davon, dass ihr Partner ihr all diese Freiheiten gestattet, was sich auch als Adressierung des Bedürfnisses an den Beziehungspartner, der eigenen Person Freiheit zu gewähren, interpretieren ließe. Ich lege es jedoch so aus, dass diese Freiheiten „genommen“ werden und im Beziehungskonzept bereits verankert sind.

³⁷ Differenzieren lässt sich die Wir-Orientierung in eine Ausrichtung auf eine auf Dauer angelegte Dyade oder auf ein Kollektiv von mehr als zwei Personen. In der vorliegenden Arbeit ist mit Wir-Orientierung die Ausrichtung auf eine feste Partnerschaft gemeint.

insofern in einem Spannungsverhältnis zueinander, als dass sie von den Bedürfnis-trägerInnen als widersprüchliche Bedürfnisse erlebt werden können. Das Eingehen einer verbindlichen Partnerschaft kann als Einschränkung der persönlichen Freiheit erlebt werden. Beide Bedürfnisse können als konkurrierend erlebt werden. In der Regel wird eine Person eines der beiden Bedürfnisse bewusst oder unbewusst stärker gewichten.

Erwähnt sei noch, dass sich beide Bedürfnisse in der Imagination absoluter Erfüllung als Illusion entpuppen. Weder ist die vollständige Freiheit im Sinne völliger Unabhängigkeit von Bindungen und Verpflichtungen jeglicher Art denkbar, noch gibt es die einhundertprozentige Bindung, im Sinne einer Unzertrennlichkeit, Verschmelzung oder Symbiose zweier Individuen. Ebenso ist die vollständige Abwesenheit eines der beiden Bedürfnisse eine weder theoretisch noch praktisch sinnvolle Option. Bindung ohne Freiheit wäre so etwas wie Gefangenschaft oder Sklaverei. Und Freiheit in Abwesenheit von Bindung wäre ein sozial entkoppeltes Individuum, welches man sich als Eremit vorstellen könnte (wobei diese wohl meistens religiös stark gebundene Individuen waren oder sind).

Die unterschiedliche Gewichtung beider Bedürfnisse und die damit einhergehende Priorisierung von Freiheit oder Bindung begreife ich als Ausgangspunkt eines individuellen Beziehungskonzeptes. Das ist eine weitere These, die als Ergebnis meiner Untersuchung zu werten ist: Die Vorrangstellung eines der beiden Bedürfnisse - nach Freiheit oder nach Bindung - schlägt sich in einem individuellen Beziehungskonzept nieder. Die Menschen meines Samples streben in ihren Liebesbeziehungen die Erfüllung verschiedener Bedürfnisse an. Aus ihren verschiedenen Bedürfnislagen resultieren verschiedene Beziehungsentwürfe. Da alle interviewten Personen in Paarbeziehungen leben, ist davon auszugehen, dass das Bedürfnis nach Bindung in jedem Fall stark gewichtet ist. Die Menschen, die dem Bedürfnis nach Freiheit innerhalb einer festen Beziehung den Vorrang geben, sehen in Beziehung häufig die Möglichkeit, intensive und immer wieder neue Erfahrungen anzusammeln. Sie lehnen den Aspekt, sich einschränken zu müssen und Verpflichtungen einzugehen, tendenziell ab. Das Bedürfnis nach Sicherheit wird nicht mit dem dauerhaften Bestehen von Beziehungen verbunden. Das Bedürfnis nach Freiheit geht mit einer Ich-Orientierung einher. Eine individuelle Perspektive auf Beziehung und Entwicklung ist damit gemeint. Das Bedürfnis nach Freiheit scheint oft einher zu gehen mit deutlich ausgeprägten Bedürfnissen nach Selbstverwirklichung und Persönlichkeitswachstum, deren Erfüllbarkeit nicht zwingend an das Bestehen der Paarbeziehung gekoppelt ist.

Die Menschen, die dem Bedürfnis nach Bindung die höhere Priorität einräumen, nehmen auch die Sicherheit, die in Verbindung mit Beziehung konzeptualisiert wird, als Bedürfnis wahr. Sie bietet den Rahmen, innerhalb dessen sich Selbstverwirklichung und Persönlichkeitswachstum vollziehen können. Beziehung wird häufig klar auf die Zukunft ausgerichtet und umfasst Ziele der Reproduktion. Das Bedürfnis nach Bindung steht mit einer Wir-Orientierung beziehungsweise einer kollektiven Perspektive auf Beziehung und Entwicklung in Zusammenhang. Das Bedürfnis nach Bindung und das Bedürfnis nach Sicherheit sind zu differenzieren und dennoch spielt Sicherheit innerhalb des Bindungsbedürfnisses eine große Rolle.

Diese Unterschiede werden Inhalt des nächsten Kapitels über Beziehungskonzepte sein.

15. Beziehungskonzepte

Dimension:

- Freiheitsgrad frei versus festgelegt
 - Ziele
 - Grenzen
 - Rollen

Dominanzverhältnis Bedürfnis nach Bindung / Bedürfnis nach Freiheit

1. Das Bedürfnis nach Bindung steht deutlich im Vordergrund. Freiheit wird nicht als Bedürfnis thematisiert.
2. Die Erfüllung eines Freiheitsbedürfnisses wird innerhalb von Beziehung als sicherem Rahmen gedacht. Das Konzept von Sicherheit beinhaltet (wie bei 1.) die Existenz von Bindung.
3. Die Bedürfnisse nach Freiheit und Bindung werden als widersprüchlich und konkurrierend erlebt.
4. Das Bedürfnis nach Freiheit steht deutlich im Vordergrund.

Zwei prototypische Beziehungskonzepte

- **das kulturell verankerte Beziehungskonzept**
- **das alternative, freigesetzte Beziehungskonzept**

Abbildung 27: Beziehungskonzepte.

Im vorangegangenen Kapitel wurde geschildert, wie individuell verschiedene Gewichtungen der Bedürfnisse nach Freiheit und Bindung in verschiedene Vorstellungen davon münden, was eine Paarbeziehung beinhalten und ausmachen sollte. In diesem Kapitel soll nun gezeigt werden, anhand welcher Kategorien ich die Befunde meiner Daten zu solchen verschiedenen Beziehungsvorstellungen systematisiere. Die Unterschiede lassen sich auf einer Dimension abtragen, die ich *Freiheitsgrad* nenne. Ich meine damit, wie frei versus festgelegt bestimmte Größen in der Beziehungskonzeption sein können. Von diesen Größen scheinen die *Ziele*, *Grenzen* und *Rollen* von besonderer Bedeutung zu sein. Aus den Differenzen leite ich zwei prototypische Beziehungskonzepte ab, die sozusagen die Pole auf der Dimension *Freiheitsgrad* bezogen auf die *Ziele*, *Grenzen* und *Rollen* bilden. Die beiden Beziehungskonzepte werde ich mit Hilfe zweier Fallbeispiele veranschaulichen.

Beziehungskonzepte können individuell oder vom Paar geteilt sein. Paare entwickeln implizit oder explizit ein Verständnis dafür, was innerhalb ihrer Beziehung an Handlungen möglich ist, die der Bedürfniserfüllung beider Partner dienen, und welche Handlungen auf Grund der beiden Bedürfnislagen einer Grenzverletzung gleichkämen. In den von mir untersuchten Fällen wird das Konzept entweder mittels konkreter und bewusster Vereinbarungen geteilt, oder dies passiert in Gestalt impliziter Annahmen. Dann wird lediglich davon ausgegangen, auf gleiche Vorstellungen von Beziehung zurückzugreifen. In diesem Fall kann es zu einem späteren Zeitpunkt durch konkrete gelebte Erfahrungen passieren, dass fehlende Übereinstimmung zu Tage tritt, was dann in Form einer Krise eine neue Anforderung an das Paar stellt, einen Umgang damit zu entwickeln. Ebenso ist es möglich, dass sich durch konkrete Erfahrungen bewahrheitet, dass von einem gemeinsam geteilten Beziehungskonzept ausgegangen wird, oder aber dass kritische Ereignisse nicht auftreten (vgl. Abschnitt 13.1.3).

15.1 Die Dimension des Freiheitsgrades

Wie oben bereits erwähnt, lassen sich Beziehungskonzepte anhand einer Dimension unterscheiden, die ich Freiheitsgrad nenne. Die Dimension Freiheitsgrad hat die Pole *festgelegt* versus *frei* und kann sich in verschiedenen Ausprägungen manifestieren. Wichtig ist dabei, festzuhalten, dass die Ausprägung des Freiheitsgrades das Dominanzverhältnis abbildet, in dem das Bedürfnis nach Bindung und das Bedürfnis nach Freiheit zueinander stehen. Vier Positionen aus meinem Material können diesbezüglich unterschieden werden, die in der Reihenfolge vom Pol festgelegt zum Pol frei vorgestellt werden:

1. **Das Bedürfnis nach Bindung steht deutlich im Vordergrund. Freiheit wird nicht als Bedürfnis thematisiert.** An das Bedürfnis nach Bindung ist das Bedürfnis nach Sicherheit zwingend gebunden. Ohne Beziehung erscheint die Existenz kaum vorstellbar. (Unter Umständen besteht auch die materielle Notwendigkeit der Existenzsicherung durch Beziehung.)
2. **Die Erfüllung eines Freiheitsbedürfnisses wird innerhalb von Beziehung als sicherem Rahmen gedacht.** Das Konzept von Sicherheit beinhaltet (wie bei 1.) die Existenz von Bindung. Bindung wird als sicherer Rahmen mit innerem Spielraum gesehen. Es wird versucht, den Teil an Selbstverwirklichung zu leben, der mit einem auf Sicherheit ausgerichteten Beziehungskonzept kompatibel ist. (Der mit Sicherheit konfligierende Teil von Selbstverwirklichung wird ausgeblendet. Begrenzung wird akzeptiert.)
3. **Die Bedürfnisse nach Freiheit und Bindung werden als widersprüchlich und konkurrierend erlebt.** Ihre Vereinbarung scheint nur unter Anstrengung (wie zum Beispiel dem Aushalten unangenehmer Gefühle) möglich. Das Konzept von Sicherheit ist anscheinend nicht an Bindung gekoppelt, was für eine Ich-Orientierung spricht. Dennoch stellt das imaginierte Ende der Beziehung eine starke Bedrohung dar.
4. **Das Bedürfnis nach Freiheit steht deutlich im Vordergrund.** Das Konzept von Sicherheit ist nicht an das Bestehen einer festen Bindung gekoppelt (keine materielle Notwendigkeit gegeben). Sicherheit wird individuell definiert. Das Risiko der Instabilität der Beziehung wird weniger als Bedrohung erlebt. Andere Lebensmodelle sind vorstellbar. (Hier wäre auch die in meinem Sample nicht vorkommende, aber zumindest in medialen Welten postulierte Position einzuordnen, dass auf Dauer angelegte Partnerschaft mit ihrem einschränkenden Potential nicht angestrebt wird. Bindung wird kaum mehr auf Zukunft orientiert, sondern auf die gegenwärtige und tendenziell isolierte Befriedigung von Bedürfnissen (Partner als Lebensabschnittsgefährte oder Gespielin)).

Die ersten beiden Positionen, in denen das Bedürfnis nach Bindung überwiegt, lassen eine Wir-Orientierung (eine Ausrichtung auf die Dyade) erkennen. Die dritte und vierte Position stehen für eine Ich-Orientierung (Ausrichtung auf die eigene Person) sowie für eine tendenzielle Vorrangstellung des Freiheitsbedürfnisses. Alle Positionen sind auch in Abstufungen und Übergängen zu erkennen.

Mithilfe der Dimension des Freiheitsgrades lassen sich einzelne Größen und Aspekte einer Paarbeziehung näher untersuchen. Wie festgelegt beziehungsweise frei können *Ziele*, *Grenzen* und *Rollen* in Paarbeziehungen sein?

15.1.1 Ziele

(84) „Also wir wollten auch eine Familie zusammen haben und das war auch nie irgendeine Frage. Wobei wir haben später ganz oft auch gemeinsam so drüber nachgedacht: ‚War jemand mal unsicher? Oder hat jemand mal drüber nachgedacht, ‚Ist das überhaupt richtig, oder so?‘ Das war nie Thema bei uns oder bei mir auch nicht. Dass ich so gedacht hab: ‚Boah, das ist genau so das, was du halt gesucht hast.‘ Und wo ich dieses Gefühl hatte: ‚Das hast du jetzt wirklich auch so richtig gefunden.‘“ [HeikeN 128-136]

(85) „Also Kinder, ganz klar. Definitiv. Das ist für mich wichtig. Das muss sein.“ [HaraldN 552-554]

(86) „Als ich gesagt hab: ‚Wir suchen zusammen eine Wohnung.‘, da hat er mich völlig panisch angeguckt (lacht). Ich habe ihm eigentlich nur ganz rational gesagt: ‚Ich finde es einfach logisch, wenn man in einer Stadt ist.‘“ [SA 183-188]

Beziehungsziele kamen in der Darstellung der Ergebnisse bislang noch nicht zur Sprache (aus diesem Grund auch drei Zitatbeispiele). Es ist mir bei der Interviewauswertung aufgefallen, dass manche Beziehungen mehr als andere so etwas wie einem Skript zu folgen scheinen und stärker auf die Zukunft ausgerichtet sind als andere Beziehungen. Demzufolge lässt sich auch von festgelegten und freien (offenen) Beziehungszielen sprechen. Festgelegte Ziele entsprechen dabei den weiter unten beschriebenen idealtypischen Entwicklungsstufen von Beziehung, die in erster Linie auf Reproduktion ausgelegt sind (vgl. Abschnitt 15.2.1). Offene Ziele hingegen sind vielleicht besser mit der Abwesenheit konkreter Ziele und einer stärkeren Betonung des gegenwärtigen Moments beschrieben.

15.1.2 Grenzen

Grenzen wurden im ersten Kapitel der Ergebnisdarstellung bereits ausführlich behandelt und mit Zitatbeispielen belegt. Es soll hier stärker der Aspekt der Exklusivität betont werden. Festgelegte versus freie Grenzen verstehe ich als die Herstellung und Festlegung von Exklusivität. Die Exklusivität bezeichnet den Gegenstandsbereich einer Beziehung, den die Beziehungspartner ausschließlich miteinander teilen. Die Festlegung oder Entstehung von Exklusivität entspricht der freiwilligen Grenzziehung des Paares. Unabhängig davon, ob die Festlegung der Exklusivität implizit oder explizit erfolgte, kann davon ausgegangen werden, dass das Paar sie als Regeln erlebt (Beziehungsnormen). Eine Aufhebung dieser Exklusivität, sprich eine Einbeziehung Dritter in diesen Gegenstandsbereich, zieht auf der emotionalen Erlebensebene Gefühle wie Eifersucht, Verlustängste, Bedrohung, Wut oder Minderwertigkeit nach sich und wird auf der kognitiven Ebene als Regelbruch und je nach situativer Attribution als Fehlverhalten des Partners betrachtet. Hier geht es um die Bedürfnisse, von denen in der Regel angenommen wird, ein „Recht“ beziehungsweise Anspruch auf ihre Erfüllung zu haben.

15.1.3 Rollen

(87) „Das kann doch nicht sein, dass ich der Einzige bin, der dafür verantwortlich ist, dass ihr alle was zu Essen habt.“ [HeikeN 724-726]

(88) „Aber wenn ich sage: ‚Ich möchte auch mal fahren.‘, dann (lacht) ist es schon schwieriger. Es ist mir so fremd, weil ich gerne Auto fahre und irgendwie alle Paare, die ich kenne, da fahren die Frauen natürlich Auto (lacht). Bei ihm: Nein. Muss er

fahren." [BL 924-928]

Zitat aus der Kodennotiz *Rollen*:

„Heike und Harald Nölting: Beide Leben mit großer Selbstverständlichkeit das klassische Beziehungskonzept. Es wird erst zu gegenwärtigen Zeitpunkt der Beziehungsgeschichte in Ansätzen in Frage gestellt (vgl. Zitat 87). Das ist damit in Zusammenhang zu sehen, dass Heike Nölting sehr mit Rollen kämpft. Sie empfindet Rollen als die konzentrierten Bedürfnisse anderer, die sie zu erfüllen hat [HeikeN 291-197]. Ihre Entwicklungsgeschichte erzählt von der zunehmenden Loslösung aus scheinbar vorbestimmten Rollen hin zu einem bedürfnisorientierten Umgang mit sich selbst („Krusten aufbrechen“ [HeikeN 788]). Rollen erfüllen lenkt von Bedürfnissen ab [HeikeN185-187]. Rollen werden aufgetragen [HeikeN 228]. Das Funktionieren in Rollen verhindert emotionale Nähe [HeikeN239-241]. Das Funktionieren in Rollen, bedeutet innerlich unfrei zu sein, immer alles regeln und kontrollieren zu wollen [938-944].“

Die Rollen der beiden Beziehungspartner können festgelegt oder frei definiert sein. Rollen sind in meinen Augen entweder mit dem Beziehungskonzept einhergehende erwartete Verhaltensskripte für beide Partner oder aber Habitualisierungen von Verhaltensweisen, die auf bestimmte Merkmalsausprägungen zurückzuführen sind. Festgelegt sind Rollen dann, wenn sie auf das stabile Merkmal „Geschlecht“ rekurrieren³⁸. Frei oder freier sind Rollenaufteilungen, wenn sie sich an Persönlichkeitsmerkmalen der Beziehungspartner festmachen, die als flexibler und veränderbarer wahrgenommen werden. Näher gehe ich auf den Aspekt der Rollen in der folgenden Darstellung zweier prototypischer Beziehungskonzepte ein.

15.2 Zwei kontrastierende Beziehungskonzepttypen

In der Darstellung meiner Ergebnisse möchte ich zur Kontrastierung und Veranschaulichung zwei prototypisch konzipierte Beziehungsmodelle einander gegenüberstellen. Ich habe mich entschieden, die vier oben beschriebenen Positionen der Gewichtung von Freiheits- und Bindungsbedürfnis zu zwei Typen von Beziehungskonzepten zusammenzufassen und diese einander polar gegenüberzustellen. Eine andere Vorgehensweise hätte die Darstellung der Kriterien zur Unterscheidung der beiden Typen weniger kontrastreich und damit undeutlicher ausfallen lassen. Somit ist aber zu betonen, dass die beiden skizzierten Beziehungskonzepte in ihrer Reinform wohl eher Ausnahmereischeinungen sind und dass die Mehrzahl aller Paare in diverssten Zwischenabstufungen auf diesem Kontinuum anzuordnen ist.

³⁸ Denkbar wären auch andere Determinanten zur Festlegung von Rollen wie zum Beispiel das stabile Merkmal „soziale Herkunft“ oder „Alter“. Sie tauchen jedoch in meinem Sample nicht auf oder werden von dem Merkmal „Geschlecht“ dominiert (wie im Fall vom Ehepaar Koch und August Koch). Die Tatsache, dass es in erster Linie das Merkmal „Geschlecht“ gewesen ist, welches bei der Analyse der Daten als Determinante der Rollen herausgearbeitet wurde, lässt sich darüber erklären, dass die Paare des Samples in anderen Merkmalen eine recht hohe Homogenität aufwiesen (mit Ausnahme des Paares Koch, August-Koch).

15.2.1 Das kulturell verankerte Beziehungskonzept³⁹

Bei dem *kulturell verankerten Beziehungskonzept* steht das Bedürfnis nach Bindung im Vordergrund. Die Konzeptualisierung von Sicherheit ist an Bindung gebunden. Die hohe *Festlegung* des Freiheitsgrades und die breite *Verankerung* in der westlichen Kultur greifen auf die gleiche Strukturmetapher zurück (fest verbunden mit einem anderen Element). Mein Material legt die Annahme eines in unserer Gesellschaft sehr weit verbreiteten Konzepts nahe. Meine InterviewpartnerInnen greifen in ihren Erzählungen auf dieses Konzept zurück, in dem sie ihre Beschreibung von Beziehungsvorstellungen mit Termini wie zum Beispiel „natürlich“ oder „normal“ unterlegen. Es wird bei Rekurs auf das kulturell verankerte Beziehungskonzept eine hohe Selbstverständlichkeit empfunden, dass Beziehung so ist und so zu sein hat. Die Möglichkeit alternativer Entwürfe wird nicht bis kaum in Betracht gezogen. Beziehung wird in dieser Konzeptualisierung als Normalität wahrgenommen. Andersherum ausgedrückt hat diese Vorstellung von Beziehung in unserer Kultur eine normative Kraft. Auf dieses Konzept wird vor allem implizit rekuriert. Das heißt, die Paare, die nicht explizit die Grenzen beziehungsweise die akzeptierten Handlungen ihrer Beziehung kommunizieren und aushandeln, scheinen „stillschweigend“ davon auszugehen, dass sie die gleichen Vorstellungen davon haben, was akzeptabel ist, was „normal“ ist, „logisch“, „zwingend“, was „man“ macht und welche Handlungen „zu weit gehen“ würden. Treue wird beispielsweise „selbstverständlich“ erwartet. Die Termini wie „natürlich“ oder „selbstverständlich“ werden von mir in diesem Zusammenhang dahingehend interpretiert, dass die Konzeption einer Beziehung einschließlich ihrer Grenzen akzeptablen Verhaltens nicht als Ergebnis eines Aushandlungsprozesses entlang von Wünschen und Bedürfnissen beider Beziehungspartner betrachtet wird, sondern als ein bereits existierendes Modell, in dessen Wirkungsrahmen beide Partner eintreten und damit die Einwilligung in das spezifische Bedingungsgefüge automatisch vollziehen.

Das kulturell verankerte Beziehungskonzept ist ein stark festgelegtes Konzept mit einem geringen Freiheitsgrad. Die Festlegung des kulturell verankerten Beziehungskonzeptes besteht in der Orientierung auf die Zukunft mit festgelegten Zielen, in der Herstellung einer hohen Exklusivität sowie in klar umrissenen und aufgeteilten Rollen entlang der Kategorie Geschlecht.

³⁹ Die Bezeichnungen der beiden Beziehungskonzepte mögen etwas sperrig oder wenig eingängig anmuten. Das Problem einer anderen, möglicherweise prägnanteren Wortwahl wie „klassisches“ versus „modernes“ Beziehungskonzept (oder Ähnliches) liegt in der innewohnenden Wertigkeit. „Klassisch“ könnte dann eher als „altmodisch“ verstanden werden, was negativ konnotiert ist. Im Interviewmaterial wurden dem Konzept andere Namen gegeben, wie „bürgerlich“, „konventionell“, „alte Schule“ oder „orthodox“. Alle Bezeichnungen empfinde ich unter dem Aspekt der sachlichen Beschreibung meiner Forschungsergebnisse und angestrebter Enthaltensamkeit bezüglich subtiler Beurteilungen für ungeeignet. Einigen Rückmeldungen zufolge werden auch die von mir gewählten Bezeichnungen als wertend empfunden. In Ermangelung einer mir besser erscheinenden Bezeichnung der Beziehungskonzepte bleibt mir nur, zu versichern, dass eine implizite Bewertung der Konzepte nicht meine Absicht ist und nicht meiner persönlichen Meinung entspricht. In den gegebenen Namen der zwei Beziehungskonzepte wurde die Dimension des Freiheitsgrades mit seinen Ausprägungen festgelegt (verankert) versus frei (freigesetzt) aufgegriffen. Des Weiteren kommt meines Erachtens in den Bezeichnungen zum Ausdruck, weshalb das kulturell verankerte Beziehungskonzept von seinen VertreterInnen häufig als etwas Normales, Selbstverständliches empfunden wurde, was keiner weiteren Reflexion oder Explikation bedarf (weil es eben in diesem Kulturkreis verankert ist). Bezeichnend für die VertreterInnen des alternativen, freigesetzten Beziehungskonzeptes empfand ich deren explizierte Suche nach alternativen Wegen und Lösungen. Das mag von den ProtagonistInnen durchaus im Sinne von *besseren* Lösungen gemeint gewesen sein. Ich verstehe und gebrauche das Wort alternativ hier aber in seinem Wortsinn als *andere* Lösung.

Die Ziele und Perspektiven des kulturell verankerten Beziehungskonzeptes sind ausgerichtet auf Verstetigung im Sinne idealtypischer Entwicklungsstufen von Beziehung. Diese idealtypischen, beziehungsverstetigenden Entwicklungsstufen, wie ich sie aus dem Datenmaterial herausgearbeitet habe, sind:

- Zusammenziehen (Haushaltsgründung),
- Heirat,
- Geburt von Kindern,
- Erziehen von kleinen und großen Kindern,
- „Kinder-aus-dem-Haus-Phase“,
- Pflegebedürftigkeit der eigenen Eltern,
- Großelternschaft,
- Krankheit und
- Altern.

Dabei wird deutlich, dass die Reproduktion ein zentraler Strukturgeber der idealtypischen Entwicklungsstufen ist. Kennzeichnend für dieses Konzept ist, dass die Inhalte der einzelnen Entwicklungsstufen weniger als Bedürfnisse denn als biografische Selbstverständlichkeiten wahrgenommen und erzählt werden.

Ein weiteres Merkmal des Beziehungskonzeptes mit hoher Festlegung sind stark festgelegte Rollen der Beziehungspartner, die die Beziehungspartner entsprechend ihres Geschlechts auf Aufgaben und Verhaltensweisen festlegen. Zu der Kategorie Rollen ist noch zu sagen, dass es einen Zusammenhang zu der Kategorie Macht und Abhängigkeit gibt. Gerade die tradierten Geschlechterrollen implizieren ein Gefälle bezüglich zugeschriebener und empfundener Macht. Und es scheint auch einen Zusammenhang zwischen Rollen und Bedürfnissen zu geben, der sich derart beschreiben lässt, dass das Erfüllen von internalisierten Rollenerwartungen der Orientierung auf eigene Bedürfnisse und Bedürfnisse des Partners diametral gegenüber steht (vgl. die zitierte Kodennote zu Rollen, Abschnitt 15.1.3). Dieser Interpretation kann aber entgegengehalten werden, dass Bedürfnisse relativ sind und abhängen von der eigenen Bedeutungszuschreibung. Somit können Rollenerwartungen auch als eigenes Bedürfnis empfunden werden. Beiden erwähnten Zusammenhängen wird im Sinne der Fokussierung in der Ergebnisdarstellung nicht weiter nachgegangen.

15.2.2 Das alternative, freigesetzte Beziehungskonzept

Dem kulturell verankerten Beziehungskonzept stelle ich ein prototypisch offenes Beziehungskonzept gegenüber, welches ich in Analogie das *alternative, freigesetzte Konzept* nenne. Es zeichnet sich dadurch aus, stark auf die Gegenwart fokussiert zu sein, mit wenig Ausrichtung auf Ziele und Zukunftsperspektiven. Rollen werden innerhalb des alternativen, freigesetzten Beziehungskonzeptes stark hinterfragt, vor allem die Rollenaufteilung entlang der Kategorie Geschlecht. Rollen entstehen eher aus Habitualisierungen entlang anderer, einander ergänzender Persönlichkeitsmerkmale, wie zum Beispiel Rationalität und Emotionalität oder Aktivität und Passivität. Des Weiteren lässt es sich durch eine geringe, wenig festgelegte Exklusivität charakterisieren.

Bei diesem Konzept steht das Bedürfnis nach Freiheit im Vordergrund. Die Konzeptualisierung von Sicherheit ist nicht an Bindung gekoppelt. Das kulturell verankerte Beziehungskonzept wird nicht als erstrebenswert angesehen, aufgrund der erlebten, beobachteten oder attribuierten Einschränkung, die es auferlegt. Die Suche nach alternativen Beziehungskonzepten geht mit einer alternativen Lebenseinstellung, einer Offenheit für neue Erfahrungen und einer Risikobereitschaft sowie einer großen

Bereitschaft Emotionen zu spüren einher. Beide Beziehungskonzepte werden anhand eines Fallbeispiels veranschaulicht.

15.2.3 Fallbeispiel 1: Frau Silke Clement und Ehemann Das kulturell verankerte Beziehungskonzept

Frau Silke Clement und ihr Ehemann sind als Vertreter des kulturell verankerten Beziehungskonzeptes zu werten. Die Ehe wurde in sehr jungem Alter mit dem jeweils ersten Liebespartner geschlossen. Als Gründe für die Entscheidung für diesen Mann gibt Frau Clement an, dass er innerhalb ihrer Familie schon lange bekannt und wohlgekommen war, da die Eltern des Paares befreundet waren. Außerdem hatte er von Anfang an nicht nur Silke Clement, sondern die gesamte Familie durch konkrete Hilfeleistungen unterstützt. Es wird erkennbar, dass es einen direkten Anschluss an den Lebensentwurf und das Beziehungskonzept der Eltern gibt. Abgrenzung oder Kritik werden nicht erkennbar. Ebenso wenig zeigen sich Bestrebungen, die auf eine Gewichtung des Bedürfnisses nach Freiheit schließen lassen. So zog der Mann von Frau Clement nach nur kurzer Zeit der Beziehungsanbahnung zu Silke und ihrem Vater in das elterliche Haus. Die Ehe mit dem Mann aus dem nahen Umfeld der Familie scheint unhinterfragt die logische und folgerichtige Entscheidung zu sein. Das Einzige, was Frau Clement erwähnt, was nicht ganz ihrem Konzept und dem ihres Umfeldes entsprach, war der Altersunterschied von sechs Jahren. Auffallend ist, dass Frau Silke Clement verhältnismäßig wenig die Emotionalität dieser Entscheidung zur Ehe betont, sondern eher die praktischen Vorzüge ihres Mannes in den Vordergrund stellt.

(89) I: „Gab es bestimmte Momente für dich im Leben, an denen du festmachen konntest: Oh, das ist der Mann fürs Leben, das hält?“ SC: „Oh ja, die gab es eigentlich schon ziemlich schnell, nachdem wir uns kennen gelernt hatten, oder zusammen waren besser gesagt. Meine Mutter starb kurz danach, als wir zusammen waren und da habe ich eigentlich schon gemerkt, dass er halt sehr lieb zu mir war. Und hat mich abgelenkt von dem Ganzen. Hat mir schön zur Seite gestanden. Mein Vater war auch zu der Zeit schon sehr krank. Er hat uns immer geholfen. Ohne wenn und aber. Er hat nie was dafür verlangt. Er hat uns durch die Gegend gefahren, weil wir damals kein Auto hatten. Und da hab ich dann schon gemerkt: ‚Oh, dass könnte doch was für länger sein.‘“ [SC 40-55]

Das Bedürfnis nach Bindung scheint deutlich vorherrschend und mit dem Bedürfnis nach Sicherheit eng verbunden zu sein.

Auffallend ist des Weiteren, dass Frau Silke Clement die Geburt ihrer zwei Kinder nicht als einschneidende Ereignisse der Beziehungsgeschichte herausstellt. Ich interpretiere das dahingehend, dass diese ihr aufgrund ihrer Orientierung an festgelegten und auf Reproduktion ausgerichteten Beziehungszielen nicht in besonderem Maße als erwähnenswerte Ereignisse erscheinen. Als einschneidend empfand sie aber das erst kurz zurückliegende Ereignis, dass das jüngste Kind das Haus verließ (vgl. [SC 249-254]). Das lässt sich dahingehend interpretieren, dass für das Paar somit der wesentliche Beziehungsinhalt entfiel und die Herausforderung entstand, der Beziehung neue Inhalte zu verleihen. Übereinstimmend mit dieser Interpretation bemängelt Frau Silke Clement, dass die Beziehung in letzter Zeit etwas langweilig sei (vgl. [SC 136-137]).

Frau Clement schildert zwei Ereignisse aus den frühen Ehejahren, die zum einen auf enge Grenzen beziehungsweise eine hohe Exklusivität schließen lassen und die zum anderen davon zeugen, dass die Aushandlung von Grenzen nicht durch kom-

munikativen Austausch erfolgt, sondern durch Verhalten, indem das Paar in „grenzwertigen“ (grenzrelevanten) Situationen die individuellen Grenzen und damit die Gefährdung der Beziehung anzeigt.

(90) „Er war mal sehr eifersüchtig, weil ich abends mit einem Bekannten noch weg gegangen bin und er bei den Kindern geblieben ist. Und er meinte dann halt, dass da irgendwas gewesen wäre. Da war allerdings nichts. Und so nach ein paar Tagen, da merkte ich, er war komisch und er rückte aber auch nicht mit der Sprache raus, was nun war. Ich hatte dieses Ereignis schon längst vergessen. War für mich überhaupt kein Thema mehr. Ja und irgendwann hat er mir dann vorgeworfen, dass ich was mit diesem anderen Mann gehabt hätte. Erst hab ich ihn ausgelacht. Er fand es aber gar nicht lustig. Ich hab eine Weile gebraucht, um ihn davon zu überzeugen, dass wirklich nichts gewesen ist.“ [SC 307-318]

Nach diesen anfänglichen „Grenztestungen“ hat es nach Aussage von Frau Clement keine beziehungsbelastenden Ereignisse mehr gegeben.

(91) „Nein, Trennungsgedanken gab es eigentlich nie, weil nie irgendwas Schlimmes oder Gravierendes vorgefallen ist, um zu sagen ‚Nein, ich will nicht mehr‘. Gab es eigentlich nicht.“ [SC 300-303]

Alles lief sozusagen einem roten Faden folgend, den festgelegten Zielen beziehungsweise Entwicklungsstufen des kulturell verankerten Beziehungskonzeptes. Frau Silke Clement sagt, dass sie zuhause „die Hosen anhätte“ [SC 115-120]. Das klingt nach klassischer Rollenaufteilung, insofern als dass diese Inversion der Machtverhältnisse im häuslichen Bereich ein durchaus gängiges Bild des klassischen Verhältnisses zwischen Mann und Frau ist. Das Bild deutet darauf hin, dass es außerhalb dieser Domänen nicht so ist. Letztendlich gibt das Interview nicht ausreichend Information, um sich ein abschließendes Bild von der Rollenaufteilung und Rollengestaltung des Paares machen zu können.

15.2.4 Fallbeispiel 2: Frau Edith Kaller und Herr Eberhard Rief Das alternative, freigesetzte Beziehungskonzept

(92) „Immer diese Suche nach: ‚Wie wollen wir wohnen, wie wollen wir leben?‘“ [EK 560-562]

Charakteristisch für das Paar Edith Kaller und Eberhard Rief ist bereits der Beziehungsanfang. Hier kommt bereits das Motiv der Suche nach Alternativen deutlich zum Ausdruck. Sie lernen einander kennen, verlieben sich ineinander und sind sich einig darin, diese „wachsende Liebe“ [ER 112-113] in keine „feste Form packen zu wollen“ [EK 139-142], sondern zu „genießen, ohne Verpflichtungen einzugehen“ [EK 138-140]. Hier treffen sich zwei Menschen mit einem stark ausgeprägten Freiheitsbedürfnis und einem negativ besetzten Bild der herkömmlichen Beziehung, wie sie es von ihren Eltern beziehungsweise aus früheren Erfahrungen kennen. Auf meine Nachfrage nach Abschluss des narrativen Interviewteils, wie sich jeweils der Wunsch, keine exklusive Beziehung leben zu wollen, entwickelt hat [JZ 963-984], antwortet Edith Kaller:

(93) „Also bei mir war’s irgendwie so, ich hatte halt einen Freund von 15 bis 19. Ganz fest und auch ganz christlich alles und so. (...) Und eigentlich war auch klar, dass ich den heirate. Und das ist dann aber Gott sei Dank, hab ich dann echt mit 19 da noch die Biege gemacht. Und es ist auseinander gegangen. Danach hab ich angefangen zu leben. Und da waren lauter nette Männer und Frauen, und so. Und da hab ich

irgendwie gedacht: ‚Das geht doch gar nicht, da mit einem für immer. Was ist denn das für'n Blödsinn?‘ Und hatte dann (...) immer mehrere, na ja, das waren keine Beziehungen, aber Liebhaber halt. Und da in der Zeit ist das so als Vision entstanden. Oder dass ich mir das nicht vorstellen kann. Wirklich, dass ich mich abschneide vom Leben, wenn ich das verfolgen will.“ [EK 993-1031]

Eberhard Rief antwortet auf die gleiche Frage:

(94) „Was mir dazu einfällt ist, dass es für mich eher auch so ein Negativbeispiel gibt. Also dass ich quasi so nicht sein wollte. Eben nur in einer exklusiven Zweierbeziehung. Ich kannte das von meinen Eltern, dass die mit aller Gewalt das gelebt haben. Halt zu zweit. Und was anderes kam einfach nicht in Frage. Ich hab mitgekriegt, wie sich mal meine Mutter, mal mein Vater auch, also ich weiß nicht ob verliebt, das würden sie ja heute auch nicht zugeben. (...) Es war zumindest spürbar, so für uns Kinder, dass es auch mal die Eltern wohin zieht, aber das war immer so eine verbotene Sache. Und ich nehme mal an, dass das so n bisschen der Ursprung war von dem Ganzen. Also, ich mir gesagt hab: ‚Nein, so will ich's nicht.‘ Aber ohne, dass ich ein anderes Konzept jetzt hatte. Da war einfach die Idee dann draus geworden, nicht so zu sein oder nicht so zu werden oder nicht so zu leben. Dann nur mit aller Gewalt mit einer Person.“ [ER 1040-1075]

Nicht nur auf der Ebene von sexueller Ausschließlichkeit ist bei beiden Beziehungspartnern ein starker Wunsch erkennbar, es „anders“ beziehungsweise „besser“ machen zu wollen, ohne klare Konzepte davon zu haben, wie die Verwirklichung dieses Ideals umsetzbar sei. Die Reflexion von Erfahrungen führte zu dem Wunsch, Alternativen zu entwickeln, die für beide einen hoch moralisch besetzten Wert verkörpern. So beschreiben sie auch ihre Beziehungsgeschichte als die Geschichte einer Suche nach einer Lebensform, die ihrem Ideal nach Freiheit und Unabhängigkeit bei gleichzeitiger Verbundenheit und Bezogenheit, nach Ausgewogenheit und Gerechtigkeit in der Verteilung von Aufgaben jenseits tradierter Geschlechterrollen entspricht. Diese Ideen und Ideale werden gespeist aus einem starken Bedürfnis nach Freiheit und Unabhängigkeit sowie von einem stark ausgeprägten moralischen Empfinden. Die Auseinandersetzung und Reflexion geschlechtsspezifischer Rollen bezeichnet das Paar Edith Kaller und Eberhard Rief als „Schlüsselthema“ [ER 487], welches seit sie sich kennen Wichtigkeit besitzt und Reibungspunkt ist (vgl. [ER 484-489]). Ihr Anliegen ist es, die an das Geschlecht gebundenen rollenspezifischen Festschreibungen von Aufgaben zu überwinden, um einander gleichberechtigt und gleichwertig begegnen zu können (vgl. [ER 1292-1293]). Dass dies ein Aspekt ist, welcher nach wie vor konfliktrichtig ist (und damit die Harmonie und Stabilität der Beziehung potentiell gefährdet), belegt das folgende Zitat:

(95) EK: „Also, dass ich mich halt total nerve, wenn ich zum zehnten Mal einkaufen gehe. Oder zum zehnten Mal staubsauge.“ ER: „Und trotzdem von mir erwartest, dass ich das Auto repariere.“ EK: „Genau. (alle drei lachen) Das stimmt.“ ER: „Ja, und das sind halt immer die Reibungspunkte. Und eigentlich ist da immer wieder der Versuch, das irgendwie zu klären.“ [EK & ER 1506-1525].

In Kapitel 18.2 wird das paradigmatische Modell auf beide Beziehungskonzepte mit ihren zentralen Aspekten angewendet.

Das folgende Kapitel wendet sich dem Beziehungshandeln zu und stellt dar, inwieweit es von den beschriebenen konzeptuellen Aspekten beeinflusst wird.

16. Beziehungshandeln – der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen

Das erste Kapitel *Beziehung als Raum mit Möglichkeiten und Grenzen* ist die metaphorische Betrachtung des Gegenstandes. Die Bedürfnisse in Kapitel 14 werden als Voraussetzung zur Entwicklung von Beziehungskonzepten gewertet, welche den Inhalt des folgenden, 15. Kapitels bilden. Beziehungskonzepte sind die Vorstellungen, die Menschen von Beziehungen haben. Wie beeinflussen diese Konzepte das Handeln in Paarbeziehungen? Konkrete und praktische Handlungen oder auch Umgangsweisen stehen nun im 16. Kapitel im Fokus des Interesses. Eine Vielzahl von Handlungen in Paarbeziehungen ist vorstellbar. Dazu gehören alle alltäglichen Handlungen des Paares, wie zum Beispiel ihr Austausch von Zärtlichkeiten oder ihre Organisation des Haushaltes. Auch das Unterlassen von Handlungen zähle ich zu diesem Bereich. Dazu gehören Handlungen wie passiv sein oder „etwas mit sich machen lassen“. Der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen, also mit individuellen Bedürfnissen, die innerhalb des Beziehungsraumes (zunächst) keine Erfüllung finden⁴⁰, ist ein Teilbereich des Beziehungshandelns. Es ist der Bereich, auf den ich mich aufgrund der vorliegenden Fragestellung im Rahmen dieser Arbeit konzentriere. Mich interessiert also, wie meine InterviewpartnerInnen mit Bedürfnissen, die im Rahmen ihrer Beziehung nicht erfüllt werden können, sei es aufgrund von konzeptuellen Grenzen oder persönlichkeitsbedingten Grenzen (vgl. Kapitel 13.1), umgehen. Zuvor wird noch auf die Frage eingegangen, wie genau Grenzen Bedürfnisse an ihrer Erfüllung hindern können. Es werden für diesen Prozess einige Charakteristika herausgearbeitet. Daraufhin werde ich mich drei im Material gefundenen Positionen zuwenden, wie mit begrenzten Bedürfnissen umgegangen werden kann. Ich nenne sie Vereinbarung (aller Bedürfnisse), Akzeptanz und Nichtakzeptanz (der Begrenzung). Alle drei Positionen werden ausführlicher dargestellt.

16.1 Der Prozess der Bedürfnisbegrenzung

1. Grenzen sind die Bedürfnisse des Partners (auf der praktischen Ebene)
2. Sie betreffen *sowohl* an den Partner adressierte Bedürfnisse *als auch* andere Bedürfnisse.
3. Bedürfnisse lösen Emotionen aus:
 - erfüllt → Zufriedenheit
 - akut unerfüllt → intensive / akute Unzufriedenheit (seelischen Schmerz)
 - latent unerfüllt → latente Unzufriedenheit
4. Es besteht zwischen den Partnern emotionale Abhängigkeit.
5. Vereinbarung aller Bedürfnisse, Akzeptanz der Begrenzung (Verzicht auf Erfüllung) und Nicht-Akzeptanz der Begrenzung (Erfüllung des Bedürfnisses) sowie Kompromiss (Lösungsorientierung) können angestrebte Ziele im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen sein.

Abbildung 28: Der Prozess der Bedürfnisbegrenzung.

Individuelle Bedürfnisse können innerhalb einer Beziehung auf Grenzen stoßen. Bei genauerer Betrachtung stellt sich die Begrenztheit von mehr oder weniger dringlichen, individuellen Bedürfnissen innerhalb einer Paarbeziehung für den einzelnen Beziehungspartner häufig so dar, dass sie sich auf den jeweils anderen Partner zu-

⁴⁰ Genau genommen, ist es nicht das Bedürfnis, welches als begrenzt zu bezeichnen ist, sondern vielmehr die Möglichkeit seiner Erfüllung. Die getätigte Begriffswahl des begrenzten Bedürfnisses verkürzt folglich etwas den Tatbestand. Ihr wurde aus Gründen der Prägnanz der Vorzug gegeben. Darunter zu verstehen ist, wie bereits erwähnt, die Begrenzung der Erfüllbarkeit eines Bedürfnisses.

rückführen lässt. Es sind dessen beziehungsweise deren Wünsche, Bedürfnisse, aber auch Persönlichkeitszüge, die die Erfüllung bestimmter Bedürfnisse zu verunmöglichen scheinen. Das kann bei einem Bedürfnis der Fall sein, welches sich direkt an den Partner adressiert, wie zum Beispiel im Fall von Frau Brigitte Liebig, die gern mit ihrem Partner in den Urlaub fahren würde (Zitat 96). Dieser Wunsch wird ihr nicht erfüllt, weil es ihrem Partner, wie sie attribuiert, ein Anliegen zu sein scheint, sich auf seiner Arbeitsstelle als flexibel darzustellen. Deswegen, so vermutet Frau Liebig, beantragt er nicht rechtzeitig Urlaub, beziehungsweise lässt Kollegen den Vortritt:

(96) „Ich sage zum Beispiel: ‚Ich möchte gerne mit dir in den Sommerferien wegfahren, weil ich in den Sommerferien Zeit habe. Da kann ich mir Urlaub nehmen. Da muss ich weniger arbeiten.‘ Und: ‚Ja, okay.‘ Er nimmt das zur Kenntnis. Und dann sage ich: ‚Ja, kümmere dich mal drum, dass du dann auch Urlaub hast.‘ ‚Ja, das kann ich aber jetzt noch nicht sagen, weil das ist ja davon abhängig, ob mein Chef da zustimmt und was meine Kollegen wollen.‘ sagt er dann. Also kann er da langfristig keine Zusage machen. Während ich langfristig sagen kann: ‚Ich weiß ja, wann ich Sommerferien habe.‘ Und dann zieht sich das oft hin, bis ganz kurz vor Juli, August. Und dann frage ich: ‚Ja, wie ist denn das jetzt mit deinem Urlaub?‘ ‚Ja, Doris [Name geändert] habe ich noch nicht gefragt. Die würde ja auch vorgehen, weil die hat ja Schulkinder und die darf dann auch nur in der Schulzeit nehmen.‘ Und er, weil er ja kinderlos ist, er müsse dann erstmal auf alle Kollegen Rücksicht nehmen, die Kinder haben. Und dann müsse er auch noch mal sehen, wie das überhaupt (lacht). Dann kommen immer ganz viele scheinbar organisatorische Komplikationen dazu, die ich persönlich nicht nachvollziehen kann, weil ich denke, wenn er seinem Arbeitgeber sagen würde: ‚Ich möchte im Juli eine Woche Urlaub nehmen.‘ Und das schon ein Jahr vorher ankündigt, glaube ich, dass der Arbeitgeber ihm das zugestehen würde und dass die Kollegen das auch variieren könnten. Und ich glaube aber, das ist aber jetzt meine Vermutung, dass er das so nicht tut. Er geht nicht zu seinem Arbeitgeber und sagt: ‚Ich möchte dann und dann Urlaub haben, weil ich mit meiner Freundin wegfahren will.‘ Er stellt sich da eher so als ungebunden hin und wenn's dann günstig ist, das Wetter schön ist, dann macht er das kurzfristig fest mit Urlaub. Und wenn das dann nicht hinhaut, dann sagt er mir: ‚Ach, na ja, ich musste da Rücksicht nehmen, auf die anderen. Und deswegen hat das jetzt leider nicht geklappt.‘ Und dann habe ich meinen Urlaub schon genommen und dann stehe ich alleine da und dann muss er arbeiten. Und dann nimmt er sich vielleicht drei Wochen später Urlaub. Plötzlich hat er dann Urlaub und dann muss ich aber arbeiten.“ [BL 430-479]

Auch ein Bedürfnis, welches sich nicht direkt an den Partner richtet, kann indirekt durch ihn begrenzt werden. Frau Dorothea Eichstedt erzählt von ihrem Bedürfnis, mit anderen Männern „Romanzen“ [DE 569-574] leben zu wollen. Die starke emotionale Reaktion ihres Partners auf eine solche „außerhäusige Vergnügung“ [DE 561] zu Beginn der gemeinsamen Beziehung hat sie zutiefst erschreckt. Schuldempfinden und Verlustängste veranlassten sie dazu, dieses Bedürfnis zurückzustellen, ohne damit zufrieden zu sein (vgl. [DE 599-610], Zitat 98). Aus der Perspektive ihres Partners Daniel Gelbrich ließe sich das gleiche Beispiel so begreifen, dass durch das Ereignis „Dorothea vergnügt sich mit einem anderen Mann“ sein Bedürfnis nach Sicherheit massiv begrenzt wird. Festzuhalten ist: Nicht nur an den Partner adressierte Bedürfnisse können begrenzt werden. Das liegt an der mitunter sehr starken emotionalen Reaktion, zu denen nicht erfüllte beziehungsweise begrenzte Bedürfnisse führen können. Damit ist eine weitere Charakteristik des Prozesses der Bedürfnisbegrenzung angesprochen: Bedürfnisse sind in der Lage, Emotionen auszulösen. Für

mein Sample gilt: Ist ein Bedürfnis befriedigt, führt das zu Zufriedenheit (Zitat 97). Wird ein Bedürfnis akut missachtet, führt das zu emotionalen Reaktionen, wie akutem, intensivem Schmerz (Zitat 98). Wird ein Bedürfnis auf Dauer missachtet, führt das zu latenter Unzufriedenheit (Zitat 99).

(97) „Und dann haben wir geheiratet. Dann haben wir auch hier gewohnt und (...) das war eine unheimlich tolle Zeit. So, mit dem Baby und so, das hab ich total genossen.“ [HeikeN 168-172]

(98) (DG fragt DE:) „Mich würde mal interessieren, was nimmst du überhaupt wahr? Was erschüttert dich? Also wie erlebst du mich? Das finde ich mal interessant. Beschreibe mal, wie ich da reagiere, in diesen Momenten.“ (...) DE: „Du sitzt im Zimmer. Du sitzt auf dem Stuhl. Du zitterst. Du zitterst richtig am ganzen Körper. Wenn du sprichst, zittert deine Stimme. Du hast Tränen in den Augen oder du weinst auch. Und bist richtig am Ende und verzweifelt. Du weißt absolut nicht weiter! Und normalerweise, wenn du im Alltag irgendwie nicht weiter weißt, dann kommst du zu mir und fragst mich und dann sag ich: ‚okay, so und so würde ich’s machen.‘ Dann überlegst du oder so, ja? Da ergänzen wir uns. In dem Moment kann ich dir aber nicht helfen. Also unser Gefüge funktioniert nicht mehr. Im Gegenteil: Ich bin diejenige, die das Gefüge dann auch noch irgendwie rausgerissen hat. (...) Irgend so ein Philosoph hat doch gesagt: Zwei Menschen, die zusammen passen, sind wie zwei Halbkugeln und wenn sie sich treffen, sind sie eine ganze Kugel. Dann geht’s erst ins Rollen. (...) Und ich verhindere das Rollen unserer Kugel in dem Moment.“ [DG & DE 2696-2743]

(99) „Aber ich denke halt zum Beispiel ganz oft, wenn wir unsere Ausbrüche leben würden, sozusagen, dann würde auch ein Kind kommen. Ich glaube, dass diese Bremse, die so allgemein so ein bisschen drin ist, auch die Bremse ist, ein Kind zu kriegen. Wobei natürlich mindestens 70 % bei mir anatomisch auch verwurzelt ist. Also das ist ganz klar. Das ist ja festgestellt. Aber ich glaube, dass es auch wirklich an diesem Gebremsten liegt.“ [DE 3363-3373]

Im Zitat 97 werden meines Erachtens mehrere erfüllte Bedürfnisse angesprochen. Die Tatsache, dass Frau Heike Nölting diese Lebensphase sehr genossen hat, lässt sich auf erfüllte Bedürfnisse, wie denen nach Bindung, Geborgenheit, Reproduktion etc. zurückführen. Im Zitat 98 geht es um Herrn Daniel Gelbrichs Reaktion auf das Ereignis, dass seine Partnerin Frau Dorothea Eichstedt mit einem anderen Mann eine erotische Begegnung hatte. Hier wurden meiner Interpretation zufolge akut Bedürfnisse verletzt, wie das Bedürfnis nach Sicherheit. Es geht um ein konkretes, klar zu datierendes Ereignis. Die emotionale Reaktion darauf ist sehr intensiv. Das dritte Beispiel, Zitat 99, betrachte ich als Beleg für eine latente Unzufriedenheit mit Bedürfnissen, die auf Dauer nicht erfüllt sind. Frau Dorothea Eichstedt attribuiert auf ihr unerfülltes Bedürfnis nach anderen sexuellen Kontakten negative Konsequenzen von beträchtlicher subjektiver Bedeutung: ihre Gewichtszunahme (vgl. Zitat 64), aber vor allem die unerwünschte Kinderlosigkeit.

Die emotionale Reaktion des einen Partners kann für den anderen Partner ein Ereignis mit Relevanz für die eigenen Bedürfnisse darstellen. Das geht meines Erachtens besonders deutlich aus Zitat 98 hervor, wenn Frau Dorothea Eichstedt sagt, dass sie diejenige sei, die „das Gefüge rausgerissen“ habe. Sie wird im weiteren Verlauf des Interviews noch deutlicher, indem sie sagt, dass seine Reaktion in ihr die Angst auslöst, ihn zu verlieren und dass sie sich aus diesem Grund dieses Bedürfnis versagt (vgl. [DE 2767-2776]). Das hier beschriebene Phänomen nenne ich die emotionale Abhängigkeit der beiden Partner. Das Handeln des einen Partners hat eine Relevanz für den anderen Partner, selbst dann, wenn die Handlung nicht direkt auf ihn ausge-

richtet ist. Auch das Wissen um eine Handlung kann starke Emotionen hervorrufen, welche möglicherweise ihrerseits wieder zu Handlungen motivieren (wie zum Beispiel die Beziehung zu verlassen), was wiederum Folgen sind, die der zuerst Handelnde nicht beabsichtigt hat, und so weiter. Jede Handlung des Partners könnte theoretisch auf die Frage hin analysiert werden, ob sie den eigenen Bedürfnissen zuträglich oder abträglich ist. Auf diese emotionale Abhängigkeit ist die Begrenztheit der Bedürfniserfüllung des Möglichkeitsraumes Beziehung zurückzuführen. Emotionale Abhängigkeit kann von beiden Partnern ungleich stark empfunden werden und ist dann im Zusammenhang mit Macht zu betrachten⁴¹. Es sind also drei Charakteristika, die ich in Bezug auf den Prozess der Begrenzung der Bedürfnisse herausgearbeitet habe:

1. Sowohl an den Partner adressierte als auch an dritte oder unabhängige Instanzen adressierte Bedürfnisse (vgl. Kapitel 14.3) können durch die Beziehung begrenzt sein.
2. Bedürfnisse können Handlungen hervorrufen. Diese Handlungen können beim Partner emotionale Reaktionen auslösen und Bedürfnisse begrenzen.
3. Die Beziehungspartner sind emotional abhängig voneinander. Das Handeln des einen Partners besitzt eine Relevanz für die Bedürfnisse des anderen Partners.

16.2 Der Prozess des Umgangs mit begrenzten Bedürfnissen

Es hat sich in meinem Datenmaterial gezeigt, dass der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen von einer Vielzahl von Faktoren abhängig ist und daher nicht einfach zu beschreiben ist. Ich möchte zunächst mit Hilfe einer Prozessabbildung beschreiben, nach welchen Faktoren der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen zu differenzieren ist beziehungsweise welche Stationen ein solcher Prozess durchläuft. Ich möchte dann aufzeigen, welche Umgehensweisen mit begrenzten Bedürfnissen es in meinem Datenmaterial gibt und wie diese mit Grenzen/Möglichkeiten und Beziehungskonzepten in Verbindung zu bringen sind.

Die Umgehensweisen lassen sich anhand der Ziele unterscheiden, auf die sie ausgerichtet sind. Ich unterscheide entlang der Ziele vier Positionen, wie mit begrenzten Bedürfnissen umgegangen wird. Diese korrespondieren mit den konzeptuell gesetzten weiten oder engen Grenzen. Die erste Position nenne ich die *Vereinbarung aller Bedürfnisse*, die zweite und dritte heißen *Akzeptanz beziehungsweise Nicht-Akzeptanz der Begrenzung*, die vierte *Kompromiss* (beziehungsweise *Lösungsorientierung*) (vgl. Abschnitt 16.2.1). Des Weiteren interessiert mich ein Blick auf die begleitende Emotionalität der Umgehensweisen (vgl. Abschnitt 16.2.3). Die Konsequenzen aller Umgehensweisen werden bezogen auf die Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität in Kapitel 17 behandelt.

Der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen lässt sich nicht als *ein* Umgang mit begrenzten Bedürfnissen beschreiben. Es soll in diesem Abschnitt dargestellt werden, welche Ausdifferenzierungen ich in meinem Datenmaterial gefunden habe - mit anderen Worten, von welchen Faktoren der Prozess des Umgangs mit begrenzten Bedürfnissen abhängt. Zur Veranschaulichung werde ich diesen Prozess anhand der Abbildung 29 beschreiben.

⁴¹ Es gibt in meinem Datensatz umfangreiches Material zu Macht und deren Zusammenhang mit Rollen und eben auch emotionaler Abhängigkeit. Macht ist gerade auch in Bezug auf die Frage, wie mit begrenzten Bedürfnissen umgegangen wird, kein unbedeutendes Thema. Aus Gründen der Fokussierung wird es aber von mir in dieser Arbeit nicht vertieft.

Wie in der Abbildung 29 dargestellt, ist es zunächst von Bedeutung, ob ein eigenes Bedürfnis auf Grenzen trifft oder ob es sich um ein Bedürfnis des Partners/der Partnerin handelt. Ist es ein Bedürfnis der eigenen Person, welches auf Grenzen der Erfüllung stößt, so kann es darum gehen, das Bedürfnis durchzusetzen oder zurückzustellen. Handelt es sich um ein Bedürfnis des Partners/der Partnerin, so sind in Frage kommende Strategien zum Beispiel Entgegenkommen oder Blockieren. Zwar sagt beispielsweise Frau Sandra Briegel, dass ihr die Bedürfnisse ihres Partners genauso wichtig sind wie ihre eigenen (vgl. [SB 75-85]), und ich habe in der Tat keinen Fall in meinem Sample, der angibt, die Bedürfnisse seines Partners/seiner Partnerin seien nicht so wichtig wie die eigenen⁴². Dennoch sind es zwei verschiedene Ausgangssituationen, die unterschiedliche Prozesse in Gang setzen. Aus Gründen der Übersichtlichkeit verfolge ich in der Darstellung nur die Option des eigenen Bedürfnisses weiter. Die nächste Frage von Bedeutung ist, wem die Erfüllung des Bedürfnisses zugeschrieben wird. In Kapitel 14 über Bedürfnisse habe ich dafür drei mögliche Adressaten beschrieben. Das Bedürfnis kann sich an die eigene Person adressieren oder an den Partner/die Partnerin oder an eine dritte Person oder Instanz⁴³. Wendet sich das Bedürfnis direkt an den Partner/die Partnerin, wie zum Beispiel der Wunsch, der Partner möge sich die Haare abschneiden (vgl. [CG & CS 945-967]), so ist der Partner/die Partnerin unmittelbar betroffen und hat gleichzeitig mehr Möglichkeiten der Einflussnahme. Aber auch ein Bedürfnis, dessen Erfüllung dritten Personen oder einer Instanz zugeschrieben wird, wie zum Beispiel Frau Dorothea Eichstedts Bedürfnis nach Beziehungen zu anderen Männern (vgl. z. B. [DE 558-563]), kann eine hohe Relevanz für den Partner/die Partnerin und die Beziehung besitzen.

Im Falle der Abbildung handelt es sich um ein Bedürfnis, welches direkt an den Partner/die Partnerin gerichtet ist. Nun ist es von Bedeutung, da es sich ja um ein Bedürfnis handelt, welches auf eine Grenze stößt, wie wichtig der betroffenen Person ihr Bedürfnis ist. In einem bewussten oder unbewussten Bewertungsschritt kommt die Person entweder zu dem Ergebnis, dass es sich um kein besonders wichtiges Bedürfnis handelt. Die Akzeptanz der Begrenzung fällt in dem Fall nicht schwer und die agierende Person wird die Entscheidung der Akzeptanz als freiwillig erleben. Die emotionale Reaktion auf das nicht erfüllte Bedürfnis fällt demgemäß nicht sehr intensiv aus und die Bewältigung dieser Emotionen erfordert keinen großen Aufwand. Ein Beispiel dafür ist Frau Gabriele August Kochs Wunsch zuhause zu bleiben, während ihr Mann sie darum bittet, ihn auf eine Geburtstagsfeier zu begleiten. Frau August Koch sagt, sie hat es ihm zuliebe gemacht, aber auch aus dem Grund, weil ihr Wunsch zuhause zu bleiben nicht besonders stark ausgeprägt war (beziehungsweise weil sie seine Einschätzung teilte, dass es nur der Überwindung der Müdigkeit bedürfte und sie die Geburtstagsfeier dann auch als ihr Bedürfnis erleben könnte) (vgl. [GAK 450-454]).

Kommt die bedürfnistragende Person aber zu der Bewertung, dass es sich um ein sehr wichtiges Bedürfnis handelt, welches begrenzt wird, ist der nächste Schritt, zu einer Einschätzung zu gelangen, ob es Mittel und Wege (beziehungsweise Handlung-

⁴² Hier könnte auch der Aspekt der sozialen Erwünschtheit hineinspielen.

⁴³ In Kapitel 14 sind die drei Differenzierungen: die eigene Person, andere Personen oder eine abstrakte Instanz. Die Positionen werden hier leicht variiert. Mit ‚andere Person‘ wird hier explizit nur der/die BeziehungspartnerIn gemeint. Weitere Personen werden mit zur dritten Differenzierung gerechnet, da hier bedeutungsvoller erscheint, ob das Bedürfnis quasi innerhalb oder außerhalb der Beziehung befriedigt werden soll.

gen oder Umgehensweisen) gibt, die doch zu einer Erfüllung des Bedürfnisses führen könnten.

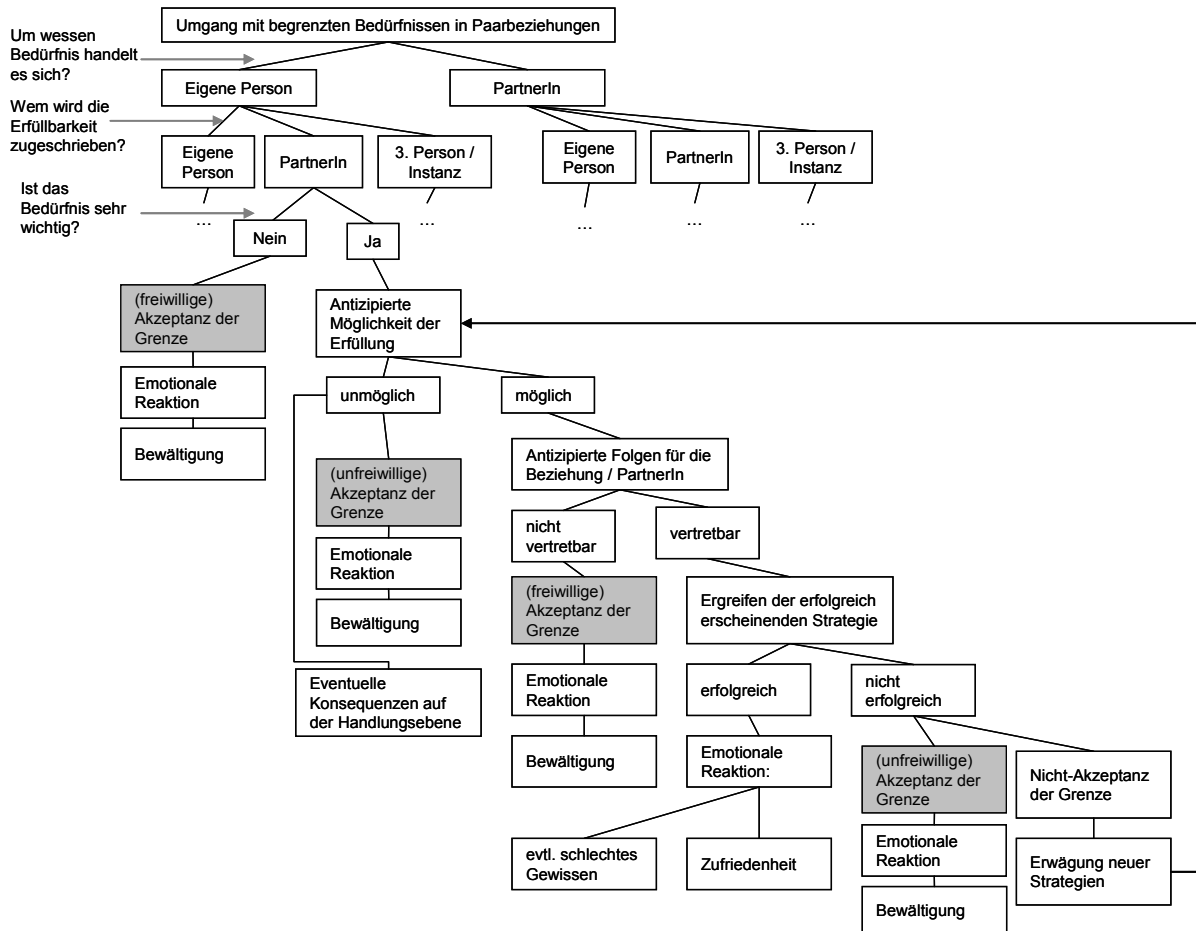


Abbildung 29: Der Prozess des Umgangs mit einem eigenen begrenzten Bedürfnis, dessen Erfüllbarkeit dem/der PartnerIn zugeschrieben wird.

Sieht die Person keine Möglichkeiten der Bedürfniserfüllung, so ist sie entweder gezwungen die Begrenzung zu akzeptieren (unfreiwillige Akzeptanz) oder sie akzeptiert die Begrenzung nicht.

Im ersteren Fall fallen die emotionalen Reaktionen dementsprechend stärker aus. Die Person ist unzufrieden. Welche Gefühle sie genau empfindet, hängt entscheidend davon ab, worin sie die Gründe der Verunmöglichung ihres Bedürfnisses sieht. Das bestimmt ebenso die erforderlichen Bewältigungsmechanismen. Frau Dorothea Eichstedt ist unzufrieden, weil sie ihr Bedürfnis nach anderen sexuellen Beziehungen nicht ausleben kann. Sie ist aber zum Beispiel nicht wütend, weil sie ihrem Partner nicht unterstellt, ihr das absichtlich zu verunmöglichen (vgl. [DE 599-610], Zitat 64 und Zitat 99). Bei Frau Brigitte Liebig schwingt auch Ärger mit, wenn ihr Partner nicht rechtzeitig Urlaub beantragt und somit den gemeinsamen Urlaub verunmöglicht. Frau Liebig kann die Gründe für sein Verhalten nicht richtig nachvollziehen. Sie vermutet dahinter Beweggründe ihres Partners, wie sich flexibel und ungebunden gegenüber dem Arbeitgeber zu präsentieren, die sie nicht akzeptabel findet (vgl. [BL 430-479], Zitat 96). Die Person kann an dieser Stelle aber auch Konsequenzen auf der Handlungsebene ziehen, beispielsweise die Beziehung beenden. Frau Sandra Briegel beschreibt als Trennungsgrund ihrer vorangegangenen Beziehung, dass ihre Bedürfnisse nicht erfüllt wurden, sie sich deshalb nicht verwirklichen konnte und nicht erfüllt war (vgl. [SB 56-63]). Andererseits gibt es eine Vielzahl von Gründen, die eine Per-

son davon abhalten können, die Beziehung zu beenden, auch wenn sehr wichtige Bedürfnisse in ihr keine Erfüllung finden. Frau Frieda Küstner gibt dafür zum Beispiel die Kinder und Enkelkinder sowie den gemeinsamen Besitz an (vgl. [FK 1096-1101]). Frau Dorothea Eichstedt sagt scherzend zu ihrem Partner, dass sie inzwischen weiß, dass er zu träge ist, um sie zu verlassen (vgl. [DE 2779-2781]), was ich dahingehend interpretiere, dass gemeinsam gelebte Jahre und gemeinsame Vergangenheit einen verbindenden Wert an sich darstellen. Die Einschätzung der Möglichkeit der Bedürfniserfüllung im Rahmen der bestehenden Beziehungen erfolgt also immer in Relation zu dem Wert, der der Beziehung vom Individuum beigemessen wird.

Zurück zum beschriebenen Prozess: Im letzteren Fall, das heißt wenn die bedürfnis-tragende Person zu dem Schluss gelangt, dass eine Möglichkeit besteht, das begrenzte Bedürfnis erfüllt zu bekommen, gilt es, die Folgen zu antizipieren, die diese Durchsetzung oder Erfüllung des Bedürfnisses für die betroffene Person, aber auch für den Partner/die Partnerin und für die Beziehung haben könnte. Schätzt sie die Folgen als nicht vertretbar ein, gelangt sie an dieser Stelle zu einer als freiwillig empfundenen (weil das Gefühl der Wahlmöglichkeit besteht beziehungsweise weil das Empfinden für den Wert der Beziehung aktiviert ist) oder notgedrungenen Akzeptanz der Grenze. Frau Dorothea Eichstedt entscheidet sich freiwillig, wenn auch gepaart mit Unzufriedenheit, gegen das Ausleben ihres Bedürfnisses nach Beziehungen zu anderen Männern, da sie die mögliche Folge des Beziehungsendes nicht riskieren möchte (vgl. [DE 2767-2768]). Frau Ingrid Zielke schreibt in ihrer ablehnenden Antwort auf meine Interviewanfrage, dass ihr Mann aus dem Ereignis „Fremdgehen“ gelernt hat und die Beziehung sowie ihr Leben nie wieder so aufs Spiel setzen würde (vgl. [IZ 17-21], Zitat 83). Beides werde ich als Beispiele dafür, dass die antizipierten Folgen eines (erneut) durchgesetzten Bedürfnisses (die eben auch auf Erfahrung beruhen können) von der agierenden Person als nicht vertretbar für den Fortbestand der Beziehung eingeschätzt wurden. Ist die andere Option der Fall, das heißt die Folgen werden als vertretbar eingeschätzt, dann gilt es, die erfolgsversprechende Handlung zu ergreifen, um das begrenzte Bedürfnis zu erfüllen.

Die Handlungen (oder das Unterlassen von Handlungen) nenne ich die Strategien. Sie sind die Umgehensweisen im eigentlichen Sinne. Die Strategie kann nun entweder erfolgreich oder erfolglos sein, je nachdem, ob das erwünschte Ziel, die Erfüllung des begrenzten Bedürfnisses, erreicht wurde oder nicht. Wurde es nicht erreicht, so steht die handelnde Person vor den Möglichkeiten, entweder an dieser Stelle den Aspekt der Begrenzung zu akzeptieren und dementsprechend die emotionale Reaktion zu bewältigen. Ein Beispiel hierfür ist Frau Brigitte Liebig, die beschreibt, dass sie schon alles versucht hat, um mit ihrem Partner eine Kommunikation über Bedürfnisse zu etablieren, hinter der er nicht Vorwürfe vermutet, aber mit diesem Bestreben erfolglos blieb (vgl. [BL 675-693, 819-824]). Die andere Möglichkeit besteht darin, sich nicht abzufinden und die Grenze nicht zu akzeptieren, sondern neue Strategien zur Erfüllung des Bedürfnisses zu erwägen und damit erneut in den Prozess der angestrebten Bedürfniserfüllung einzusteigen. Ein Beispiel dafür verkörpert Herr Harald Nölting, der die Haltung vertritt, dass es für jedes Problem eine Lösung gibt und die Lösungssuche als einen Handel beschreibt. Gewinnt Herr Nölting jedoch den Eindruck, an eine „echte“ Grenze gestoßen zu sein, wird diese von ihm auch akzeptiert. Nur müssen vorher eben alle Optionen ausgelotet werden (vgl. [HaraldN 750-756, 764-766, 1152-1153, 1269-1272]). Ein unerfülltes Bedürfnis zu haben, welches als so wichtig eingeschätzt wird, dass sich aktiv für seine Erfüllung eingesetzt wird, und dann wiederholt mit den Versuchen der Erfüllung erfolglos zu bleiben, kann bei den betroffenen Personen zu Resignation führen (vgl. [FK 544-545]).

Die andere Möglichkeit, die Strategie führt zu Erfolg und das Bedürfnis ist nun (zumindest vorläufig) erfüllt, wird als emotionale Reaktion (zumindest kurzfristig) Zufriedenheit hervorrufen. Gleichzeitig ist das Empfinden von Schuldgefühlen möglich, wenn die Einschätzung besteht, dass die Bedürfnisbefriedigung auf Kosten der Bedürfnisbefriedigung des Partners/der Partnerin verlief. Beispielsweise berichtet Frau Cornelia Günther von Schuldgefühlen, wenn sie Verabredungen mit ihrem Partner absagt, weil andere Termine dazwischen gekommen sind. Sie sagt, ihr Zeitplan sei der Strukturgeber der Beziehung und gleichzeitig bereite ihr das manchmal ein schlechtes Gewissen (vgl. [CG 349-368]).⁴⁴

16.2.1 Ziele im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen

Nach der Darlegung möglicher Optionen im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen möchte ich vier Typen oder Grundmuster im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen vorstellen, wie ich sie im Datenmaterial herausgearbeitet habe. Sie unterscheiden sich anhand der Ziele, auf die der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen ausgerichtet ist: die Vereinbarung (aller Bedürfnisse), die Akzeptanz (der Begrenzung), die Nicht-Akzeptanz (der Begrenzung) sowie der Kompromiss (die Lösungsorientierung).

Vereinbarung (aller Bedürfnisse)

In dieser Position findet von vornherein, das heißt schon durch das Beziehungskonzept angelegt, keine Akzeptanz der Begrenzung der individuellen Bedürfnisse statt. Es wird bereits durch konzeptuell weite Grenzen danach getrachtet, sämtliche Bedürfnisse, insbesondere das Bedürfnis nach Freiheit *und* das Bedürfnis nach Bindung, zu vereinbaren. Unter welchen Prämissen dies gelingt, ist im Folgenden beschrieben und in der Abbildung 30 veranschaulicht.

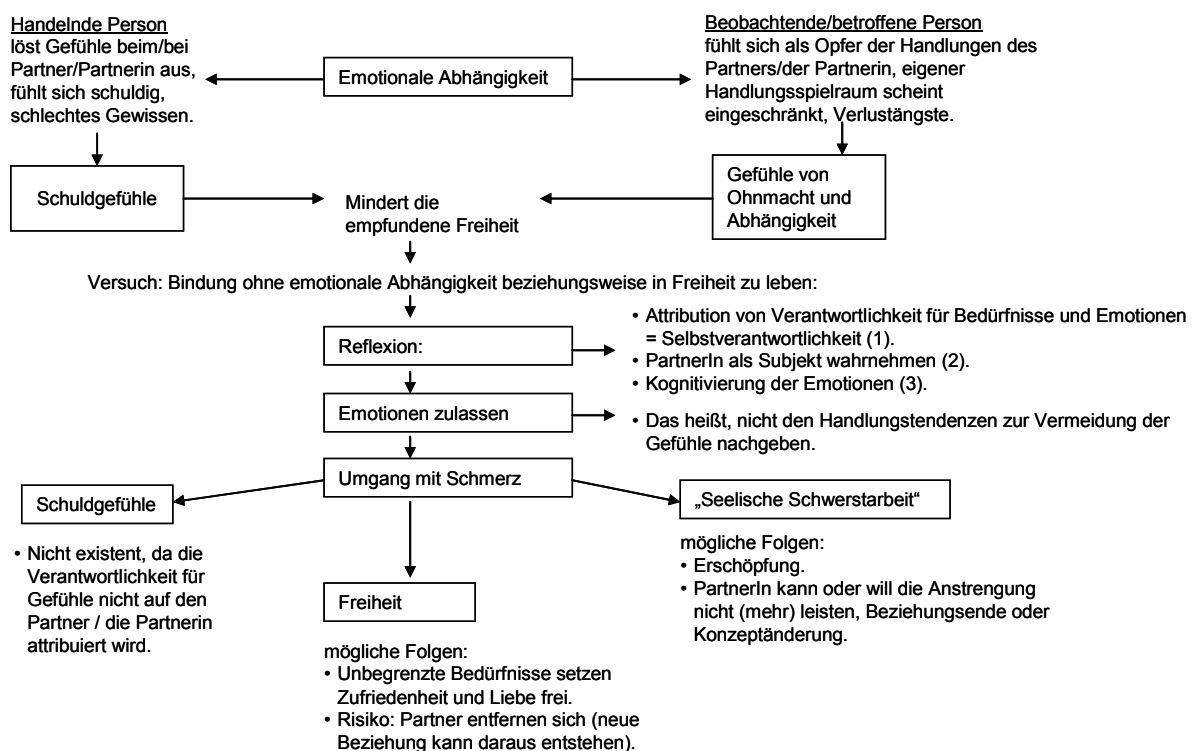


Abbildung 30: Die Vereinbarung der Bedürfnisse nach Freiheit und Bindung.

⁴⁴ Die mögliche Gleichzeitigkeit beider Empfindungen ist in der Abbildung 29 durch die verbindende Linie markiert.

Paare, die ihrer Beziehung konzeptuell weite Grenzen geben, mit dem Ziel, Bedürfnisse nach Bindung und Freiheit innerhalb dieses Rahmens vereinbart zu bekommen, scheinen sich insbesondere mit dem Aspekt der bereits beschriebenen emotionalen Abhängigkeit der Beziehungspartner auseinanderzusetzen (vgl. Kapitel 16.1). Die emotionale Abhängigkeit wirkt der individuellen Freiheit entgegen. In der emotionalen Abhängigkeit wird die Einschränkung gesehen, die dem kulturell verankerten Beziehungskonzept zugeschrieben wird und der ablehnend begegnet wird. Denn emotionale Abhängigkeit bedeutet für den/die Handelnde(n), dass er/sie für die Gefühle, die er/sie durch sein/ihr Handeln beim Partner auslöst, Schuld empfindet. Diese Schuldgefühle schränken ihn/sie in dem Bedürfnis nach Freiheit ein. Für den/die Betroffene(n) oder BeobachterIn bedeutet emotionale Abhängigkeit, sich als Opfer des/der Handelnden zu fühlen, was den Blick auf eigene Handlungsspielräume verstellt und derjenigen Person unter Umständen ein Gefühl von Ausgeliefertsein und/oder Ohnmacht gibt. Die empfundene Freiheit wird ebenfalls als eingeschränkt erlebt.

Der Versuch Bindung, das heißt emotionale Nähe, ohne emotionale Abhängigkeit, das heißt mit empfundener Freiheit zu leben, führt bei meinen InterviewpartnerInnen zu einem ausgeprägten Reflexionsprozess. Dieser Reflexionsprozess beinhaltet mehrere Annahmen: (1) Die Attribution von Verantwortlichkeit für die eigenen Bedürfnisse, aber auch für die erlebten Emotionen wird vom Partner auf die eigene Person verlagert. Ich verwende dafür den Begriff der *Selbstverantwortlichkeit*. Dafür ein Beispiel: Der Partner von Frau Brigitte Liebig sagt eines Tages zu Frau Liebig: „Ich bin nicht dafür da, dich glücklich zu machen.“ [BL 938-940], was Frau Liebig als „mittelgroßen Schock“ bezeichnet [BL 970-971]. Sie sagt, sie sei daraufhin etwas schmerzhaft darauf zurückgeworfen worden, eigenständig zu sein, das heißt für sich selbst zu sorgen und sich selbst glücklich zu machen (vgl. z. B. [BL 970-979]). Selbstverantwortlichkeit umfasst die Handlungen sowie die Emotionen. Der/die PartnerIn kann durch Handlungen Emotionen auslösen, ist für diese aber nicht verantwortlich, denn die Handlungen geschehen nicht in der Absicht den/die PartnerIn unglücklich zu machen. Vielmehr ist die Intention der Handlung das eigene Glück beziehungsweise die eigene Zufriedenheit. Diesen Reflexionsschritt nenne ich *den Partner/die Partnerin als Subjekt wahrnehmen* oder „*versubjektivieren*“ (2). Was meine ich damit? Ich verstehe darunter, inwieweit Verständnis für die subjektiven Beweggründe des Handelns des Partners/der Partnerin entwickelt wird. Demgegenüber steht eine Haltung, innerhalb derer der/die PartnerIn „verobjektiviert“ wird, indem sein/ihr Handeln in Bezug auf die Zweckdienlichkeit der eigenen Bedürfniserfüllung betrachtet wird. Herr Daniel Gelbrich formuliert das zumindest als theoretische Position folgendermaßen:

(100) „Wenn ich sie liebe, dann möchte ich sie lebendig und aufblühend erleben. Ich weiß, dass es auch dann passiert, wenn sie mit anderen Männern sozusagen frei walten kann. Also müsste ich doch eigentlich also so rein gedanklich/ Wie komm ich da hin, ihr dieses zu ermöglichen? An der Stelle komme ich dann meistens nicht weiter (schmunzelt). Gedanklich schon, in meiner Fantasie schon auch. Aber im Alltag, dann funktioniert das kaum.“ [DG 843-856]

In der Konsequenz dieser beiden Reflexionsschritte verschwindet der Aspekt der Schuld. Denn wenn die Verantwortlichkeit der eigenen Person zugeschrieben wird und wenn der/die PartnerIn in ihren subjektiven Handlungsgründen wahrgenommen wird, dann ist ihm/ihr kein Schuldvorwurf zu machen, denn er/sie handelt nicht in böser Absicht, sondern in dem Vorhaben, für seine/ihre eigenen Bedürfnisse zu sorgen.

Wenn also Frau Dorothea Eichstedt einen anderen Mann küsst, dann kann dieses Ereignis den Bedürfnissen ihres Partners Daniel Gelbrich zuwiderlaufen. Er reagiert darauf mit seelischem Schmerz, also mit Emotionen, die er als unangenehm und aversiv erlebt. In der theoretischen beziehungsweise konzeptuellen Setzung heißt das aber nicht, dass sich seine Partnerin falsch verhalten hätte. Sie hat gemäß Beziehungskonzept die Freiheit, ihrem Bedürfnis nachzugehen. Sie sieht sich mit den emotionalen Folgen ihres Handelns auf Seiten ihres Partners konfrontiert und ist Auslöserin dieser Gefühle, aber es trifft sie keine Schuld. Das verlangt beiden Personen – und das ist der dritte Reflexionsschritt - eine hohe Bereitschaft ab, Gefühle zu erleben, diese auszuhalten, ohne schnellstmöglich durch Handlungen oder das Unterlassen von Handlungen nach der Beendigung dieser Gefühle zu trachten. Ich nenne diesen Schritt die *Kognitivierung der Emotionen* (3) und möchte auch dies anhand eines Beispiels näher erklären: Frau Edith Kaller beschreibt diese Umgehungsweise mit unangenehmen Gefühlen sehr eindrücklich:

(101) „Weil du gesagt hast, das Vertrauen ist gewachsen und wo ich merke, auch einfach die Erfahrungen damit. Nämlich dass halt diese Schmerzen oder Eifersucht oder was, einfach, dass sie kommt, ist klar. Die kommt schon, aber die bringt uns nicht um. Und das wusste ich, also zum ersten Mal, als Eberhart so verliebt war, da wusste ich das nicht. Also, da hat's mich fast umgebracht. Aber wenn's jetzt wieder so ist, dann weiß ich: ‚Aha, so.‘ und denk: ‚Aha, dich kenn ich doch schon und du brauchst jetzt auch nicht so viel Macht über mich wehen.‘“ ER: „Du meinst jetzt dich?“ EK: „Ich meine mich und den Umgang mit der Eifersucht oder Schmerz oder Angst oder was auch immer. So, und dass ich merke, dass ich auf Erfahrungen zurückgreifen kann und sage: ‚Ja, ach du schon wieder.‘ Irgendwie, also immer noch. Und immer wieder. Also, so diese Eifersucht oder so Angst. Genau. Und irgendwie, ja, auf ne Weise macht's das nicht wirklich leicht, aber irgendwie doch (lacht etwas). Also, das fühlt sich ja genauso scheiße an, wie vor zehn Jahren, aber.“ ER: „Eifersucht, oder?“ EK: „Ja. Aber irgendwie weiß ich auch, dass es dann auch wieder weggeht. Oder morgen nicht mehr so ist und übermorgen wieder. Also, das ist ja auch nicht einschätzbar, wie das zuschlägt.“ [EK 772-823]

Es scheint darum zu gehen, die Emotionen, so unangenehm sie auch sind, anzunehmen, sie auszuhalten. Eine Hilfestellung scheint dabei zu sein, auf die Erfahrung der Vergänglichkeit des emotionalen Erlebens zurückgreifen zu können. Eine weitere Hilfestellung scheint zu sein, die Emotion zu personifizieren. Indem Frau Kaller die Eifersucht in der zweiten Person anspricht, gelingt es ihr womöglich leichter eine Distanz zu ihr zu entwickeln. Diese Bereitschaft, auch unangenehme Gefühle zu ertragen, verlangt den Protagonisten viel Anstrengung ab. Herr Daniel Gelbrich redet in diesem Zusammenhang von „seelischer Schwerstarbeit“ [DG 436-437, 441]. Auch bei dem Paar Edith Kaller und Eberhard Rief wird diese Anstrengung wiederholt thematisiert. Frau Cornelia Günther ist anzumerken, dass sie aus Erfahrung spricht, wenn sie sagt, dass sie keine offene Beziehung leben möchte, weil sie nicht an diese existentiellen Gefühle gebracht werden möchte. Und das, obwohl sie durchaus eine recht hohe Bereitschaft mitbringt, Gefühle zu erleben:

(102) „Ich werde es nicht verhindern können, dass ich auch solche Gefühle wie Unglücklichsein auslöse. (...) Und es ist nicht meine Aufgabe das zu verhindern. Also ich kann nicht meinen Partner vor Gefühlen schützen. (...) Natürlich, wenn es Vereinbarungen gibt und es gibt diesen Wunsch von meinem Partner: ‚Das geht über meine Grenze. Diese Gefühle möchte ich nicht.‘ und wir haben das miteinander beredet, dann ist es meine Aufgabe das zu akzeptieren und nicht diese Gefühle aus-

zulösen. Diese unglücklichen Gefühle. Also wie wir jetzt, mit der Freien Liebe vereinbart haben. (...) Aber ich bin mir bewusst, dass, Christian auch durch mich manchmal unglückliche Gefühle haben wird, die ich durch mein Handeln, was vielleicht gar nicht so viel mit dir zu tun hat, auslöse. (...) Ich denke auch, dass ist nicht unbedingt das Schlimmste, unglückliche Gefühle. (...) Also es ist nicht mein Ziel immer glücklich zu sein. Und mich immer gut zu fühlen. Sondern mein Lebensziel ist also eigentlich eher eine Tiefe zu haben. Also ich möchte nicht so viele Auf und Ab's, so immer an meine Existenz gehen. Aber ich möchte schon eine Bandbreite von Gefühlen auch haben. Also auch mal so was wie Einsamkeit. Will ich schon auch noch spüren. Oder was, eben alleine zu machen. Oder auch mal traurig sein. Und das will ich dann auch nicht, dass dann Christian kommt und das dann nur wegdrückt oder: 'Nein, du darfst doch jetzt nicht traurig sein.' Oder: 'Ich mache alles, damit dir es wieder gut geht.' Und so. Also ich will dann auch mal, dass ich dann eben die Decke übern Kopf ziehe und dann heule ich eben. Aber ich will natürlich auch nicht provoziert werden. Also dass ich jetzt hier ständig an meine Eifersucht komme.“ [CG 1285-1330]

Die Bereitschaft intensive unangenehme Gefühle auszuhalten scheint das entscheidende Kennzeichen dieser Umgehensweise mit Bedürfnissen zu sein. Das Bedürfnis nach Freiheit und das Bedürfnis nach Bindung können miteinander vereinbart werden. Der Preis ist die Anstrengung die unangenehmen Gefühle zu ertragen. Hier steht also nicht so sehr der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen, sondern der Umgang mit den Folgen der weiten Beziehungsgrenzen (den Kosten der Freiheit) im Vordergrund. Die Risiken dieser Umgehensweise werde ich in Kapitel 17 besprechen.

Um noch einmal auf den im vorherigen Abschnitt vorgestellten Prozess des Umgangs mit begrenzten Bedürfnissen (vgl. Abbildung 29) zu sprechen zu kommen: Sollte es innerhalb dieser Position doch zu begrenzten Bedürfnissen kommen, so müsste sich der beschriebene Prozess an der Station, an der die Möglichkeiten der Erfüllbarkeit antizipiert werden, in Richtung der Option „möglich“ entwickeln und die antizipierten Folgen für PartnerIn, Beziehung und eigene Person für vertretbar gehalten werden, da die Beziehungspartner die Haltung mitbringen, sich mit unangenehmen Folgen (Gefühlen) auseinanderzusetzen und den Partner/die Partnerin nicht für ihr Verhalten zu verurteilen.

Akzeptanz der Begrenzung

Bei der Akzeptanz der Begrenzung wird auf die Erfüllung des Bedürfnisses verzichtet. Werden die Folgen einer angestrebten Durchsetzung des begrenzten Bedürfnisses (gegen die Bedürfnisse des Partners/der Partnerin) antizipiert, kann der Verzicht auf die Erfüllung des Bedürfnisses beziehungsweise die Akzeptanz der Begrenzung einschließlich der Bewältigung der emotionalen Reaktion ebenso zum Handlungsziel werden. Demzufolge sind in meinem Material ebenso Strategien der Beziehungspartner im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen zu finden, die die Akzeptanz der Begrenzung zum Ziel haben (vgl. Abschnitt 16.2.2).

Nicht-Akzeptanz der Begrenzung

Bei der Nicht-Akzeptanz wird eine Erfüllung des Bedürfnisses angestrebt. Nun könnte angenommen werden, das Ziel der Nicht-Akzeptanz der Begrenzung sei das Gleiche wie das Ziel der Vereinbarung aller Bedürfnisse. Der Unterschied liegt in den reflektierten konzeptuellen Setzungen. Das Ziel der Vereinbarung aller Bedürfnisse ist bereits auf der konzeptuellen Ebene einer Beziehung, dem Beziehungskonzept, anzusiedeln. Das Ziel der Nicht-Akzeptanz ist mehr auf der Handlungsebene anzu-

siedeln. Die zieltragende Person strebt an, Grenzen auszutesten, indem grundsätzlich nach einer Durchsetzung oder Erfüllung des Bedürfnisses gestrebt wird. Eine Gefährdung der Beziehung wird dabei aber nicht in Kauf genommen. Auch Kosten, wie das Leid eines Partners, werden nicht toleriert. Die Setzung der Selbstverantwortlichkeit existiert somit nicht.

Kompromiss (Lösungsorientierung)

Zwischen den Zielen der Akzeptanz und Nicht-Akzeptanz (der Begrenzung) sind Teillösungen möglich, die Kompromisse, die eine Teilakzeptanz darstellen.

Ich möchte dieses Grundmuster oder diese Haltung wiederum etwas ausführlicher und anhand des Ehepaars Nölting beschreiben, da das Finden beziehungsweise Entwickeln von Kompromissen eine hohe Herausforderung an das Paar stellt. Einem gelungenen Kompromiss kann zugeschrieben werden, ein Gleichgewicht im Umgang mit individuellen, begrenzten Bedürfnissen zwischen Verzicht und Durchsetzung gefunden zu haben, welches in der Konsequenz die Beziehungszufriedenheit so hoch wie möglich sein lässt unter der Bedingung, die Beziehungsstabilität nicht zu gefährden (vgl. Kapitel 17). Das Paar Nölting ist ein Beispiel für einen gelungenen Umgang mit dieser Problematik. Ich nenne ihn in Anlehnung an Herrn Harald Nöltings Begriffswahl die Lösungsorientierung.

(103) „Dann fangen wir an zu reden und je nachdem, wie kompakt das Thema ist, entweder lösen wir das dann gleich oder es ist halt ein bisschen länger, bis wir es gelöst haben. Müssen wir halt noch mal reden und noch mal reden. Und es gibt ja Themen oder es gibt ja Probleme, die man nicht von heute auf morgen lösen kann. Dann dauert's halt ein bisschen länger. Aber man ist dann dran an dem Thema.“ [HaraldN 749-756]

Frau und Herr Nölting scheinen mit der Einstellung, dass es für jedes Problem eine Lösung gibt, sehr gute Erfahrungen zu machen. Worum Herr Nölting gar nicht viel Aufhebens macht, ist, dass für ihn bei aller Freude am Aushandeln und am Suchen nach Lösungen selbstverständlich ist, dass dieser Machbarkeitsgedanke seine Grenzen dort hat, wo er die Stabilität der Beziehung gefährden würde (vgl. Zitat 104). Letztendlich werden dort Grenzen bereitwillig akzeptiert, wo die Gewissheit besteht, für das Bedürfnis eingestanden zu haben und alle als vertretbar empfundenen Strategien zur Durchsetzung des Bedürfnisses getestet zu haben. An einem solchen Punkt wird die Akzeptanz der Begrenzung als Lösung empfunden. Diese andere Attribution wirkt sich entscheidend auf die begleitende Emotionalität aus. Es wird keine (oder weniger) Unzufriedenheit bei dem Verzicht auf das eigene Bedürfnis empfunden.

(104) „Ja, oder ich muss dann doch drüber nachdenken, dass Motorrad wegzumachen. Das wäre dann halt noch eine Möglichkeit. Klar. Wenn am Ende nichts mehr geht. Also ich sag mal, ich würde dann losfahren und ich würde wiederkommen und ich würde dann hier ein Häufchen Elend finden, weil die drei Stunden, die ich dann weg war, hätte sie wirklich gelitten. Und ich würde das sehen. Und dann ist das natürlich ein Thema dann, ja? Ist klar, ja? Weil wenn ich sehe, dass sie kann gar nicht daran arbeiten, weil das funktioniert ja nicht, dann muss eine Lösung her. Und die Lösung wäre dann bei mir. Dann müsste ich die Lösung bei mir suchen.“ [HaraldN 1229-1242] (Anmerkung: Die Lösung dieses hypothetischen Beispiels wäre gemäß Harald Nölting „das Motorrad wegzumachen“ [HaraldN 1184-1185, 1189-1191]. Was er als Lösung bezeichnet (und somit der Logik der Lösungsorientierung treu bleibt) interpretiere ich als Akzeptanz der Begrenzung.)

Lösungsorientierung kann demzufolge als graduelle Nicht-Akzeptanz beziehungsweise Akzeptanz von Begrenzung verstanden werden. Sie kann ebenso als Kompromissbereitschaft beschrieben werden. Anders als das recht absolute Ziel der Nicht-Akzeptanz verkörpert die *Lösungsorientierung* eine flexiblere Ausrichtung auf das Ziel Durchsetzung des Bedürfnisses, aber kein Verhaftetsein gegenüber diesem Ziel. Lösungsorientierung kann einem Paar helfen, sich weiter zu entwickeln. Grenzen können ausgelotet und ausgetestet werden, wenn die Beziehungspartner bis zu einem gewissen Grad risikobereit und emotionsbereit sind. So kann Veränderung und Entwicklung angestoßen werden, die in der Konsequenz zur Vereinbarkeit mehrerer Bedürfnisse oder zu zufrieden stellenden Kompromissen führen kann.

16.2.2 Merkmale der Umgehensweisen mit begrenzten Bedürfnissen

Neben der Unterscheidung nach den Zielen im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen gibt es zwei Merkmale der Strategien in meinem Sample, die mir wesentlich im Hinblick auf ein besseres Verständnis auch in Bezug auf die begleitende Emotionalität der einzelnen Strategien erscheinen. Ich nenne sie: *interaktiv versus selbstregulativ* und *selbstverantwortlich versus verantwortungsdelegierend*. Was verstehe ich unter diesen Begriffen?

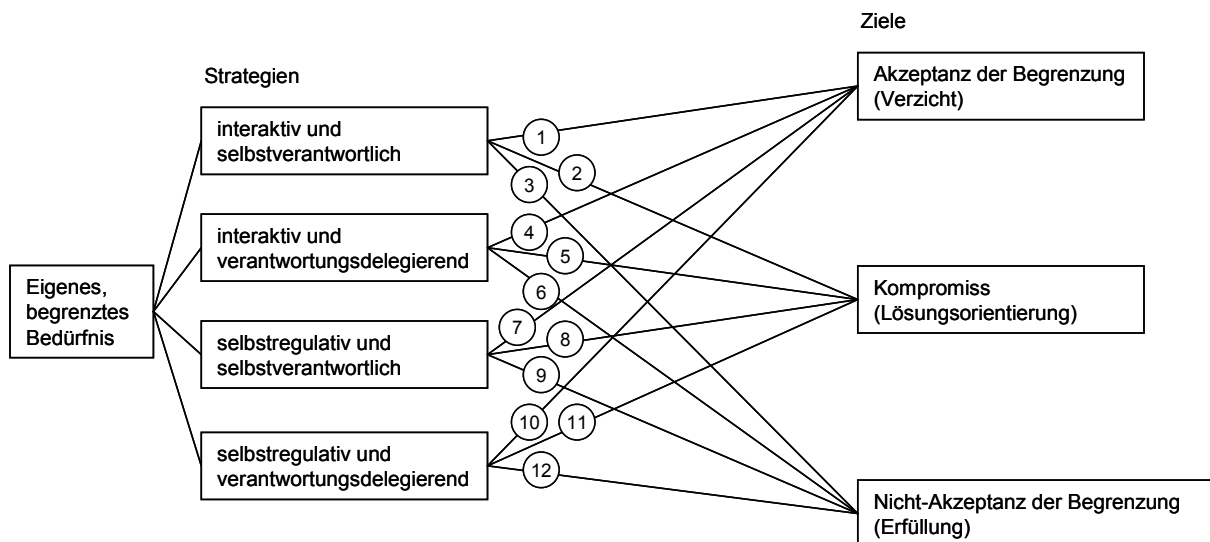


Abbildung 31: Strategien und Ziele im Umgang mit eigenen, begrenzten Bedürfnissen.

Eine Handlung beziehungsweise Strategie ist dann *interaktiv*, wenn sie den anderen Partner mit einbezieht. Streiten oder reden sind demnach interaktive Strategien zur Zielerreichung. Eine Strategie ist dann *selbstregulativ*, wenn die Person die Zielerreichung ohne Einbezug des Partners unternimmt. Verzichten, aber auch Heimlichkeiten können selbstregulative Strategien sein.

Eine Strategie ist dann *selbstverantwortlich*, wenn die Handlungskompetenz in Bezug auf die eigene Bedürfniserfüllung der eigenen Person zugeschrieben wird. Durchsetzen, verzichten, entgegenkommen können selbstverantwortliche Strategien sein. Eine Handlung ist dann *verantwortungsdelegierend*, wenn dem Partner die Handlungskompetenz in Bezug auf die eigene Bedürfniserfüllung zugeschrieben wird. So können das Äußern von Wünschen oder das Einfordern von Bedürfnissen verantwortungsdelegierende Strategien sein. Den Aspekt der Selbstverantwortlichkeit, der auf einer Attribution von Verantwortlichkeit auf die eigene Person beruht, habe ich im Abschnitt über das Ziel der Vereinbarung aller Bedürfnisse beschrieben. In der Abbildung 31 sind die Strategien in den Kombinationen der Ziele Akzeptanz

(der Begrenzung), Kompromiss (Lösungsorientierung) und Nicht-Akzeptanz (der Begrenzung) sowie der Merkmale interaktiv versus selbstregulativ und selbstverantwortlich versus verantwortungsdelegierend dargestellt. Das Ziel der Vereinbarung aller Bedürfnisse taucht in dieser Systematik nicht auf, da es eine andere Charakteristik trägt und seine Umsetzung mehr auf der konzeptuellen Ebene anzusiedeln ist. Es werden im Folgenden für alle Strategien (1-12, vgl. Abb. 31) konkrete Handlungen aus meinem Datenmaterial benannt und mit Beispielzitate belegt:

Merkmalsausprägung: interaktiv und selbstverantwortlich

(1) Ziel: Akzeptanz der Begrenzung (Verzicht)

Strategien zu dieser Merkmals- und Zielkombination habe ich in meinem Sample nicht gefunden. Das kann damit zu tun haben, dass ein selbstverantwortlicher Umgang mit Bedürfnissen selten auf Verzicht abzielt, sondern eher die Frage verfolgt, wie für die eigenen Bedürfnisse gesorgt werden kann. Es scheint so zu sein, dass der Verzicht auf Bedürfnisse in der Tendenz selbstregulativ vollzogen wird.

(2) Ziel: Kompromiss (Lösungsorientierung)

Strategien, die ich zu dieser Merkmals- und Zielkombination gefunden habe, sind: „temporärer Verzicht“, „entgegenkommen“, „aushandeln“ (vgl. auch Zitat 104).

(105) „Aber das ist dann auch eine Auseinandersetzung, die wir haben. Also wir müssen uns dann einigen. Aber wir einigen uns dann auch. Also es ist jetzt nicht so, dass wir uns nicht einigen. Wir haben uns bislang immer irgendwie geeinigt.“ [GAK 308-314]

Ich unterscheide einen einfachen Kompromiss von einer Kompromisslösung. Ein einfacher Kompromiss beruht auf dem Prinzip der Verteilungsgerechtigkeit. Dazu gehört es beispielsweise, sich abzuwechseln in der Durchsetzung von Bedürfnissen oder Lösungen zu vertagen („temporärer Verzicht“, vgl. Zitat 106).

(106) „Wir haben konkret ausgemacht, dass es momentan nicht ist. Dass wir uns aufeinander beschränken. Und das, wenn wir uns in späteren Jahren verändert haben, uns selbst gefestigt haben, unsere Beziehung stabiler ist, dass wir dann noch mal miteinander drüber reden.“ Z: „Und was war ausschlaggebend dafür, da jetzt eben erstmal darauf zu verzichten?“ CS: „Das ist die Bitte von Cornelia.“ [CS 755-763] (Anmerkung: „Es“ steht hier für das Öffnen der Beziehung für sexuelle Kontakte zu Dritten.)

Eine Kompromisslösung zeichnet sich dadurch aus, dass eine Umgehensweise gefunden wurde, in der beide konfligierenden Bedürfnisse berücksichtigt sind (vgl. Zitat 107).

(107) „Also vielleicht sind ja diese Art von Fahrradausflügen mit mal einer Übernachtung, vielleicht ist das ja ein langsamer Schritt in die Befreiung (lacht).“ DG: „Ja, ein kleinerer Schritt, ja.“ [DE & DG 1347-1353] (Anmerkung: Er möchte mit ihr in den Urlaub fahren. Sie möchte wegen der Versorgung ihrer Tiere nicht weg.)

(3) Ziel: Nicht-Akzeptanz (der Begrenzung)

Strategien, die ich zu dieser Merkmals- und Zielkombination gefunden habe, sind: „streiten“, „reden“, „sich für sich einsetzen“, „beharren“, „argumentieren“, „blockieren“, „Druck ausüben“, „dominieren“, „sich erklären“.

(108) „Man muss schon auch sagen, das kam ja von dir sehr stark. (...) Und das heißt auch, dass schon sie, also Dorothea, vor allem das so durchgesetzt hat, würde

ich schon sagen, dass wir praktisch dann auch die Nächte nicht miteinander verbringen.“ [DG 708-716]

Zitat 108 ist ein Beispiel dafür, dass Bedürfnisse dann leichter, das heißt ohne Schuldempfinden gegen die Interessen oder Wünsche des Partners durchgesetzt werden können, wenn (1.) der Partner in seinen Bedürfnissen nicht klar beziehungsweise ambivalent ist und wenn (2.) die Vorstellung besteht, dass die Durchsetzung des Bedürfnisses förderlich für die Beziehung ist. Frau Dorothea Eichstedt ist der Überzeugung, dass größtmögliche Autonomie und Freiheit der beiden Beziehungspartner vor „Verschmelzen“ schützt. Unter Verschmelzen versteht sie einen Verlust der Wahrnehmung der eigenen Person und Unabhängigkeit. Das ist für sie zu vermeiden. Eine Beziehung wäre unter solchen Bedingungen für sie nicht vorstellbar (vgl. [DE 1654-1657, 2302-2303]). Annahmen von dieser Tragweite motivieren sie, für ihre Bedürfnisse einzustehen und diese durchzusetzen.

Merkmalsausprägung: interaktiv und verantwortungsdelegierend

(4) Ziel: Akzeptanz der Begrenzung (Verzicht)

Strategien, die ich zu dieser Merkmals- und Zielkombination gefunden habe, sind: „nachgeben“, „Wünsche erfüllen“.

(109) „Also mein Schema läuft so ab, dass ich da nachgebe. Meins zurückstecke.“ [CS 484-485]

Es lässt sich in dieser Ausprägung nicht ohne weiteres bestimmen, ob eine Handlung verantwortungsdelegierend oder selbstverantwortlich ist. Die Handlung des Nachgebens kann dahingehend interpretiert werden, dass damit die Vorstellung verbunden ist, somit am besten für die Beziehung gesorgt zu haben, eventuell auch die Erwartung, der Partner/die Partnerin wisse besser, was gut sei. Durch das Nachgeben können Konflikte vermieden werden. Wenn dadurch eigene Bedürfnisse von Wichtigkeit unerfüllt bleiben, was auf Dauer Unzufriedenheit herstellt, kann nicht von selbstverantwortlichem Handeln gesprochen werden. Nachgeben kann aber zum Beispiel auch aus Kalkül erfolgen, dann ist es aber eher als selbstregulativ und verbunden mit dem Ziel der Durchsetzung der eigenen Bedürfnisse einzuschätzen (vgl. weiter unten).

(5) Ziel: Kompromiss (Lösungsorientierung)

Für diese Ziel- und Merkmalsausprägung habe ich in meinem Sample kein Beispiel gefunden. Das Erlangen von Kompromissen und Kompromisslösungen scheint in der Regel mittels Interaktion der Beziehungspartner zu erfolgen. Diese Aushandlungsprozesse scheinen auf gleichberechtigter Basis zu erfolgen (sonst würde die offene Auseinandersetzung eher vermieden werden). Daher lassen sich derartige Handlungen eher als selbstverantwortliches Handeln einstufen.

(6) Ziel: Nicht-Akzeptanz (der Begrenzung)

Strategien, die ich zu dieser Merkmals- und Zielkombination gefunden habe, sind: „Druck ausüben“, „Schuldgefühle machen“, „beharren“, „argumentieren“, „Bedürfnisse anmelden“, „einfordern“.

(110) „Obwohl, ich mache halt Vorschläge und aber meistens ist er mit den Vorschlägen einverstanden. Und wenn nicht, dann nöle ich eben so lange rum, bis er dann halt sagt ‚Ja in Gottes Namen, gut.‘, aber na ja gut die letzte Zustimmung muss er schon geben.“ [SC 116-120]

Dies ist eine subtile oder unterschwellige Strategie der Bedürfnisdurchsetzung, die in meinem Sample von Personen gewählt wird, die die Macht oder Entscheidungsgewalt bei ihrem Partner sehen. Es wird nicht für die Erfüllung der eigenen Bedürfnisse Verantwortung übernommen, sondern es wird dem Partner/der Partnerin durch das Erzeugen von Stimmungen oder Emotionen signalisiert, was zu tun ist, damit die Partnerin/der Partner zufrieden ist und „der Frieden wiederhergestellt ist“.

Merkmalsausprägung: selbstregulativ und selbstverantwortlich

(7) Ziel: Akzeptanz der Begrenzung (Verzicht)

Strategien, die ich zu dieser Merkmalsausprägung gefunden habe, sind: „den Partner in seinem Bedürfnis unterstützen“, „Bedürfnisse des Partners übernehmen“, „dem Partner etwas zu Liebe tun“, „Bedürfnis zurückstellen“, „akzeptieren“, „Abstriche machen“.

(111) „Ich muss dann hier bleiben. Obwohl ich eigentlich denk: 'Hey, sturmfreie Bude, kann ich eigentlich machen, was ich will!' Geht aber nicht, weil das dauert jetzt schon eine Stunde morgens, bis ich die Tiere versorgt habe. Und dann immer dieses Gefühl zu haben: ‚Oh Gott, wenn ich jetzt weg bin und etwas passiert?‘ Also ihre Sorge ist schon auch so ein Stück weit in mir drin. Da gibt's natürlich auch Freude, weil ich mache es dann schon auch gern. Also, diesen Punkt gibt's natürlich auch, ganz klar. Weil sonst würde ich ‚nein‘ sagen. Da unterstütze ich dich dann schon. Aber eben, wir können eigentlich nur getrennt weggehen und das ist völlig absurd! Dass da manche drüber lachen, das kann ich verstehen. Wie kann man sich das Leben freiwillig so einschränken, sozusagen.“ [DG 1299-1320]

Ich habe Bewältigungsstrategien in meinem Material gefunden, die es den Personen leichter machen, den Verzicht auf das eigene Bedürfnis zu handhaben. Solche Bewältigungsstrategien sind: „Re-Interpretation der Situation“ (vgl. Zitat 112), „Rationalisieren“, „Aufmerksamkeitsverlagerung“, „Bedürfnis reduzieren“, „sich trösten“.

(112) „Und wenn man das mal positiv sieht und umdreht. Dann finde ich, ich habe da eine Menge gelernt. Für mich zu sorgen. Vielleicht so, wie er das macht. Ich gucke dann, wie ich mir ne Woche Urlaub schön gestalten kann, ohne ihn.“ [BL 503-507]

(8) Ziel: Kompromiss (Lösungsorientierung)

Eine Strategie, die ich zu dieser Merkmals- und Zielkombination gefunden habe, ist: „Bedürfnis in der Phantasie ausleben“ (vgl. Zitat 113):

(113) „Und da gab's einfach immer mal wieder auch so Situationen, wo ich mich dann auch in andere Männer verliebt habe. Ich hab's nicht durchgesetzt sozusagen. Also, dass ich dann irgendwas mit denen angefangen habe, aber ich hab versucht, mir wenigstens die Phantasie zu schaffen.“ [DE 576-583]

(9) Ziel: Nicht-Akzeptanz (der Begrenzung)

Eine Strategie, die ich zu dieser Merkmals- und Zielkombination gefunden habe, ist: „es einfach nicht tun“ (vgl. Zitat 114).

(114) „Ja, doch das ist das, wo ich mein schlechtestes Gewissen (schmunzelt) habe, dass ich das einfach nicht mache. Das hat aber gerade mit ihr hier [der Katze auf dem Schoß] zu tun.“ [DE 1272-1275]

Ein besonderes Phänomen ist ebenfalls unter dieser Merkmalsausprägung einzuordnen. Mehrere Interviewpartnerinnen sprachen davon, dass sie wüssten, welche Strategien bei ihrem Partner anzuwenden seien, um ein Bedürfnis erfüllt zu bekommen (vgl. Zitat 115). Was zunächst wie der Verzicht auf ein Bedürfnis aussehen kann,

kann in Kenntnis des Partners/der Partnerin eine Strategie sein, um indirekt die Erfüllung eines Bedürfnisses zu erlangen.

(115) „Ich habe so eine Strategie. Also jetzt seit einiger Zeit. Dass ich versuche ganz bewusst cool zu sein, also Gefühle auch zurückzuhalten, um etwas zu erreichen. Also dass ich cool bin, um zu erreichen: er interessiert sich mehr für mich, wenn ich cool bin.“ [BL 1334-1338]

Merkmalsausprägung: selbstregulativ und verantwortungsdelegierend

(10) Ziel: Akzeptanz der Begrenzung (Verzicht)

Strategien, die ich zu dieser Merkmalsausprägung gefunden habe, sind: „Opfer bringen“, „verzichten“ (vgl. Zitat 116), „sich fügen“, „sich unterordnen“, „resignieren“, „Rücksicht nehmen“ (vgl. Zitat 117), „sich anpassen“.

(116) „Und dem halt jetzt nicht nachzugehen.“ „Ich hab’s nicht durchgesetzt sozusagen.“ „Das heißt, mein Bedürfnis, was ich da habe, lasse ich ein Stück weit wegen seinem Schmerz unerfüllt.“ [DE 467-469, 579-580, 599-601]

Die drei zusammengesetzten Zitate von Frau Dorothea Eichstedt bilden im Interview eine Aussage. Während die Beschreibung ihres Umgangs mit dem begrenzten Bedürfnis noch aktiv und selbstverantwortlich klingt (sie hat ihr Bedürfnis nicht durchgesetzt), erscheint mir ihre Handlungsbegründung sehr verantwortungsdelegierend: Nicht aufgrund ihrer eigenen Entscheidung und Abwägungen, sondern wegen seines Schmerzes verzichtet sie auf ihr Bedürfnis. Das klingt beinahe wie eine Schuldzuweisung. Im Interviewverlauf zeigt sich auch, dass diese Attribution zu ausgeprägter Unzufriedenheit bei ihr führt (vgl. Kapitel 16.1).

(117) „Ja, dass ich nur die Verantwortung für mich alleine habe und nicht noch für jemand anderen. Also, dass ich dann auch Rücksicht nehmen muss, weil ich dann auch oft das Gefühl habe, ich darf nicht so sein, wie ich bin. Also, ich darf zum Beispiel nicht depressiv sein und durchhängen und ich darf diese Ängste nicht haben. Ich habe sie aber! Also, dass ich dann das Gefühl habe, wenn ich jetzt alleine wäre, dann würde ich da durch gehen. Und der andere würde das dann ja gar nicht merken, weil der gar nicht da ist. Also ich denke manchmal, es wäre leichter, alleine damit zurechtzukommen.“ [GAK 841-856]

Das Zitat 117 zeigt, dass die andere Seite der Verantwortungsdelegation das Empfinden ist, für den Partner/die Partnerin verantwortlich zu sein. Aus diesem Empfinden heraus kann auf Bedürfnisse verzichtet werden, um den Partner zu schonen etc.

(11) Ziel: Kompromiss (Lösungsorientierung)

Für diese Ziel- und Merkmalsausprägung habe ich ebenso wie für die folgende Strategie in meinem Sample kein Beispiel gefunden. Mögliche Gründe werden im kommenden Absatz für beide Strategien gemeinsam reflektiert.

(12) Ziel: Nicht-Akzeptanz (der Begrenzung)

Auch für diese Ziel- und Merkmalskombination habe ich in meinem Sample kein Beispiel gefunden, was ebenso wie bei dem Ziel Kompromiss dafür spricht, dass solche angestrebten Ziele tendenziell eher in Aushandlungsprozessen und mit der Übernahme von Verantwortung für das eigene Handeln und das eigene Bedürfnis erfolgen.

16.2.3 Begleitende Emotionalität

Der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen, also die Wahl der Strategie sowie des angestrebten Ziels, wirken sich auf die empfundenen Emotionen der agierenden Person aus. Es hat einen erheblichen Einfluss auf die Zufriedenheit der Beziehungspartner, ob Akzeptanz von Begrenzung bewusst oder unbewusst vollzogen wird. Die Sichtung meines Materials führte zu der These, dass Akzeptanz zu Zufriedenheit führt, wenn keine Lösungen mehr möglich scheinen. Inakzeptanz führt zu akuter Unzufriedenheit, die zu Veränderung motivieren kann oder zu dem Empfinden von chronischer Unzufriedenheit, Stagnation oder Langeweile (je nach Wichtigkeit des Bedürfnisses) in der Paarbeziehung.

Es scheint Menschen zu geben, denen die Akzeptanz der Begrenzung der Bedürfniserfüllung in Paarbeziehungen leichter fällt als anderen. Es scheint ihnen zu gelingen, Dinge so zu nehmen wie sie sind. Andere müssen sich das erarbeiten (zum Beispiel mit Hilfe professioneller Unterstützung), durch kognitive Leistungen der Re-Interpretation. Wiederum anderen scheint es nicht zu gelingen, die Begrenzung zu akzeptieren. Sie hadern, suchen nach Lösungen oder resignieren und entwickeln eine stabile Beziehungsunzufriedenheit.

Zu unterscheiden sind dabei Paare, bei denen Harmonie im Sinne von Abwesenheit von Konflikten einen hohen Wert verkörpert, von Paaren, die eine Bereitschaft aufbringen, unangenehme Gefühle auszuhalten. Ist die Vermeidung von Konflikten, also die Vermeidung von unangenehmen Gefühlen ein hoher Wert, so wird eher auf die Durchsetzung von Bedürfnissen zugunsten der Harmonie verzichtet. Das Vermeiden von Konflikten und der Verzicht auf Bedürfnisse dient letztlich dem Bedürfnis nach Sicherheit (in der Bindung) und begünstigt die Beziehungsstabilität. Überwiegt die individuelle Freiheit als Wert, so werden Konflikte in Kauf genommen, um Bedürfnisse durchzusetzen. Dies kann die subjektiv empfundene Beziehungszufriedenheit erhöhen und gleichzeitig die Beziehung destabilisieren.

So lässt es sich als Entwicklungsaufgabe eines jeden Paares beschreiben, ein Gleichgewicht im Umgang mit individuellen und begrenzten Bedürfnissen im Spannungsfeld zwischen Verzicht und Durchsetzung zu finden, welches die Beziehungszufriedenheit so hoch wie möglich sein lässt, ohne dabei die Beziehungsstabilität zu gefährden.

Nur gestreift wird an dieser Stelle die Bedeutung der Kommunikations- und Konfliktfähigkeit eines Paares. Wird beispielsweise Kommunikation nie oder selten als gelingend erlebt, in dem Sinne, dass eigene Bedürfnisse dem Partner/der Partnerin vermittelt werden können oder konflikthafte Themen zu einer Klärung geführt werden können, kann dies auch zum Verzicht auf das Ziel Erfüllung des Bedürfnisses und zu Resignation führen. Demgegenüber kann gelingende Kommunikation im Sinne von „gut miteinander reden können“ eine Quelle von Beziehungszufriedenheit sein, mit der andere begrenzte Bedürfnisse kompensiert werden können. In Konflikten können die PartnerInnen verschiedene Ziele verfolgen. Es kann beispielsweise um Macht- und Statusdemonstration gehen oder um das Klären von verschiedenen Bedürfnislagen. Je nach Charakteristik, die ein Streit bei einem Paar üblicherweise trägt, erscheint eine angestrebte Vermeidung mehr oder weniger angemessen und nachvollziehbar.

Paarkommunikation und Paarkonflikte sind damit bei Weitem nicht erschöpfend beschrieben. Sie stehen nicht im Fokus der Forschungsfrage. Aus diesem Grund soll hier die Andeutung ihres Stellenwertes genügen.

Der Umgang mit Begrenzungen obliegt weiteren Einflussgrößen. Zu nennen ist hier die Kategorie *Attraktion/Verliebtheit*. Sie vermag den Umgang mit Begrenzungen, gerade auch im Konfliktfall, zu variieren. Von ihr und vom *Bild des Partners* hängt ab, worauf unerfüllte Bedürfnisse ursächlich zurückgeführt werden, was direkten Einfluss auf die Zufriedenheit mit der Beziehung nimmt. Auch dieser Aspekt wird in der vorliegenden Arbeit nicht weiter vertieft.

16.3 Beziehungskonzepte und der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen

Einer Frage, die implizit an mehreren Stellen angesprochen wird, soll hier explizit Raum gegeben werden: Welche Strategien und Handlungsziele werden von welchem Beziehungskonzepttyp bevorzugt angewendet?

Beim kulturell verankerten Beziehungskonzept wird der Beziehung und ihrer Stabilität ein hoher Wert beigemessen. Das Bedürfnis nach Freiheit wird nicht thematisiert oder nicht priorisiert. Individuelle Bedürfnisse, die im Konflikt mit der Beziehung stehen könnten, werden nicht durchgesetzt. Angestrebte Handlungsziele im Umgang mit individuellen begrenzten Bedürfnissen sind die Akzeptanz der Begrenzung (Verzicht) oder der Kompromiss. Die Strategien, die bevorzugt zur Anwendung kommen, sind selbstregulativ (bei Akzeptanz der Begrenzung) oder interaktiv (bei Kompromisslösung). Wenn zugunsten der Beziehung auf eigene Bedürfnisse verzichtet wird, sind auch solche Reflexionsschritte unwahrscheinlich, dass für die Erfüllung der Bedürfnisse Selbstverantwortung besteht. Diese Reflexionsschritte habe ich zumindest nur bei Paaren ausfindig machen können, die die Vereinbarung aller Bedürfnisse anstreben. Daher wird die ergriffene Strategie beim kulturell verankerten Beziehungskonzept in der Regel verantwortungsdelegierend sein.

Für das alternative, freigesetzte Beziehungskonzept gilt: Konzeptuell weite Grenzen verfolgen das Handlungsziel der Vereinbarung aller Bedürfnisse oder der Nicht-Akzeptanz der Begrenzung (Durchsetzung). Die bevorzugten Strategien sind hierbei interaktiv und selbstverantwortlich.

Das Fehlen von Beispielen für durch die Kombination der Merkmalsausprägungen und Ziele theoretisch mögliche Strategien (Strategien 5, 11, 12, vgl. Abschnitt 16.2.2) lässt sich in Hinblick auf die Zusammengehörigkeit bestimmter Beziehungskonzepte und Umgehensstrategien interpretieren.

Für die Strategie mit dem Ziel Kompromiss oder Nicht-Akzeptanz der Begrenzung und mit den Merkmalsausprägungen selbstregulativ und verantwortungsdelegierend habe ich keine Beispiele im Material gefunden. Das lässt sich dahingehend interpretieren, dass mit einer derartigen Haltung (selbstregulativ und verantwortungsdelegierend) die angestrebte Durchsetzung von Bedürfnissen unwahrscheinlich ist. Diese Haltung passt eher zu Beziehungskonzepten, in denen der Verzicht auf eigene Bedürfnisse zugunsten der Beziehung in gewisser Weise selbstverständlich ist.

17. Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität

Im Abschnitt 16.2.3 über die begleitende Emotionalität im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen wurden bereits einige Zusammenhänge zu Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität beschrieben. In diesem Kapitel sollen beide Größen zunächst eingeführt werden, um dann darzulegen, wie ich sie in meinem Material erho

ben habe. Es werden Zitatbeispiele für verschiedene Ausprägungen gegeben. Des Weiteren werden Zusammenhänge zwischen beiden Größen dargestellt.

Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität sind zwei Größen, die in der psychologischen Paarbeziehungsforschung verwendet werden, um den Erfolg von Paarbeziehungen zu messen. Auch mich interessierte in meiner empirischen Arbeit die Frage, wie sich verschiedene Beziehungskonzepte und der davon beeinflusste Umgang mit begrenzten Bedürfnissen auf die aktuelle Zufriedenheit mit der Partnerschaft sowie auf die empfundene Stabilität der Beziehung auswirken.

In den Leitfadeninterviews, die ich anfänglich führte, hatte ich jeweils eine direkte Frage zur Erfassung dieser beiden Größen vorgesehen. Die Beziehungszufriedenheit erfasste ich direkt am Anfang des Interviews mit der quantifizierenden Frage „Wie zufrieden sind sie mit Ihrer Beziehung?“. Ich bat die InterviewpartnerInnen, sich einer imaginierten Skala zu bedienen, auf der die Ausprägung 1 „sehr unzufrieden“ und die Ausprägung 10 „sehr zufrieden“ bedeutete. Die Beziehungsstabilität wollte ich mit der Frage „Sehen Sie sich in drei Jahren noch als Paar?“ am Ende des Gespräches erfassen. Es zeigte sich, dass meine InterviewpartnerInnen trotz des geschlossenen Frageformates zu differenzierenden Antworten neigten. Frau Brigitte Liebig wollte oder konnte nur schwer eine globale Beziehungszufriedenheitsausprägung angeben. Sie differenzierte die Beziehung in Bereiche einer hohen und einer niedrigen Beziehungszufriedenheit:

(118) „Ach das kann ich deshalb ganz schwer beantworten, weil ich einige wenige Gebiete habe, wo ich wirklich eins, eins war sehr glücklich?“ JZ: „Sehr unglücklich.“ BL: „Also die körperliche Ebene und die sexuelle Ebene, da würde ich sagen ‚zehn‘. Da bin ich sehr glücklich! Bin sehr zufrieden. Und das ist ein Teil, der irgendwie auch sehr wichtig ist. Und der uns auch sehr stark verbindet. Und dann gibt es aber andere Bereiche, wo ich große Abstriche mache. Wo ich sage, dass geht mit ihm eigentlich gar nicht. Oder es geht mit ihm schlecht. Also und wenn ich das jetzt insgesamt sagen würde, dann käme das vielleicht so eher, eher in eine niedrige Punktzahl. Vielleicht vier? Aber andererseits habe ich auch gemerkt, ich verlasse ihn auch nicht. Obwohl es ja, sagen wir mal ein Fehler ist. Ich guck mich auch nicht um, weil ich auf das Gute auch nicht verzichten will. Ist ganz merkwürdig. (lachen) Ich weiß nicht, ob Sie mit der Antwort jetzt was anfangen können?“ JZ: Doch kann ich auf jeden Fall. Ja, da bleiben jetzt erstmal so Fragen im Raum stehen, aber die können wir da vielleicht auch erstmal stehen lassen. (schmunzeln) Vielleicht kommen wir da ja noch mal darauf.“ BL: „Ja. Es gibt zwei Dinge, die ich sehr gut kann mit ihm. Eben einmal die körperliche Ebene und dann auch noch, wir machen gerne so ganz kurze kleine Reisen. Und so wegfahren. Reisen, also Abenteuer. Auch ausgehen, das machen wir sehr gerne. Also das wären so die Bereiche, wo ich vielleicht acht oder so, also eine relativ hohe Punktzahl geben würde. Macht total viel Spaß. Und den Alltag, den kriegen wir nicht hin. Da würde ich dann vielleicht zwei sagen, im Alltag. Und das ist ja auch der Grund, warum wir keine gemeinsame Wohnung haben.“ [BL 65-113]

Frau Liebig macht hier schon Querverweise zur Beziehungsstabilität, wenn sie erwähnt, dass sie die Tatsache, dass sie sich bei so niedriger Beziehungszufriedenheit nicht trennt, eigentlich als Fehler betrachtet, wenn sie sagt, dass ihr die wenigen Bereiche, mit denen sie sehr zufrieden ist, dafür aber sehr wichtig sind und wenn sie sagt, dass sie es selber merkwürdig findet. Sie beschreibt zum Ende schon eine Umgehensweise mit dem Problem, im Alltag nicht miteinander zurechtzukommen, die getrennten Wohnungen. Direkt gefragt, ob sie sich mit ihrem Partner in drei Jahren noch als Paar sehe, antwortet Frau Liebig:

(119) „Oh, die Frage finde ich jetzt sehr, sehr schwer. Spontan würde ich sagen: ‚Möglicherweise nicht.‘ Und dann sehe ich aber doch gleichzeitig die Möglichkeit, dass gerade in dieser Beziehung, auch im Unterschied zu den zwei vorigen Beziehungen, die ich hatte, in dieser Beziehung sich schon so viel auch gewandelt hat. Vielleicht sind wir dann doch noch zusammen. Aber wir hätten uns dann beide sehr verändert. Die Beziehung hätte sich auch verändert. Wie weiß ich nicht, aber das könnte auch möglich sein.“ [BL 1474-1483]

Ich bewerte das als eine eher geringe bis mittlere Beziehungsstabilität, bei geringer bis mittlerer Beziehungszufriedenheit. Es wird von Frau Liebig ein hoher Veränderungsbedarf der Beziehung wahrgenommen. Eine aktuell wahrgenommene Unzufriedenheit kann zu Handlungen motivieren, die retrospektiv als Entwicklung wahrgenommen werden und Zufriedenheit hervorrufen. Lassen sich Entwicklung und Veränderung in der Paarbeziehung aber nicht implementieren, so kann die fortdauernde Unzufriedenheit zur Auflösung der Beziehung führen (wenn es nicht andere Gründe gibt, die einer Trennung zuwider laufen, siehe weiter unten).

Im Verlauf der Datenerhebungsphase bin ich zu den rein narrativen Interviews übergegangen (vgl. Abschnitt 8.2.2). Auch den Erzählungen meiner InterviewpartnerInnen waren Aussagen zu Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität zu entnehmen. So habe ich beispielsweise folgende drei Aussagen als hohe (120), mittlere (121) und geringe (16) Beziehungszufriedenheit kodiert:

(120) „... weil in der Situation, wo wir jetzt so sind, und wo das auch so super läuft, ...“ [HeikeN 1221-1222]

(121) „Und das gestaltet sich zum Teil ganz angenehm, aber es gibt auch Konflikte.“ [GAK 208-209] „Aber es gibt trotzdem das Positive“ [GAK 216-217] „Also, es ist schon gut, dass er da ist (schallendes Lachen).“ [GAK 229-230]

(16) „Deswegen habe ich auch schon gesagt, wir könnten uns auch – das geht jetzt wirklich nicht wegen Philip und auch Claudia. Wir könnten wahrscheinlich ein befriedigenderes Leben alleine leben. Und das schon seit 10 Jahren. Natürlich, seit 15 Jahren. Seit die Kinder groß sind. Aber ganz bestimmt!“ [FK 1336-1342]

Eine hohe Beziehungszufriedenheit geht innerhalb meines Samples immer mit einer hohen empfundenen Beziehungsstabilität einher (vgl. Zitat 122). Hingegen lässt sich hohe empfundene Beziehungsstabilität auch in Kombination mit geringer Beziehungszufriedenheit finden. Andere Gründe wie zum Beispiel gemeinsame Kinder, gemeinsamer Besitz oder der Wert, der dem Bestehen der Beziehung unabhängig von ihrer Güte beigemessen wird, können die Auflösung der Beziehung trotz Unzufriedenheit dauerhaft verhindern. Beziehungsstabilität lässt sich folglich nicht alleine auf Beziehungszufriedenheit zurückführen. In dem Beispielzitat 123 von Frau Küstner klingen diese anderen Gründe an, die ein Paar auch bei geringer Zufriedenheit zusammen bleiben lassen. Bei genauerer Analyse wird jedoch deutlich, dass die Gründe ebenfalls auf Bedürfnisse zurückzuführen sind. Wenn Frau Küstner sagt, dass aufgrund der Kinder und des Besitzes eine Trennung unvorstellbar war, so deutet dies auf eine hohe Gewichtung von Bedürfnissen hin, die mit der Vorstellung von Elternschaft oder materiellem sowie sozialem Status zusammenhängen. Dies scheint allerdings von Frau Küstner nicht reflektiert zu sein. Möglicherweise würde eine Reflexion dieses Aspektes ihre Beziehungszufriedenheit oder ihre Bereitschaft sich zu trennen erhöhen.

(122) „Ich freu mich auf die Zukunft! Weil da noch ganz viel passiert.“ [HeikeN 1282-1283]

(123) „Da ist es eine Gemeinschaft. Und das andere muss jeder dran arbeiten, weil es nicht zu trennen sein wird. Es hat sich ja auch nie getrennt.“ [FK 1363-1367]

Ein Beispiel für eine geringe bis mittlere Beziehungsstabilität wurde mit Zitat 119 zu Beginn des Kapitels bereits gegeben.

Im Hinblick auf die Beziehungsstabilität lässt sich sagen, dass Beziehungen, die auf Sicherheit ausgerichtet sind, stabiler sind als Beziehungen, die neue Erfahrungen über Sicherheit stellen. Die gleiche Feststellung ließe sich auch dahingehend interpretieren, dass Paare, die das Bedürfnis nach Bindung stärker gewichten, entsprechend der Beziehungsstabilität eine höhere Bedeutung beimessen als der Beziehungszufriedenheit. Andersherum stellen Paare, die das Bedürfnis nach Freiheit stärker gewichten, die Beziehungszufriedenheit in den Vordergrund. Das Paar Edith Kaller und Eberhard Rief nimmt ein mögliches Beziehungsende bewusst in Kauf (vgl. [ER 746-750]). Herr Daniel Gelbrich hat einmal die Erfahrung gemacht, dass weite Grenzen zu einer „Schwerpunktverlagerung“ [DG 283], das heißt zu dem Ende einer und dem Anfang einer anderen Beziehung führen können, was ihn heute mit Skepsis und Sorge der Freiheit der weiten Grenzen einer Beziehung gegenüberzutreten lässt:

(124) „Meinerseits spielt da bestimmt auch dieses Erlebnis mit eine ganz entscheidende Rolle. Weil ich ja die Erfahrung gemacht habe, dass aus diesem Kontext, offene Beziehung' heraus, tatsächlich so eine Verlagerung oder Veränderung stattfinden kann. Und dass ich eigentlich immer damit rechnen muss. Das könnte immer auch sein, wenn man sich darauf einlässt. Man kann sich wirklich so verlieben. Und das kann ich auch heute noch sagen, die Möglichkeit gibt's einfach. Dass da jemand ins Leben tritt. Also ich kann das zumindest nicht ausschließen, oder so potenziell nicht. Allein aufgrund dieser Erfahrung. Und das ist für mich dann schon auch ein heikler Punkt. Auf jeden Fall.“ [DG 398-414]

Als einen weiteren Aspekt zähle ich die Flexibilität der Grenzen zur Beziehungsstabilität. Ein Beziehungsgefüge mit engen Grenzen, also einer hohen Exklusivität und klaren Regeln, kann unter Umständen von einem Regelübertritt eines Partners stark gefährdet sein, da an die Stelle der Sicherheit Verunsicherung tritt. Folgen können sein, dass die Beziehung in Frage steht und dass es Jahre braucht, um das Vertrauen in das Regelsystem wieder aufzubauen (vgl. das Paar Nölting, Zitat 28 und Ingrid Zielke, Zitat 83). Eine Beziehung mit weiten Grenzen und weniger klaren Vereinbarungen kann unter Umständen auf Krisensituationen flexibler reagieren, da belastende Ereignisse im Beziehungskonzept durchaus vorgesehen sind.

Zu Bedenken ist die Fragilität der Beziehungsstabilität, wenn der Durchsetzung anstrebende Umgang mit Bedürfnissen selbstregulativ und ohne das Wissen des Beziehungspartners gestaltet wird. Dieses Umgehen birgt ein hohes Risiko der Beziehungskrise in sich. Wird ein Partner hintergangen, besteht einerseits das Risiko der Kränkung. Der betrogene Partner wird im Falle einer Bewusstwerdung der Situation verschiedene Gefühle der Enttäuschung, Wut, Trauer und Ängste erleben. Seine/ihre Bedürfnisse nach Ehrlichkeit, Vertrauen, Verlässlichkeit, Sicherheit, Kontrolle und so weiter wurden massiv verletzt. Und es stellt ein Paar vor eine anspruchsvolle Herausforderung, nach dieser Verletzung der Vereinbarungen auf konzeptueller Ebene mit starken emotionalen Folgen für beide Partner wieder in einen emotionalen Zustand zu gelangen, in dem beide Partner sich mit ihren Bedürfnissen aufgehoben fühlen.

17.1 Entwicklung

Beziehungszufriedenheit resultiert aus erfüllten Bedürfnissen, die im Zusammenhang mit der Beziehung stehen. Ein weiterer Aspekt scheint Anlass für Beziehungszufriedenheit zu sein: Entwicklung. Entwicklung kann als fortwährender Prozess eines befriedigenden Umgangs mit (begrenzten) Bedürfnissen verstanden werden. Dieser befriedigende Umgang kann nicht nur in der Erfüllung, sondern auch der Kompromissbildung, Ersatzhandlung, Reinterpretation der Situation oder des Bedürfnisses bestehen. So legen es einige Beispiele meines Materials nahe. Selbst die unter Abschnitt 15.2.1 aufgezählten Entwicklungsaufgaben (oder Beziehungsziele) lassen sich auf Bedürfnisse, die sie motivieren, zurückführen. Frau Brigitte Liebig sagt beispielsweise im Zitat 119, dass sie ihrer Beziehung möglicherweise den Fortbestand auch in drei Jahren zutraut, und begründet dies mit der Veränderung, die im Gegensatz zu den beiden vorherigen Beziehungen passiert ist. Diesen Veränderungsprozess beschreibt sie an anderer Stelle im Interview. Es geht darum, dass sie gelernt hat, einen Umgang mit den begrenzten Bedürfnissen zu finden. Sie beschreibt das als Entwicklungsprozess, in dem sie sich in der Beziehung zunächst sehr von ihrem Partner abhängig gemacht hat und dann aber aufgrund seiner Zurückweisung gelernt hat, bestimmte Bedürfnisse nicht auf ihn zu richten, sondern andere Quellen der Erfüllung zu suchen. Auch wenn immer etwas Enttäuschung mitschwingt, dass ihr Partner nicht mehr für sie da ist, so wird auch Stolz auf den Adaptationsprozess, den sie vollzogen hat, erkennbar. Diesen Adaptationsprozess betrachte ich als Entwicklung. Frau Liebig sagt, ihr Partner habe sie zu einer selbstständigen und zufriedenen Frau gemacht, und das Konzept der Selbstfürsorge nimmt dabei einen wichtigen Stellenwert ein.

Auch Frau Heike Nölting beschreibt ihre Beziehungsgeschichte als eine Abfolge von bewältigten Entwicklungsaufgaben und bewältigten Krisen. Ihr Resümee, dass sie sich auf die Zukunft freut, „weil da noch ganz viel passiert“ (vgl. Zitat 122), werte ich ebenfalls als einen Beleg dafür, dass Entwicklung (im Sinne von Bewegung und Veränderung) Zufriedenheit evoziert.

Im Gegensatz dazu kann ausbleibende oder verhinderte Entwicklung, die ich Stagnation nenne, zu Unzufriedenheit führen. Frau Silke Clement beschreibt im folgenden Zitat den aktuellen Zustand ihrer Beziehung, in dem ihr zu wenig passiert:

(125) „Ich wünsche mir ein bisschen mehr Spontaneität oder einfach mir mal Vorschläge machen, was wir mal machen können. Es ist ein bisschen langweilig im Moment. Es kommt von ihm so gar nicht mal was. Na gut, nun muss er auch viel arbeiten. Er ist sehr müde abends. Das Einzige was im Sommer halt ist, dass wir dann in unseren Garten gehen. Oder gut, wir gehen ab und zu mal mit Freunden weg. Aber es ist halt in letzter Zeit sehr wenig geworden.“ [SC 134-143]

Es scheint jedoch so zu sein, dass Entwicklung die Beziehungszufriedenheit fördert, für die Beziehungsstabilität aber eine potentielle Gefährdung darstellt. Viel Entwicklung und Veränderung kann eine Beziehung destabilisieren. Ich habe auf diesen Aspekt bereits zu Beginn des Kapitels 17 über Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität hingewiesen.

So lässt sich zusammenfassend feststellen, dass Paare, deren Partner das Bedürfnis nach Freiheit stark gewichten, auf die Erfüllung ihrer individuellen Bedürfnisse und auf deren Vereinbarkeit mit der Beziehung ausgerichtet sind. Daraus folgt viel Dynamik und Entwicklung, die für beide Beziehungspartner unterschiedlich verlaufen kann. Dies kann, auch wenn es die momentane Zufriedenheit beider Beziehungs-

partner erhöht, die Beziehungsstabilität schwächen.

Paare, für die das Bedürfnis nach Bindung die Priorität gegenüber dem Bedürfnis nach Freiheit hat, sind stärker auf den Fortbestand der Beziehung ausgerichtet. Das kann bedeuten, dass auf die Erfüllung individueller Bedürfnisse dann verzichtet wird, wenn diese die Stabilität der Beziehung reduzieren könnten. Damit werden unter Umständen Entwicklungsprozesse behindert, was möglicherweise Stagnation und Beziehungsunzufriedenheit nach sich zieht. Dies erfolgt jedoch zugunsten der Beziehungsstabilität.

18. Das paradigmatische Modell

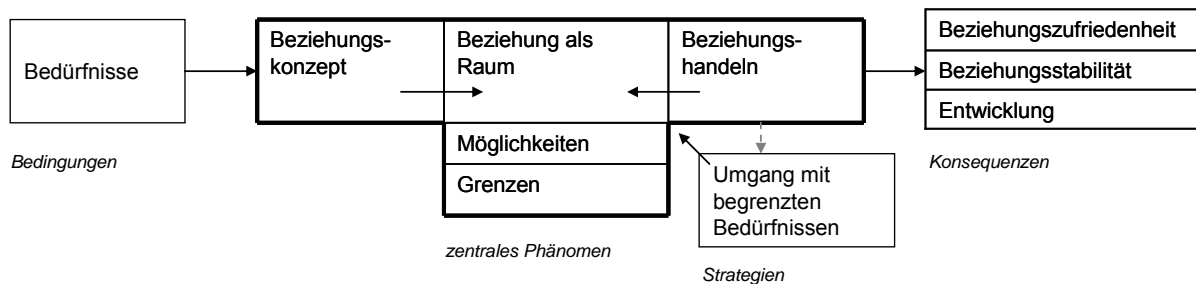


Abbildung 32: Das paradigmatische Modell.

Das paradigmatische Modell wurde bereits am Anfang des Ergebnisteils vorgestellt (vgl. Kapitel 12.2). Inhalt dieses Kapitels werden die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Kategorien sein. Diese werden im Folgenden entlang des paradigmatischen Modells als gebündelte Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung in Form von gegenstandsgegründeten Thesen präsentiert.

18.1 Gegenstandsgegründete Thesen

Die gegenstandsgegründeten Thesen, wie sie in den einzelnen Kapiteln der vorliegenden Arbeit ausführlich hergeleitet sind, werden hier gesammelt aufgeführt:

1. Individuen gewichten Bedürfnisse in unterschiedlichem Maß. Es existieren individuelle Bedürfnishierarchien.
2. Die Ausprägung der individuellen Bedürfnisse, insbesondere die individuelle Gewichtung der Bedürfnisgruppen Freiheit und Bindung, wirken als Bedingung oder Voraussetzung auf die Entwicklung eines bestimmten Beziehungskonzeptes. Anders herum sind individuelle Beziehungskonzepte auf spezifische Priorisierungen bestimmter Bedürfnisse der Person zurückzuführen.
3. Es lassen sich zwei prototypische Beziehungskonzepte einander gegenüber stellen: Das „kulturell verankerte Beziehungskonzept“ und das „alternative, freigesetzte Beziehungskonzept“ (vgl. Tabelle 4).
4. Der Rückgriff auf das kulturell verankerte Beziehungskonzept kann von Paaren ohne kommunikative Aushandlungsprozesse vollzogen werden, während erweiterte oder alternative angestrebte Beziehungskonzepte kommunikative Aushandlungs- und Abstimmungsprozesse erfordern.

5. Das Beziehungskonzept ist als eine Konstituente des zentralen Phänomens der Beziehung als Raum zu betrachten.
6. Die Beziehung als Raum lässt sich über die inhärenten Möglichkeiten sowie über die gesetzten oder gegebenen Grenzen beschreiben.
7. Davon beeinflusst ist das Beziehungshandeln, der andere Teil, der Beziehung konstituiert.
8. Als ein Teil des Beziehungshandelns ist der Umgang mit den begrenzten Bedürfnissen aufzufassen, der die Strategien im Umgang mit dem zentralen Phänomen verkörpert.
9. Der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen korrespondiert mit weiten oder engen Beziehungsgrenzen: Mit weiten Grenzen wird die Vereinbarung (Durchsetzung) möglichst vieler Bedürfnisse angestrebt. Enge Grenzen gehen mit dem Verzicht auf bestimmte Bedürfnisse einher, um die Sicherheit und Stabilität der Beziehung nicht zu gefährden.
10. Das zentrale Phänomen wirkt sich in der Konsequenz auf die erlebte Beziehungszufriedenheit und Beziehungstabilität aus.
11. Wahrgenommene Entwicklung wirkt sich positiv auf die Beziehungszufriedenheit aus. Wahrgenommene Stagnation wirkt sich negativ auf die Beziehungszufriedenheit aus.

Es sind mit den gegenstandsbezogenen Thesen zunächst nur Aussagen über die Relationen der Kategorien, also der einzelnen Bestandteile des paradigmatischen Modells getroffen. Es wurde in den einzelnen Kapiteln beschrieben, dass diese Kategorien über Eigenschaften verfügen, die in verschiedenen Ausprägungen auftreten können. So können beispielsweise die Grenzen einer Beziehung weit oder eng sein, oder die Ziele einer Beziehung festgelegt versus frei (beziehungsweise offen) und so weiter. Ähnlich wie diese Eigenschaften sind auch die beiden von mir beschriebenen Beziehungskonzepte polar auf einem Kontinuum zueinander angeordnet. Sie sind daher quasi als die Bündelung der extremen Ausprägungen aller beschriebenen Kategorien und ihrer Eigenschaften zu verstehen. Die Tabelle 4 im folgenden Kapitel 18.2 stellt die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Ausprägungen der Kategorien entlang der zwei beschriebenen Beziehungskonzepte dar.

18.2 Die Inhalte des paradigmatischen Modells in Anwendung auf die zwei Beziehungskonzepte *kulturell verankert* und *alternative, freigesetzt*

Die Tabelle 4 stellt die Inhalte des paradigmatischen Modells in Anwendung auf die zwei Beziehungskonzepte *kulturell verankert* und *alternative, freigesetzt* dar. Die Inhalte der Tabelle fassen zusammen, was in den einzelnen Kapiteln ausführlich hergeleitet wurde. Eine erneute Kommentierung erfolgt daher an dieser Stelle nicht.

	Kulturell verankertes Beziehungskonzept	Alternatives, freigesetztes Beziehungskonzept
<i>Bedingungen: Bedürfnisse</i>		
Bedürfnis-gewichtung	Das Bedürfnis nach Bindung und Sicherheit wird priorisiert. Bedürfnis nach Freiheit und Selbstverwirklichung wird nicht oder im Rahmen einer sicheren Bindung thematisiert.	Das Bedürfnis nach Freiheit und Selbstverwirklichung wird priorisiert oder mit dem Bedürfnis nach Bindung gleich gewichtet, was dann als Widersprüchlichkeit erlebt wird.
Soziale Bedürfnisse	Richten sich zu großen Teilen bis ausschließlich auf den/die BeziehungspartnerIn.	Richten sich stark bis ebenso stark auf sich, auf den/die PartnerIn und auf dritte Personen.
Aushandlungsstrategie	Kann ohne kommunikative Aushandlungsprozesse vollzogen werden und auf Annahmen basieren.	Erfordert kommunikative Aushandlungs- und Abstimmungsprozesse.
<i>Zentrales Phänomen: Beziehung als Raum</i>		
zentraler Wert	Beziehung als exklusiver Raum, der Harmonie, Geborgenheit und Intimität ermöglicht. Sicherheit wird als wichtiges Bedürfnis wahrgenommen.	Beziehung als Möglichkeitsraum für neue, intensive Erfahrungen. Sicherheit wird unabhängig von Bindung konzipiert. Offenes Beziehungsende wird in Kauf genommen.
abgelehnte Werte	Konflikte und daraus resultierende als unangenehm erlebte Emotionen.	Verpflichtungen, die zu einer Einschränkung der individuellen Autonomie führen.
Beziehungsinhalte	Sexualität und Zärtlichkeit, Kinder, gemeinsame Freizeitgestaltung, Intimität, gegenseitige Versorgung und Unterstützung, gemeinsamer Besitz.	Sexualität und Zärtlichkeit (evtl. nicht exklusiv), Kinder, Intimität, Kommunikation und geistiger Austausch, Persönlichkeitsentwicklung, Wachstum, Selbsterfahrung (Offenheit für unangenehme Gefühle), gemeinsame Projekte, gemeinsame Themen, gemeinsamer Besitz.
Orientierung	Wir-Orientierung, kollektive Perspektive auf Beziehung und Entwicklung.	Ich-Orientierung, individuelle Perspektive auf Beziehung und Entwicklung.
Beziehungsziele	Sind eher festgelegt und auf Zukunft ausgerichtet. Häufig auf Reproduktion und einhergehenden Entwicklungsstufen ausgerichtet.	Sind eher nicht festgelegt. Häufig individuelle Ziele wie Selbstverwirklichung und Persönlichkeitswachstum.

IV. Ergebnisteil –
Darstellung der Ergebnisse

Rollen	Sind eher festgelegt und rekurren auf das Merkmal Geschlecht.	Sind weniger festgelegt und etablieren sich entlang bestimmter Persönlichkeitsmerkmale.
Grenzen	Sind eher eng festgelegt, das heißt, das Paar teilt eher viele Handlungen exklusiv miteinander.	Sind eher weit, das heißt das Paar teilt tendenziell wenig nur exklusiv miteinander.
Strategien: Umgang mit begrenzten Bedürfnissen		
Ziele im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen	Begrenzte Bedürfnisse werden in der Regel da akzeptiert, wo keine Lösungsmöglichkeiten mehr gefunden werden. (Akzeptanz der Begrenzung)	Es besteht das Ziel, alle Bedürfnisse vereinbart zu bekommen. Dafür wird nach emotionaler Unabhängigkeit gestrebt. Selbstverantwortlichkeit für Bedürfnisse, Handlungen und Emotionen wird attribuiert. Der Partner wird versubjektiviert. Emotionen werden kognitiviert.
Merkmale der Strategien im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen	Die Umgehensweise mit begrenzten Bedürfnissen ist eher selbstregulativ und verantwortungsdelegierend.	Die Umgehensweise mit begrenzten Bedürfnissen ist eher interaktiv und selbstverantwortlich.
Konsequenzen: Beziehungszufriedenheit, Beziehungsstabilität, Entwicklung		
Kosten	Wenig Entwicklung und mögliche empfundene Langeweile (Stagnation).	Eingeschränkte Beziehungsstabilität. Hoher psychischer Aufwand bei Erleben der unangenehmen Emotionen (Anstrengung/Erschöpfung).
Beziehungszufriedenheit	Kann bei Akzeptanz der Begrenzung hoch sein. Kann mit Wahrnehmung von Stagnation gering sein.	Kann bei Gelingen der Vereinbarung aller Bedürfnisse hoch sein. Kann bei Überforderung/ Erschöpfung gering sein.
Beziehungsstabilität	Ist eher hoch. Bei Regelbruch stark gefährdet.	Ist eher niedrig. Bei Regelbruch beziehungsweise Krise eher flexibel.
Entwicklung	Vollzieht sich entlang der festgelegten Beziehungsziele (Entwicklungsaufgaben).	Vollzieht sich entlang der individuellen Bedürfnisse.

Tabelle 4: Das kulturell verankerte und das alternative, freigesetzte Beziehungskonzept.

19. Zusammenfassung

Beziehung wird in der vorliegenden Arbeit in der Metapher des Raumes mit seinen Aspekten der Grenzen und der Möglichkeiten beschrieben (vgl. Kapitel 13). Die Grenzen des Beziehungsraumes haben die Funktion, die Beziehung zu konstituieren und sie (vor dem Außen) zu schützen. Die Grenzen können bewusst versus unbewusst, explizit versus implizit, weit versus eng und konzeptuell versus persönlichkeitsbedingt sein. Mit den Möglichkeiten des Beziehungsraumes sind die Inhalte der Paarbeziehung angesprochen. Es werden dabei die Inhalte des Beziehungsraumes und die Aufteilung beziehungsweise innere Abgrenzung des Beziehungsraumes unterschieden. Inhalte des Beziehungsraumes können sein: Sexualität und Zärtlichkeit, Kinder, gemeinsame Freizeitgestaltung, Intimität, Kommunikation und geistiger Austausch, gegenseitige Versorgung und Unterstützung, gemeinsame Projekte, gemeinsame Themen, gemeinsamer Besitz sowie Persönlichkeitsentwicklung, Wachstum und Selbsterfahrung (mit dem Unterpunkt: Offenheit gegenüber unangenehmen Gefühlen). Die innere Abgrenzung beziehungsweise Aufteilung des Beziehungsraumes kann anhand der Menge des Raumes, den beide Partner einnehmen und anhand der Rollen, die sie einnehmen, beschrieben werden. Außerdem kann eine Beschreibung anhand der getrennten oder gemeinsamen Raumnutzung sowie der emotionalen Entfernung zwischen den Beziehungspartnern erfolgen.

In dem Kapitel 14 über Bedürfnisse werden nach der Erläuterung des Bedürfnisbegriffes zunächst drei Eigenschaften von Bedürfnissen herausgearbeitet: Ihre Dringlichkeit, ihre Zeitlichkeit sowie ihre Relativität. Darauf folgend wird eine Kategorisierung der im Datenmaterial gesammelten Bedürfnisse vorgenommen. Ordnungskriterium ist dabei die Zuschreibung der Erfüllbarkeit des Bedürfnisses: Diese kann sich an die eigene Person richten, an eine andere relevante Person (den Beziehungspartner) oder an andere Personen überhaupt. Die Erfüllbarkeit eines Bedürfnisses kann aber auch einer nichtpersonalen Instanz (dem Schicksal oder Zufall) zugeschrieben werden. Das Bedürfnis nach Freiheit und das Bedürfnis nach Bindung werden als für die Beschreibung und Unterscheidung von Beziehungskonzepten besonders relevant herausgegriffen, näher vorgestellt und – als Vorgriff auf das Kapitel der Beziehungskonzepte – in einen Zusammenhang mit Beziehungsvorstellungen gebracht.

Es werden daraufhin im Kapitel 15 Beziehungskonzepte beschrieben. Nach der Erläuterung des Begriffs des Beziehungskonzeptes wird die Dimension des Freiheitsgrades eingeführt. Auf ihr werden vier Positionen des Dominanzverhältnisses zwischen dem Bedürfnis nach Freiheit und dem Bedürfnis nach Bindung skizziert. Anschließend werden die für Paarbeziehung relevanten Größen Ziele, Grenzen und Rollen in Bezug auf die Dimension Freiheitsgrad und ihre Pole festgelegt versus frei untersucht. Zwei prototypisch angelegte Beziehungskonzepte werden dann aus meinem Datenmaterial extrahiert, das kulturell verankerte und das alternative, freigesetzte Beziehungskonzept. Zur Veranschaulichung dieser beiden Beziehungskonzepte werden zwei Fallbeispiele gegeben, die jeweils ein Beziehungskonzept vertreten.

Im darauf folgenden 16. Kapitel wird das Beziehungshandeln bezogen auf den Umgang mit begrenzten Bedürfnissen beschrieben. Dabei werden zunächst Charakteristika des Prozesses der Bedürfnisbegrenzung dargestellt. Im Abschnitt über den Umgang mit begrenzten Bedürfnissen werden dann prozesshaft die verschiedenen beeinflussenden Faktoren oder Stationen vorgestellt. Daraufhin werden vier Positionen (Handlungsziele) im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen vorgestellt: Vereinbarung aller Bedürfnisse, Akzeptanz (Verzicht) und Nicht-Akzeptanz (Durchsetzung)

der Begrenzung sowie Kompromiss (Lösungsorientierung). Es werden dann zwei relevante Merkmale der Umgehensweisen (Strategien) thematisiert. Die Strategien können selbstregulativ versus interaktiv sowie selbstverantwortlich versus verantwortungsdelegierend sein. In Kombination der vier Handlungsziele mit den zwei Merkmalen ergeben sich theoretisch zwölf Strategien, für die nach Belegen im Interviewmaterial gesucht wird. Die Tatsache, dass sich nicht für alle Strategien Beispiele im Datensatz finden lassen, wird dahingehend interpretiert, dass bestimmte Strategien mit bestimmten Handlungszielen korrespondieren. Abschließend wird die begleitende Emotionalität der einzelnen Umgehensweisen näher betrachtet sowie die Handlungsziele und Strategien mit den beiden Beziehungskonzepten in Verbindung gebracht.

Im 17. Kapitel werden die Konzepte Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität anhand von Zitatbeispielen eingeführt sowie Ergebnisse zu diesen Kategorien und Zusammenhänge mit den Beziehungskonzepten und dem Umgang mit begrenzten Bedürfnissen besprochen. Es wird außerdem auf den Aspekt der Entwicklung und seine Rolle im Hinblick auf Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität eingegangen.

Im 18. und letzten Kapitel der Ergebnisdarstellung wird das paradigmatische Modell erläutert. Es werden daraufhin die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit in elf gegenstandsgegründeten Thesen gebündelt. In der Tabelle 4 werden die Zusammenhänge der einzelnen Kategorien in ihren Ausprägungen entlang der zwei eingeführten Beziehungskonzepte – dem kulturell verankerten und dem alternativen, freigesetzten Beziehungskonzept - dargestellt.

Nach der Darstellung der Ergebnisse erfolgt nun die Diskussion ihrer methodischen und inhaltlichen Güte.

V. Diskussionsteil

Diskussion der methodischen, inhaltlichen und anwendungsbezogenen Güte der Ergebnisse

Inhalt des vorliegenden Diskussionsteils wird die kritische Bewertung der im Ergebnisteil vorgestellten Aspekte sein. Die Diskussion der Güte beziehungsweise Qualität der Ergebnisse wird sich auf drei Aspekte wissenschaftlicher Qualität beziehen, wie ich sie beispielsweise dem Qualitätsverständnis qualitativer Forschung von Corbin (2008) oder Charmaz (2006) entnommen habe (vgl. Kapitel 10). Zunächst wird im Kapitel 20 die methodische Güte der vorliegenden Ergebnisse diskutiert. Darunter fallen Aspekte wie die Übertragbarkeit der Ergebnisse beziehungsweise der Grad der theoretischen Sättigung. Im folgenden Kapitel (21) spreche ich von der inhaltlichen Güte der Ergebnisse. Damit nehme ich die inhaltliche Anschlussfähigkeit der Ergebnisse an bestehende Theorien ins Blickfeld. Zum einen wird dies im Hinblick auf die im Theorieteil vorgestellten Theorien diskutiert. Zum anderen ziehe ich zusätzliche Literatur heran, um diese auf inhaltliche Schnittmengen mit den vorliegenden Ergebnissen zu diskutieren. Kapitel 22 bezieht sich dann auf das Kriterium der praktischen Anwendbarkeit der Ergebnisse - ein Aspekt, der innerhalb der Diskussion um wissenschaftliche Güte häufig unterbelichtet bleibt und dem in diesem Rahmen eine hohe Bedeutung zugeschrieben werden soll. Das Kapitel 22 schließt mit einem Ausblick auf weiterführende Forschung ab, die die Dichte der vorgestellten Ergebnisse erhöhen und diese um weitere Aspekte sinnvoll ergänzen könnte.

20. Die methodische Güte der Ergebnisse - Der Geltungsbereich der Ergebnisse

Der nachfolgende Absatz entspricht den noch fehlenden Kriterien der Merkmalsliste für die evaluative Gütebeurteilung eines Forschungsprojektes nach Breuer (1996, 1999), welche sich auf die Forschungsergebnisse beziehen und im Kapitel 10.2 noch nicht diskutiert wurden: Reflexion des Theoriebildungswegs, des konzeptuellen Zustandes der entwickelten Theorie, ihres Geltungsanspruchs und -bereichs.

Eine Maßnahme, um zu einer konzeptuell dichten und gut ausgearbeiteten gegenstandsgegründeten Theorie zu gelangen, ist die sachgerechte und ordnungsgemäße Anwendung der einzelnen Techniken und Prinzipien der Grounded-Theory-Methodologie (verfahrensspezifische Geltungsbegründung, vgl. Glaser & Strauss 1967, Strauss & Corbin, 1996, Corbin & Strauss 2008 sowie Kapitel 10). Gleichwohl merken Glaser und Strauss (1967) an, dass Theoriebildung im Sinne der Grounded Theory ein kontinuierlicher und potenziell endloser Prozess ist: *„The published word is not the final one, but only a pause in the never-ending process of generating theory“* (Glaser & Strauss 1967: 40). Dieser Idee folgend lassen sich meines Erachtens forschungspragmatische Entscheidungen rechtfertigen, Ergebnisse zu veröffentlichen, auch wenn sie noch nicht den Charakter einer konzeptuell dichten, konsistenten, theoretisch gesättigten Theorie tragen. Sie können auch dann originell und von Anwendungsnutzen sein.

So ist zu den vorliegenden Ergebnissen kritisch anzumerken, dass die Auswertung der 12 Interviews zu einer Theorieidee oder Theorieskizze führte, die noch nicht die

Dichte einer gegenstandsgegründeten Theorie erreicht hat. Dafür sind verschiedene Gründe zu nennen. Gegenstandsgegründet ist eine Theorie nach meinem Verständnis dann, wenn alle diskrepanten Daten in die Theorie integriert werden können und wenn so lange mittels des theoretischen Samplings neue Fälle einbezogen wurden, bis diese dem Datensatz keine unbekannteren Aspekte mehr hinzufügen (theoretische Sättigung). Diese forschungsmethodologische Setzung ist in einem Kontext forschungspraktischer Realitäten zu betrachten, in dem vor allem zeitliche Ressourcen einen Rahmen setzen. Der in diesem Rahmen erreichbare Grad der Dichte beziehungsweise theoretischen Sättigung einer gegenstandsgegründeten Theorie variiert auch mit dem Grad an Konkretetheit versus Abstraktheit der Fragestellung. Im vorliegenden Fall wurde die Fragestellung bewusst offen und weit formuliert. Relativierend dazu kann festgehalten werden, dass der Weg der Theoriebildung bis zu dem Punkt, bis zu dem er mit Verfassen der Dissertation gediehen ist, immer eng entlang der verfahrensspezifischen Arbeitsschritte erfolgte - zumindest in der Form meines Verständnisses beziehungsweise meiner Auslegung dieser verfahrensspezifischen Einzeltechniken, in ständiger Abstimmung mit den unter Abschnitt 6.2.2 beschriebenen ForscherInnengemeinschaften. Insofern kann mit Blick auf den Theoriebildungsweg von einer verfahrensspezifischen Geltungsbegründung gesprochen werden. Ein weiterer Arbeitsschritt auf dem Weg zu einer gegenstandsgegründeten Theorie wäre an diesem Punkt ein theoretisches Sampling entlang von Aspekten, die in den dargestellten Ergebnissen lediglich skizzenhaft angerissen wurden. Beispielhaft wäre hier der Einbezug von InterviewpartnerInnen zu nennen, die das Lebensmodell des Single-Daseins favorisieren und damit möglicherweise eine andere Gewichtung des Bedürfnisses nach Bindung vornehmen, als dies die Menschen der vorliegenden Stichprobe taten (vgl. Kapitel 15.1). Ebenso wäre zu erwägen, homosexuelle Paare in die Befragung einzubeziehen. Abgesehen von der Aussage Maiers⁴⁵, der meines Erachtens nicht zu widersprechen ist, dass Untersuchungen über Paarbeziehungen dann als unvollständig zu betrachten sind, wenn sie gleichgeschlechtliche Paare nicht mit einbeziehen, wäre für mich von besonderem Interesse, wie sich Beziehungskonzepte und der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen gestalten, wenn die Zuschreibung spezifischer Rollen, Verhaltenskodex und/oder Aufgaben nicht von vornherein durch die Geschlechterdifferenz im Raum steht.

Zum Gegenstandsbereich der vorliegenden Arbeit ist zu sagen, dass sich die empirisch begründeten Ableitungen auf Paare aus dem gegenwärtigen, deutschen Kulturkreis beziehen. Zwar sind mit den 12 interviewten Personen verschiedene Altersgruppen, verschiedene Beziehungsdauern, verschiedene Bildungsgruppen, Stadt- sowie LandbewohnerInnen vertreten. Dennoch lassen sich bei dem geringen Stichprobenumfang und dem beschriebenen Grad der Ausarbeitung der gegenstandsgegründeten Theorieskizze Ableitungen auf andere Paare des Geltungsbereiches nur dann machen, wenn sie als Arbeitshypothese (zum Beispiel im paartherapeutischen Kontext) verstanden wird. In Kapitel 1.5 des Theorieteils wurde hergeleitet, dass die individuelle Priorisierung von Bedürfnissen auch immer gesellschaftlichen Entwicklungen unterliegt. Damit sind Übertragungen der Ergebnisse auf andere Kulturkreise sowie andere Zeithorizonte unzulässig. In diesem Stadium der Ausarbeitung der Theorie liegt ihr Nutzen meines Erachtens vor allem in ihrer Anwendbarkeit auf praktischer Ebene. Ich werde auf diesen Aspekt im dritten Kapitel des Diskussionsteils zu sprechen kommen.

⁴⁵ Mündliche Mitteilung von Maja S. Maier, 17.04.2008.

21. Die inhaltliche Güte der Ergebnisse - Diskussion der Forschungsergebnisse hinsichtlich ihrer theoretischen Anschlussfähigkeit

Der theoretische Teil der vorliegenden Arbeit widmet sich der Auseinandersetzung um Beziehungskonzepte und untersucht deren Einfluss auf das Beziehungshandeln sowie auf die Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität. Es lassen sich daher vor allem Bezüge zu den zwei im Ergebnisteil skizzierten Beziehungskonzepten herstellen (vgl. Kapitel 15.2) sowie zu den Ergebnissen zu Beziehungshandeln (vgl. Kapitel 16) und den in Kapitel 17 beschriebenen Konsequenzen bezogen auf Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität. Des Weiteren lassen sich Querverbindungen zwischen der in Kapitel 14.3 vorgenommenen Kategorisierung von Bedürfnissen (des Datenmaterials) mit den in Kapitel 1.6 vorgestellten Systematiken herstellen. Es werden daher zur Diskussion der theoretischen Anschlussfähigkeit der Forschungsergebnisse an verschiedenen Stellen zusätzliche Theorien herangezogen. So wird die Metapher des Beziehungsraumes mit systemtheoretischen Ansätzen sowie mit der Feldtheorie von Kurt Lewin (1969) verglichen (vgl. Kapitel 21.1). Es werden in der Diskussion der Bedürfnisse die Überlegungen von Dietmar Stiemerling (2002) herangezogen (vgl. Kapitel 21.2). Bei der Betrachtung der Beziehungskonzepte wird die Typologie von Paarentitäten von Maja S. Maier (2008) hinzugezogen (vgl. Kapitel 21.3).

21.1 Die Beziehung als Raum

Es lässt sich prüfen, inwieweit Paarbeziehung, in der Metapher des Raumes begriffen, theoretische Anknüpfungspunkte zu systemtheoretischen Ansätzen⁴⁶ oder zu feldtheoretischen Annahmen nach Kurt Lewin (1963) bietet.

Beziehung lässt sich, wie schon in Kapitel 12.1 beschrieben, als von der Umwelt unterscheidbares System betrachten. Der Nutzen einer systemtheoretischen Betrachtung (von Beziehung) kann laut Forrester (1972, nach Stengel 1999) darin bestehen, verwirrende Beobachtungen zu strukturieren, das heißt vorherrschende Prinzipien herauszuarbeiten, um Widersprüche zu erklären und Mehrdeutigkeiten aufzuheben. *„Das Wissen um die Systemstrukturen sollte der Ausbildung für das Bewältigen zwischenmenschlicher Beziehungen denselben Auftrieb geben, den die Erkenntnis von der Struktur der physikalischen Gesetze der Technologie gegeben hat“* (Forrester 1997, nach Stengel 1999: 60). Eine Paarbeziehung ist systemtheoretisch als ein soziales System zu betrachten, dessen Elemente – die Beziehungspartner - als zwei psychische Subsysteme zu begreifen sind. Es könnten aber auch die unter Abschnitt 13.2.1 beschriebenen dazugehörigen Inhalte einer Paarbeziehung als einzelne Subsysteme betrachtet werden, denn als System kann gemäß der Definition von Paul Weiss (nach Stengel 1999: 68) das betrachtet werden, *„was einheitlich genug ist, um einen Namen zu verdienen“*, oder etwas präziser mit den Worten von Ludwig von Bertalanffy (nach Stengel 1999: 68): *„Ein System ist eine Menge (im mathematischen*

⁴⁶ Nach Aussage Niklas Luhmanns lässt sich nicht von einer allgemeinen Systemtheorie sprechen. Dementsprechend kann auch nicht ein Begründer dieser Theorie benannt werden. Sie ließe sich vielmehr auf Strömungen zurückführen, die bereits im 17. Jahrhundert mit Modellen des Gleichgewichts gearbeitet haben (vgl. Luhmann 2008: 41f.). In der vorliegenden Arbeit wird die Systemtheorie gemäß der Darstellung Stengels (1999) und Luhmanns (2008) rezipiert.

Sinn) von Elementen, zwischen denen Wechselbeziehungen bestehen“. In der Terminologie der Systemtheorie ließe sich Paarbeziehung des Weiteren als komplexes, offenes, dynamisches, determiniertes und instabiles System beschreiben. Die Eigenschaft der Offenheit versus Geschlossenheit bezieht sich auf den Austausch mit der Umwelt und wird innerhalb der Systemtheorie weniger den Grenzen zugeschrieben als dem System selber. Darin besteht ein Unterschied zu den vorliegenden Ergebnissen. Der Aspekt der Begrenzung bezeichnet in der Systemtheorie die Begrenzung der Vielfalt der Zustände, in denen sich ein System befinden kann (vgl. Stengel 1999: 86). Dies ist erforderlich, um Sinn zu erzeugen, um Chaos zu begrenzen, um Koordination und Zusammenleben zu ermöglichen (vgl. ebd.: 87). Diese Funktion lässt sich ebenso den in der vorliegenden Arbeit beschriebenen Grenzen des Beziehungsraumes zuschreiben. Man unterscheidet starke und schwache Begrenzung, was in Analogie zu den beschriebenen weiten versus engen Grenzen, beziehungsweise der hohen versus geringen Exklusivität zu betrachten ist (vgl. Abschnitt 13.1.4 beziehungsweise 15.1.2). Kräfte, die aus der Umwelt auf das System Beziehung einwirken, werden Störungen genannt, auf die das System mit Prozessen wie Transformation, Rückkopplungen, Regelungen und Steuerungen reagiert. Es erscheint sinnvoll, die beiden Elemente des Systems Beziehung als innere Umwelt zu betrachten (vgl. ebd.: 73), da Störungen und entsprechende reagierende Prozesse auch von einem Individuum auf das andere wirken können. Die Forschungsfrage nach Beziehungskonzepten und dem Umgang mit offenen Bedürfnissen ließe sich systemtheoretisch so formulieren, inwieweit die Subsysteme Beziehungspartner ihr Verhalten sowie ihre mentalen und emotionalen Prozesse regulieren, um sich gegen Störungen aus der inneren wie äußeren Umwelt zu schützen, sie auszugleichen, sich abzugrenzen, allgemein: in ihrem Überlebensbereich zu bleiben.

Die Auseinandersetzung mit der theoretischen Anschlussfähigkeit der Metapher des Beziehungsraumes an eine systemtheoretische Betrachtungsweise muss im gegebenen Rahmen sehr oberflächlich bleiben. Es sollte dargelegt werden, dass Querverbindungen des vorliegenden paradigmatischen Modells zu Grundannahmen der Systemtheorie theoretisch möglich sind und eine Übertragung der vorliegenden Ergebnisse in ein systemtheoretisches Paradigma erkenntnistheoretisch sinnvoll erscheint.

Ein Modell eines psychischen Systems wurde 1969 von Kurt Lewin unter der Bezeichnung des *Lebensraumes* entwickelt. Es soll an dieser Stelle mit dem Modell der Beziehung als Raum verglichen werden. Bei dem Lebensraum nach Lewin handelt es sich um ein topologisches Modell, das heißt es wird auf jegliche Metrik verzichtet und nur Nachbarschaftsbeziehungen, Inklusionen oder ähnliches beachtet. Der Lebensraum ist in zwei Systeme unterteilt, die (psychologische) Umwelt und die Person beziehungsweise das Personensystem. Damit markiert das Außen des Lebensraumes die *Realität*, das heißt die Gesamtheit aller Fakten unabhängig von der Wahrnehmung der Person. Das Innen hingegen ist die *Wirklichkeit*, das heißt die Menge an Fakten, die sich für die individuelle Person in ihrem momentanen Zustand als wirksam, als relevant erweisen (vgl. ebd.: 130).

Die Person im Sinne Lewins besteht aus einem System von Bereichen, die als Bedürfnisse oder Motive interpretierbar sind. Die Anordnung der einzelnen Bereiche, ihre Nachbarschaftsbeziehungen, symbolisieren bei Lewin die Bedeutung der einzelnen Bereiche für die Person: Ein zentraler Bereich entspricht einem *Wert*. Periphere Bereiche, die der Grenzzone mit den Wahrnehmungs- und (motorischen) Ausführungsfunktionen benachbart sind, wären unmittelbarer handlungsleitend, kämen also den *Einstellungen* nahe. Unmittelbar benachbarte Bereiche hätten außerdem einen

höheren Grad an Ähnlichkeit als weiter auseinander liegende (vgl. ebd.: 132). Auch Lewin spricht von *Barrieren* im Lebensraum beziehungsweise von Bereichen mit undurchlässigen Grenzen, die die Erfüllung von Bedürfnissen verhindern und auf die Menschen mit *Substitution* reagieren. Als Beispiele der Substituierbarkeit finden sich bei Lewin (1963) die Phänomene der *Regression* in primitivere Zustände und der *Retrogression* (vgl. ebd.: 133).

Dem System der psychologischen Umwelt ordnet Lewin die *Handlungsziele* sowie *Barrieren* zu. Ziele entsprechen den Bedürfnissen der Person. Barrieren speisen sich aus dem *Nichtgekonnten*, den fehlenden Fähigkeiten und Fertigkeiten sowie dem *Nichterlaubten*, sozialen Normen, Gesetzen etc., wie sie im Individuum repräsentiert sind. Ziele haben *Valenzen*. Das ist die Kraft, mit der ein Ziel zu einer bestimmten Zeit für ein Individuum anziehend oder abstoßend wirkt (vgl. ebd.: 136).

Dem Lewinschen Modell des Lebensraumes und der Betrachtungsweise von Beziehung in der vorliegenden Arbeit sind die Verwendung der räumlichen Metapher, einschließlich der Differenzierung einzelner Bereiche, sowie die Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Grenzen beziehungsweise Barrieren für die Erfüllung von Bedürfnissen gemein. Darüber hinaus sind entscheidende Unterschiede in der Verwendung der Raummetapher festzustellen.

Das Innen und Außen, welche durch die Verwendung der Raummetapher kreiert werden, sind auf phänomenologisch verschiedenen Ebenen angesiedelt: Bei Lewin ist die Grenze durch die Wahrnehmung der Person gezogen. In der vorliegenden Arbeit ist mit dem Außen die die Beziehung umgebende Umwelt gemeint. Hier manifestiert sich ein Unterschied in der Perspektive der Betrachtung. Lewin beschreibt den Lebensraum aus der Innensicht einer Person. Die Beschreibung der Beziehung in der vorliegenden Arbeit geschieht hingegen aus der Perspektive einer Beobachterin und korrespondiert somit mit der systemtheoretischen Herangehensweise. Die Beschreibung des Lebensraumes bezieht sich auf ein Individuum, während die Beschreibung des Beziehungsraumes eine Dyade einschließt. Die systemtheoretische Betrachtungsweise liegt daher näher, da soziale Systeme per Definition mehrere Individuen umfassen. Es existiert in der Systemtheorie die aus der Thermodynamik stammende These der Entropie, die besagt, dass alle geschlossenen Systeme dazu neigen, alle Unterscheidungen aufzulösen (vgl. Luhmann 2008: 44). Nun habe ich Paarbeziehungen als nicht als geschlossene, sondern als offene Systeme aufgefasst, dennoch verweist die Entropiethese auf einen kritischen Punkt in der Betrachtungsweise der Paarbeziehung als ein System: Die Individuen treten in den Hintergrund. In der Fokussierung von Beziehungsinhalten und Verhaltensweisen im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen ohne Differenzierung der Beziehungspartner können im Auge des Betrachters die Unterscheidungen und Unterschiede der Beziehungsindividuen entropisch verschwimmen. Begegnen lässt sich diesem Problem, indem die inneren Grenzen und Aufteilungen des Beziehungsraumes entlang der individuellen Verschiedenheiten in den Blick genommen werden (vgl. Abschnitt 13.2.2). Damit wurde bereits ein Nachteil der metaphorischen Betrachtungsweise von Beziehung als Raum diskutiert. Einen weiteren Nachteil sehe ich in dem bereits unter Kapitel 12.1 andiskutierten Aspekt, dass Metaphern jeweils nur zur Pointierung einiger Aspekte eines Phänomens geeignet sind und zwangsläufig andere Aspekte in den Hintergrund treten lassen. Im Fall von Beziehung als Raum ist die Statik des Konzeptes und die damit eingeschränkte Abbildungsfähigkeit von Prozessen zu bemängeln.

Der entscheidende Vorteil der Metapher des Beziehungsraumes besteht meines Erachtens darin, dass diese Betrachtungsweise den Blick auf Konzepte wie „Hand-

lungsspielraum“, „Gestaltungsmöglichkeiten“, „Autonomie“, „Selbstverantwortung“, „Kontrolle“ etc. lenkt. Ob dies jedoch uneingeschränkt als Vorteil zu werten ist, soll in Kapitel 22 diskutiert werden.

21.2 Bedürfnisse

Die im Interviewmaterial genannten Bedürfnisse habe ich nach Adressaten, denen vom bedürfnistragenden Individuum die potentielle Erfüllbarkeit des unbefriedigten (offenen) Bedürfnisses zugeschrieben wird, klassifiziert (vgl. Kapitel 14.3). Die Erfüllbarkeit eines Bedürfnisses kann dabei entweder der eigenen Person zugeschrieben werden (ich spreche in dem Fall von ich-orientierten Bedürfnissen) oder anderen Personen (soziale Bedürfnisse) oder einer abstrakten Instanz wie Zufall, Schicksal oder „äußeren Umständen“ (Bedürfnisse, deren Erfüllbarkeit sich der Kontrolle einer konkreten Person entzieht). Dieser Unterteilung habe ich im Theorieteil die fünf Ordnungsversuche von Bedürfnissen von McDougall (1908), Murray (1938), Maslow (1954), Alderfer (1972) und Dörner (1999) gegenübergestellt, wobei die beiden erstgenannten Autoren lediglich auflisten und weniger klassifizieren (vgl. Kapitel 1.6). Eine Unterteilung in Adressaten von Bedürfnissen findet sich in dieser oder vergleichbarer Form in keiner der vorgestellten Systematiken. Es scheint, als sei der Aspekt der potentiellen Erfüllbarkeit motivationstheoretisch nicht primär interessant. Möglicherweise wird dieser Fragestellung erst in konkreten inhaltlichen Kontexten, wie zum Beispiel dem Paarbeziehungskontext, Relevanz beigemessen. Die Tatsache, dass der Therapeut Dietmar Stiemerling in seinem Sachbuch über die Psychologie der zentralen Beziehungswünsche ebenfalls von so genannten partnerbezogenen Bedürfnissen spricht, könnte als Beleg dafür gewertet werden (vgl. Stiemerling 2002: 16ff.).

Allerdings sprechen die zitierten Autoren Maslow, Alderfer und Dörner, welche Bedürfnisgruppen bilden und diese klassifizieren, ausnahmslos von sozialen Bedürfnissen (beziehungsweise bei Alderfer: Beziehungsbedürfnissen), die sich damit auch in ihrer potentiellen Erfüllbarkeit als unbedingt abhängig von anderen Personen interpretieren lassen. Ebenso finden sich bei allen drei Autoren Bedürfnisse, die sich als ich-orientierte Bedürfnisse betrachten lassen (Maslow: Bedürfnisse nach Selbstachtung und Selbstverwirklichung; Alderfer: Wachstumsbedürfnisse und bei Dörner teilweise die geistigen Bedürfnisse), also Bedürfnisse, deren Erfüllbarkeit der eigenen Person zugeschrieben wird. Insofern ist eine direkte Vergleichbarkeit dieser drei Ordnungsansätze zu dem der vorliegenden Arbeit vorhanden. Inhaltlich am nächsten liegt dabei meines Erachtens die Systematisierung von Alderfer, die mit ihrer Unterteilung in Existenzbedürfnisse (die physiologischen Bedürfnisse, die ich in meiner Auflistung explizit nicht einbezog), Beziehungsbedürfnisse sowie Wachstums- und Selbsterfüllungsbedürfnisse auch der Logik meines nächsten Analyseschrittes entspricht, dem Herausgreifen der Bedürfnisse nach Freiheit und Bindung als meines Erachtens für die Fragestellung besonders relevante Vertreter der beiden letztgenannten Bedürfnisgruppen (vgl. Kapitel 14.4).

Außer Acht gelassen habe ich die von Maslow und Alderfer formulierten Dominanzprinzipien ihrer Bedürfnisordnungen (vgl. 1.6.4 und 1.6.5). Dafür konnte ich Eigenschaften von Bedürfnissen herausarbeiten, die zum Teil mit Annahmen des bereits zitierten Autors Stiemerling übereinstimmen. Die Eigenschaften Dringlichkeit, Zeitlichkeit und Relativität beschreibe ich im Kapitel 14.2. Auch Stiemerling spricht von einem Dringlichkeitsgrad von Bedürfnissen (vgl. ebd.: 36) und ordnet diesem, indem er auf die Veränderbarkeit der Dringlichkeit hinweist, den Aspekt der Zeitlichkeit un-

ter. Er nennt dies an anderer Stelle auch die Quantität eines Bedürfnisses (vgl. ebd.: 24f.). Die Eigenschaft der Relativität eines Bedürfnisses wird von Stiemerling nicht explizit genannt. Er spricht dafür von Treffsicherheit und Echtheit von Bedürfnissen und schreibt, dass *„es zu den Möglichkeiten tragischer Existenzverfehlung gehöre, dass Menschen nie zu ihren wahren Bedürfnissen finden. Sie jagen stattdessen irgendwelchen Pseudobefriedigungen oder falschen Zielen hinterher oder begnügen sich mit Surrogaten“* (Stiemerling 2002: 31). Hier offenbart sich eine unterschiedliche Grundannahme: Ich unterscheide nicht zwischen echten und unechten Bedürfnissen, sondern gehe davon aus, dass Bedürfnisse in Relation zu Normen und Werten an Gewichtung gewinnen oder verlieren. Ich habe für die gegenteilige Annahme keine Anhaltspunkte im Interviewmaterial gefunden.

Stiemerling benennt einen weiteren Aspekt von Bedürfnissen, der in der Darstellung meiner Forschungsergebnisse implizit zum Ausdruck kommt, den ich aber nicht systematisch herausgearbeitet habe: Die Einstellung zum eigenen Bedürfnis (vgl. ebd.: 38). Er schreibt, Menschen könnten sich zu ihren Bedürfnissen verhalten, *„sie bejahen oder ablehnen (...), in Konflikte oder ambivalente Gefühle gestürzt werden, auf sie verzichten, sie verleugnen, auf den Partner verschieben oder gar verdrängen. Es ist für eine Beziehung deshalb ganz und gar nicht gleichgültig, welches – gute oder schlechte – Verhältnis ein Individuum zu seinen eigenen Triebregungen und Wünschen hat“* (Stiemerling 2002: 38). Im Abschnitt 16.2.2 schreibe ich zum Zitatbeispiel 108, dass Bedürfnisse dann leichter, das heißt ohne Schuldempfinden gegen die Interessen oder Wünsche des Partners durchgesetzt werden können, wenn unter anderem die Vorstellung besteht, dass die Durchsetzung des Bedürfnisses förderlich für die Beziehung ist. Das spricht den Aspekt der Einstellung zum eigenen Bedürfnis an, ohne dass dies von mir so expliziert wurde. Dieser Aspekt ist eine interessante Ergänzung zu meinen Ergebnissen. Ich mache in Abschnitt 16.2.3 die Feststellung, dass es Menschen gibt, denen die Akzeptanz der Begrenzung der Bedürfniserfüllung in Paarbeziehungen leichter zu fallen scheint, als anderen. Die Beobachtung lässt sich im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht vollständig ergründen. Sie könnte aber im Hinblick auf die Einstellung zum eigenen Bedürfnis diskutiert werden oder aber in Zusammenhang mit Beziehungskonzepten gebracht werden, für die der Verzicht auf individuelle Interessen zugunsten des Zusammenlebens zum charakteristischen Merkmal gehört. Diese Diskussion ist Bestandteil des folgenden Kapitels.

21.3 Beziehungskonzepte

Beziehungskonzepte werden sowohl im Theorieteil (Kapitel 1) als auch im Ergebnisteil (Kapitel 15) ausführlich behandelt. Unter Punkt 1.2 des Theorieteils wird beschrieben, woraus sich laut Theorie ein Beziehungskonzept zusammensetzt. Es besteht aus Annahmen und Überzeugungen, wie Beziehung ist und sein sollte (Beziehungskognitionen), sowie aus verschiedenen Typen von Subschemata. Es wird bezogen auf die interne Struktur von Beziehungskonzepten postuliert, dass je nach Bedeutung, die ein spezifischer Inhalt für die eigene Beziehung hat, das Subschema entsprechend stark ausdifferenziert sein wird. Des Weiteren gehe ich auf differentielle und interindividuelle Unterschiede von Beziehungskonzepten ein (vgl. Abschnitt 1.1.2) und unterscheide verschiedene Arten von Beziehungskonzepten, die sich aus verschiedenen Leitbildern (das sind letztlich auch Vorstellungen) ableiten lassen, dem Leitbild der partnerschaftlichen Liebe und dem Leitbild der romantischen Liebe nach Kraft und Witte (1992) (vgl. Kapitel 1.3).

Im Ergebnisteil unterscheide ich zunächst vier verschiedene Positionen des Dominanzverhältnisses zwischen den Bedürfnissen nach Freiheit und Bindung (Kapitel 15.1). Daraus werden von mir zwei extreme Typen von Beziehungskonzepten abgeleitet: das *kulturell verankerte Beziehungskonzept* und das *alternative, freigesetzte Beziehungskonzept*. Diese unterscheiden sich aufgrund der unterschiedlichen Bedürfnisgewichtung in ihren festgelegten versus freien (nicht festgelegten) Beziehungszielen, Grenzen und Rollen.

Es ließe sich mutmaßen, dass beim alternativen, freigesetzten Beziehungskonzept andere Subschemata als beim kulturell verankerten Beziehungskonzept ausgearbeitet sind und dass vor allem beim alternativen, freigesetzten Beziehungskonzept die interne Struktur insgesamt stärker ausdifferenziert ist, da diesem Konzept ausführliche Reflexionsprozesse vorausgehen. Für derartige Annahmen lassen sich allerdings mit den von mir gewählten Forschungsmethoden keine Belege erzielen. Interessanter ist daher sicherlich ein weiterer inhaltlicher Anknüpfungspunkt, ein Vergleich der erwähnten Leitbilder und der im Ergebnisteil abgeleiteten Beziehungskonzepte.

Das Leitbild der partnerschaftlichen Liebe hat seinen Ursprung in der Form vorindustrieller Ehen, welche von gegenseitiger ökonomischer und sozialer Abhängigkeit geprägt waren und den Charakter einer Zweckgemeinschaft trugen. Das Leitbild partnerschaftlicher Liebe stellt Werte, wie gegenseitige Unterstützung in den Vordergrund. Das Ziel ist eine vertrauensvolle, stabile und auf Dauer angelegte Beziehung. Das Leitbild der romantischen Liebe bildete mit der aufkommenden Industrialisierung die Antithese zu diesem Ehemodell. Es wird nunmehr die Emotionalität der Beziehung betont. Leidenschaft und sexuelles Begehren etablieren sich als Kriterien einer Partnerschaft. Es geht um die Erfüllung individueller Bedürfnisse. Meines Erachtens lassen sich inhaltliche Überschneidungen zwischen dem Leitbild der partnerschaftlichen Liebe und dem kulturell breit verankerten Beziehungsideal finden. Beide Typen beinhalten eine klare Ausrichtung der Beziehung auf Reproduktion beziehungsweise teilweise auch heute noch auf ökonomische Absicherung. Pragmatische Aspekte stehen innerhalb dieses Beziehungskonzeptes deutlicher im Vordergrund. Dennoch – und das ist wichtig zu betonen – ist auch das kulturell verankerte Beziehungsmodell von romantischen Ideen geprägt. Gerade der Glaube der stabilen impliziten Beziehungstheorie nach Klee (1998, 2001) (vgl. Abschnitt 1.3.1), dass es einen „richtigen“ Beziehungspartner gäbe und Beziehung demnach schicksalhaft gut oder schlecht ist, je nach dem, ob der richtige Partner gefunden wurde, wurde auch dem romantischen Leitbild von Liebe zugeordnet und entspricht aber eher dem kulturell breit verankerten Beziehungskonzept. Ebenso wird die Annahme, dass Beziehungspartner füreinander Verantwortung tragen, von Kraft und Witte (1992) dem romantischen Leitbild zugeschrieben, welches im Fall der vorliegenden Studie ebenfalls dem kulturell verankerten Beziehungskonzept zugeordnet wird. Es lässt sich also festhalten, dass das kulturell verankerte Beziehungskonzept sowohl romantische als auch pragmatische Aspekte eines Leitbildes der Liebe enthalten kann. Eine direkte Gegenüberstellung ist also nicht uneingeschränkt möglich.

Eine inhaltliche Nähe zwischen dem alternativen, freigesetzten Beziehungskonzept und dem Leitbild romantischer Liebe lässt sich vor allem unter Beachtung der bereits zitierten These Herrad Schenks (1997) (vgl. Abschnitt 1.5.1) herstellen, die davon ausgeht, dass die Auflösung der Institution Ehe die Fortführung des romantischen Liebesideals ist. Die Ehe wird in Frage gestellt, gerade weil sie sich als mit romantischen Ideen und Erwartungen von Glück und Erfüllung an Partnerschaft als schwer vereinbar erweist. So kann die Absage an die staatlich institutionalisierte Form der

Ehe dahingehend interpretiert werden, dass zwei freie und unabhängige Individuen sich des Beigeschmacks der Zweckgemeinschaft entledigen wollen und ihrer Beziehung einen unverbindlicheren Rahmen geben, der der Flüchtigkeit der Liebe Rechnung trägt (vgl. Schenk 1997: 54ff.). Diese zunächst contraintuitiv anmutende These steht im Einklang mit den Befunden meiner Untersuchung, wenn das Leitbild romantischer Liebe dahingehend interpretiert wird, dass die Erfüllung von (partnerbezogenen) Bedürfnissen der Grund für das Zusammensein eines Paares sein sollte. Die Bereitstellung von Sicherheit, sozialen Bedürfnissen und teilweise auch Reproduktion werden unabhängig von Beziehung konzipiert.

Es sollen an dieser Stelle zwei weitere inhaltliche Anknüpfungspunkte zwischen Theorieteil und Ergebnisteil bezogen auf Beziehungskonzepte angesprochen werden. Im Theorieteil im Abschnitt 1.1.2 werden interindividuelle Unterschiede in Beziehungskonzepten auf Sozialisation in verschiedenen Referenzgruppen zurückgeführt. Im Ergebnisteil leite ich die verschiedenen Beziehungskonzepte aus der unterschiedlichen Gewichtung von Bedürfnissen ab. Die Entstehung unterschiedlicher Bedürfnishierarchien war nicht Inhalt meiner Forschung. Es können dazu keine Aussagen getroffen werden. Die Unterschiede der InterviewpartnerInnen in beispielsweise Geschlecht, Alter und Ausbildungsgrad setze ich nicht zu den verschiedenen Bedürfnishierarchien und Beziehungskonzepten in Verbindung. Da ich aber die Eigenschaften der Relativität von Bedürfnissen ausfindig machen konnte, was heißt, dass Bedürfnisse in Relation zu Normen und Werten an Bedeutung gewinnen oder verlieren, kann diese These als inhaltliche Ergänzung verstanden werden, da Normen und Werte sich phänomenologisch wenig von Leitbildern unterscheiden dürften.

In Abschnitt 1.5 des theoretischen Teils der vorliegenden Arbeit wird unter dem Stichwort der Individualisierung angesprochen, dass das verantwortliche und aktive Gestalten der eigenen (Beziehungs-)Biographie eine große Anforderung an das Individuum stellt. Damit kann meiner Meinung nach erklärt werden, weshalb viele Menschen meines Samples das gesellschaftlich verankerte Beziehungskonzept bevorzugen. Es bietet gerade aus dem Grund Sicherheit, weil es nicht aus der eigenen Kompetenz heraus entwickelt werden muss. Es wirkt vertrauenswürdiger, weil es sich bewährt zu haben scheint, weil die Mehrheit so lebt. Es kann als Gegenströmung zu den verunsichernden Individualisierungstendenzen aufgefasst werden.

Eine interessante Ergänzung beziehungsweise einen interessanten Hintergrund zur Diskussion der von mir abgeleiteten Beziehungskonzepte stellt die soziologische Arbeit von Maja S. Maier (2008) dar, die mit 12 Paaren qualitative Interviews führte, um die narrative Paaridentität homosexueller und heterosexueller Paare miteinander zu vergleichen. Sie entwickelte daraus fünf Typen narrativer Paaridentität, die sie „Paarsein als biografische Selbstverständlichkeit“, „Paarsein als Vertrauensbeziehung“, „Paarsein als pragmatische Festlegung“, „Paarsein als Ambivalenz“ und „Paarsein als interaktive Exklusivitätserzeugung“ nennt. Alle Paaridentitätstypen werden anhand einer temporalen Dimension und einer sozialen Dimension voneinander unterschieden. Die temporale Dimension narrativer Paaridentität erfasst die paarspezifischen Strategien der Herstellung von Kontinuität des Beziehungsverlaufs (vgl. Maier 2008: 58). Die soziale Dimension erfasst die identitätsstiftenden Themenbereiche der Paarbeziehung sowie das Verhältnis des Paares zu seiner sozialen Umwelt und zur Gesellschaft (vgl. ebd.: 59).

Alle fünf Typen sollen hier in kurzer Form vorgestellt werden, um sie daraufhin mit den Beziehungskonzepten der vorliegenden Arbeit zu vergleichen.

(1) Der Typus des *Paarseins als biografische Selbstverständlichkeit* entspricht am stärksten den alltagstheoretischen Vorstellungen von Paarbildungen. Er ist charakterisiert durch eine hohe subjektive Sicherheit bei der Partnerwahl sowie durch eine Einbettung der Paarbildung in die familiäre Situation der Herkunftsfamilie. Der Paarbildungsprozess erfolgt relativ rasch. Frühe Sexualität und Paarbildung werden für unvereinbar gehalten. Beziehungsvorstellungen werden früh und implizit abgestimmt. Eine explizite Annahme einer Geschlechterdifferenz führt zu klarer Rollenaufteilung, welche den Frauen Zurückhaltung im Hinblick auf ihre Durchsetzungsstrategien und Männern Zugeständnisse im Hinblick auf die Wünsche ihrer Partnerin abverlangt. Damit verbunden ist eine besondere Betonung der romantischen Gestaltung des Paarbildungsprozesses. Zu den Partnerwahlkriterien gehört bei diesem Typ auch, ob einer Familiengründung zugestimmt wird. Es geht nicht darum, individuelle Beziehungsvorstellungen auszutauschen und sie miteinander abzustimmen, sondern zu schauen, ob und auf welche Weise die von beiden vorausgesetzte Priorität der Partnerschaft im Alltag umgesetzt wird beziehungsweise umgesetzt werden sollte. Beziehungsvorstellungen rekurren stark auf normalbiografische Verlaufsmuster. Individuelle Interessen müssen zwangsläufig zugunsten des gemeinsamen Zusammenlebens zurückgestellt werden. Das Paarsein auf Dauer wird zum Ziel und zum Mittelpunkt des Erwachsenenlebens erklärt. Die von Individuen geäußerten Bedürfnisse werden nicht auf deren Individualität attribuiert, sondern im weitesten Sinne als abhängig von Geschlecht und Lebensphase betrachtet. Gemeinsame Sexualität wird zur Erfahrung von Zusammengehörigkeit. Eine ungleiche häusliche Arbeitsteilung wird nicht als Ungleichheit bewertet, sondern als Komplementarität im Hinblick auf alltägliche Abläufe wertgeschätzt. „Dass die Paare dieses Typus die Konstruktion eines Normalverlaufs von Beziehungen nicht als Unterdrückung ihrer Individualität erleben, liegt sicher daran, dass dem Rückgriff auf die quasi natürliche Normalität ein hohes Potenzial innewohnt, Unzufriedenheiten und Konflikte abzufedern“ (Maier 2008: 99) (vgl. ebd.: 71ff.).

(2) Für das *Paarsein als Vertrauensbeziehung* ist kennzeichnend, dass der Kennenlernprozess auf die langsame Entwicklung von Vertrauen zielt. Die Geschlechterbeziehung ist vor der Paarbildung zunächst entsexualisiert und Sexualität bleibt auch innerhalb der Beziehung ein eher randständiges Thema. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit konstituiert sich durch intensiven verbalen Austausch, „geistige Nähe“ und Abgrenzung vom sozialen Umfeld. Auch durch die Herkunftsfamilie erfolgt keine frühe und explizite Bestätigung der Partnerschaft. Heirat dient der Darstellung des Paarseins nach außen. Die Partnerschaft orientiert sich stark an Prinzipien der Gemeinschaft: Verständnis, Unterstützung, Solidarität und Kompromissfähigkeit. Die Bereitschaft zur Beziehungsarbeit ist dabei unerlässlich. Bestandteil der Zusammengehörigkeit ist das Engagement für die Gemeinschaft. Arbeitsteilung zielt nicht auf formale Gleichheit ab, sondern wird mit Blick auf die Gemeinschaft bewertet. Es wird bei diesem Typ nicht auf Geschlechterdifferenzen, sondern auf das gemeinsame Engagement für die Gemeinschaft abgehoben. Die individuellen Bedürfnisse werden den Interessen der Gemeinschaft unterworfen. Bezogen auf die Treuenorm wird nicht moralisch argumentiert, sondern das Vertrauensverhältnis in den Blick genommen. Die mögliche Ursache für Untreue wird im Inneren der Beziehung gesehen und erfordert Beziehungsarbeit. Die Exklusivität wird durch die Vertrauensbeziehung bestimmt (vgl. ebd.: 105ff.)

(3) Beim Typ *Paarsein als pragmatische Festlegung* erfolgt die Paarbildung nach einem über längere Zeit aufrechterhaltenen sexuellen Kontakt. Die Paarbildung ist das

Ergebnis von Abwägungen. *„Die Diskrepanz zwischen Paarpraxis und symbolischer Repräsentation beziehungsweise der Selbstdefinition des Paares wird bei diesem Typ durch eine (rationale) Entscheidung aufgehoben“* (Maier 2008: 143). Dieser Typ weicht vom Ideal der romantischen Liebe ab, da nicht Verliebtheit dominiert, sondern eher pragmatische Erwägungen auf der Ebene der Alltagspraxis. Die Zweifel und Vorbehalte setzen nicht am Partner an, sondern an der Frage, ob man überhaupt eine Paarbeziehung eingehen soll. Die Rollenverteilung beim Paarbildungsprozess rekuriert bei den heterosexuellen Paaren auf die Geschlechterdifferenz. Den Frauen wird die Entscheidungsmacht über die Paarbildung eingeräumt. Das Umfeld spielt zur Paarbildung keine Rolle, es wird sich gegenüber den Ansprüchen des Umfeldes beziehungsweise der Herkunftsfamilie abgegrenzt. Individuelle Unterschiede der Beziehungspartner werden akzeptiert. Es gibt eine hohe Bereitschaft, sich mit ihnen zu arrangieren. Negativ bewertete Verhaltensweisen werden gemäß der Vorstellung einer unveränderbaren Persönlichkeit als „Fehler“ oder „Macken“ betrachtet. In dieser Logik macht man keine Fehler, man „hat“ Fehler oder Macken. Es geht folglich nicht darum, sie zu unterlassen, sondern vorab zu prüfen, ob man mit den „Macken“ des anderen zurechtkommt. Das Ziel der Paarbeziehung besteht in erster Linie in der Sicherung ihres Bestandes. Es kann dabei einer Kosten-Nutzen-Logik gefolgt werden. Es wird nicht die Paarentwicklung fokussiert, sondern ein statisches Bild des Paarseins gezeichnet. Bei heterosexuellen Paaren gehört die Treuenorm selbstverständlich zu den Beziehungsregeln. Exklusivität wird durch die konstitutive Festlegung auf den Partner erzeugt. Es besteht die Vorstellung, dass eine Paarbeziehung weniger auf romantischen Gefühlen, Aushandlungen oder permanenter Erneuerung gründet, als von der Bereitschaft lebt, sich arrangieren zu können. Stabilität und Dauer der Beziehung werden nicht durch eine dauerhafte Selbstvergewisserung, beispielsweise durch gemeinsame Gespräche und Auseinandersetzungen erzeugt, sondern die Entscheidung der Festlegung ist handlungsleitend. Indem Toleranz- und Akzeptanzerwartungen zur Regel gemacht werden, können Ansprüche des Partners, beispielsweise auf seine Befindlichkeiten einzugehen oder Rücksicht zu nehmen, zurückgewiesen werden. Die Beziehungspersonen werden, was die Notwendigkeit von Beziehungsarbeit angeht, entlastet. (vgl. ebd.: 137ff).

(4) Beim Typus *Paarsein als Ambivalenz* ist der Bezugspunkt der temporalen wie sozialen Darstellung des Paarseins Ambivalenz. *„Schon in den individuellen Beziehungserzählungen gibt es nichts, worin sich die Befragten sicher sind und nur wenig, wo sie miteinander übereinstimmen“* (Maier 2008: 166). Es besteht Unsicherheit und Unklarheit über die Qualität der Beziehung. Die Paarbildung erfolgt verzögert, aufgrund von unsteten und nicht auf Kontinuität beruhenden Gefühlen. Uneindeutigkeit der Zeichen und ihrer Bedeutung führen zu wechselseitiger Unsicherheit. Die Individuen dieses Typus verfügen nicht über geschlechtsspezifische Verhaltenscodes, die Klarheit erzeugen könnten. Deshalb unterbleiben Abstimmungs- und Aushandlungsprozesse in der Kennlernphase. Somit kann die anfängliche Handlungsunsicherheit nicht zurückgedrängt werden. Die Bedeutungen der Handlungen sind wechselseitig unklar und vollständig von individuellen Interpretationen abhängig. „Emotionalität“ und „eigentliches Wollen“ driften im Erleben der Individuen tendenziell auseinander. Es wird sich geweigert Festlegungen zu treffen. Es bleiben die Ambivalenzen über die Paarbildung hinaus bestehen. Durch die gedanklich permanent präsente Möglichkeit der Trennung wird nicht nur die Verfestigung der Beziehung verhindert, sondern auch der symbolische Wert der Beziehung insgesamt geschmälert. Familiengründung wird als ‚äußerer‘ Grund für den Bestand der Beziehung betrachtet. *„Man könnte fast sagen, dass die Individuen darauf verzichten, zu durchdringen und narra-*

tiv zu begründen, weshalb sie ein Paar sind. Dass man sich nicht getrennt hat, reicht dem Paar als Geltungsbegründung seines Paarseins“ (ebd.: 181). Der Beziehungsalltag liefert vermutlich ausreichende Gründe für den Bestand der Paarbeziehung. Die emotionale Ebene muss dabei nicht stabil sein. Die Identitätskonstruktion der Individuen lässt Zweifel zu. Sie stellen per se kein Gefährdungspotenzial für die Beziehung dar. Der verbale Austausch ist weder für den Aufbau der Beziehung noch für ihren Bestand zentral (vgl. ebd.: 165ff.).

(5) Bei dem Typ *Paarsein als interaktive Exklusivitätserzeugung* sind die individuellen Bedürfnisse der Beziehungspersonen der zentrale Bezugspunkt des Paarseins. Es besteht der Anspruch, dass diese Bedürfnisse wechselseitig erfüllt und damit die Personen in ihrer Individualität in hohem Maße bestätigt werden. Vorrang gegenüber der Stabilität der Paarbeziehung haben hier deshalb die Individualität und persönliche Freiheit. Paarbildung erfolgt als individuelle Durchsetzung vor dem Hintergrund von Konkurrenz. Paaridentität stützt sich nicht auf die einmal erreichte Verfestigung der Beziehung, sondern auf die fortwährende interaktive Erzeugung der Exklusivität der Beziehung. Die Paaridentität trägt insofern Züge einer Übersteigerung des romantischen Liebesideals, als die Veralltäglicung von Beziehungen ebenso negiert wird wie die normative Vorstellung einer auf Dauer angelegten Paarbeziehung. Die Kennenlernphase ist bei diesem Typ von der wechselseitigen Zurückweisung von Erwartungen und der Erzeugung von Distanz bestimmt. Dadurch wird insbesondere die Selbstläufigkeit der Beziehungsentwicklung verhindert. Der antizipierte Normalverlauf von Paarbildungen wird absichtsvoll durchkreuzt. Zur Paarbildung, die auf eine Phase der sexuellen Beziehungspraxis folgt, kommt es erst, wenn die Verfestigungserwartungen negiert und die Individualität wechselseitig anerkannt werden. Die aktive Herstellung von Distanz dient dazu, den Handlungsspielraum der Individuen zu wahren und damit die Priorität des individuellen Erlebens zu gewährleisten. Der Begegnung wird ein hohes Maß an Besonderheit zugeschrieben. Offenheit wird als wichtiges Merkmal der Beziehung genannt, ob im sexuellen Bereich, in verbalen Auseinandersetzungen oder im Hinblick auf individuelle Entwicklungen und gemeinsame Zukunftsperspektiven. Die propagierte Offenheit gewährt den Individuen die für diesen Typ charakteristischen Freiräume. Es gilt als legitim, dass anderweitigen Bedürfnissen keinesfalls entsagt wird und individuelle Interessen nicht aufgegeben werden. Heirat ist ein situatives Bekenntnis ohne Dauerversprechen. Konkurrenzbeziehungen regulieren Nähe und Distanz. Der Bereich der Exklusivität wird durch alltägliche Rituale, die symbolischen Wert erhalten, vom Paar selbst bestimmt. Die Verantwortlichkeit für die Erfüllung von Bedürfnissen wird hier den Individuen selbst zugeschrieben. Für die Gestaltung der Beziehung sind demzufolge nicht Rücksichtnahme und Kompromissbildung handlungsleitend, sondern die (Selbst-)Verpflichtung zur Übernahme von Verantwortung für die individuelle Bedürfniserfüllung. Die Individuen sind stark auf der interaktiven und kommunikativen Ebene gefordert, soll die Paarbeziehung ihre Exklusivität erhalten. Es herrscht die Überzeugung vor, dass der Beziehungsbestand sich offenbar der eigenen Kontrolle entzieht, ebenso die eigene individuelle Entwicklung (vgl. ebd.: 193ff.).

Die beiden von mir abgeleiteten Beziehungskonzepte, das kulturell verankerte und das alternative, freigesetzte Beziehungskonzept, entsprechen in vielen Punkten dem ersten und dem fünften Typus der Paaridentität von Maier. So orientiert sich das kulturell verankerte Beziehungskonzept sowie das Paarsein als biografische Selbstverständlichkeit am Normalverlauf von Beziehungen mit den von mir beschriebenen Entwicklungszielen. Auch der von Maier beschriebene Rückgriff auf „quasi natürliche

Normalität“ (ebd.: 99) ist in der Beschreibung des kulturell verankerten Beziehungskonzeptes anzutreffen (vgl. Abschnitt 15.2.1). Die rasche Paarbildung, die Kontinuität zur Herkunftsfamilie und die hohe subjektive Sicherheit bei der Partnerwahl finden sich ebenso in dem von mir beschriebenen Paar wieder, auch wenn sie weniger Aspekte des Beziehungskonzeptes betreffen. Das Bedürfnis nach Bindung steht bei diesem Typ stark im Vordergrund, die Paarbeziehung ist zentraler Lebensinhalt.

Im Typus interaktive Exklusivitätserzeugung offenbart sich demgegenüber wie im alternativen, freigesetzten Beziehungskonzept eine Ausrichtung auf die Erfüllung individueller Bedürfnisse. Freiheit sowie Offenheit werden in hohem Maße gewichtet. Die Offenheit beider konzipierten Typen bezieht sich dabei sowohl auf die Rollen der Beziehungspartner, die Grenzen beziehungsweise Regeln sowie auf die Zukunftsperspektive beziehungsweise Ziele der Paarbeziehung. Das individuelle Erleben wird stark betont und auf die Wahrung von Freiräumen wird geachtet (vgl. ebd.: 197), was ich als ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Freiheit interpretiere. Die Verantwortlichkeit für die Bedürfniserfüllung wird der eigenen Person zugeschrieben – alles Aspekte, die sich ebenso im alternativen, freigesetzten Beziehungskonzept wieder finden (vgl. Abschnitt 16.2.1).

Der Umstand, dass die Autorin die Bedürfnisperspektive nicht generell, sondern nur für ihren fünften Typ herausarbeitet, interpretiere ich dahingehend, dass dieser Zugang ein recht modernes im Sinne von „zeitgenössisches“ Phänomen ist, welches tradierten Beziehungsvorstellungen nicht entspricht.

Interessant finde ich in der Typologie Maiers die Erwähnung, dass sowohl der erste und fünfte Typ auf das Ideal der romantischen Liebe rekurrieren, im letzteren Fall in übersteigertem Maße, da die Veralltäglichere von Beziehungen ebenso wie die normative Vorstellung einer auf Dauer angelegten Paarbeziehung negiert werden (vgl. Maier 2008: 193). Dies steht sowohl im Einklang mit der These Herrad Schenks als auch mit meiner Beobachtung, dass beide von mir skizzierten Beziehungskonzepttypen Aspekte des romantischen Liebesideals erkennen lassen.

Abgesehen von der Tatsache, dass die Typologie von Maier insgesamt differenzierter ausfällt, lassen sich zwischen ihrem ersten und fünften Typ sowie den beiden in der vorliegenden Arbeit beschriebenen Beziehungskonzepttypen große Übereinstimmungen und Überschneidungen feststellen. Beide Arbeiten, die sich auch zeitlich überlappen, können, was diesen Aspekt anbelangt, als gegenseitige Bestätigung und Ergänzung aufgefasst werden. Darüber hinaus ist zu beachten, dass der Fokus beider Arbeiten unterschiedlich ist. Maier beschreibt narrative Paaridentitäten und legt einen hohen Stellenwert auf die Paarbildung. In der vorliegenden Arbeit wird im Gegensatz dazu der prozesshafte Umgang mit begrenzten Bedürfnissen genauer untersucht. Es steht der Aspekt der Handlung der einzelnen Beziehungsindividuen stärker im Vordergrund, was im folgenden Kapitel noch einmal zum Ausdruck kommen wird.

21.4 Beziehungshandeln

Es werden im Ergebnisteil der vorliegenden Arbeit in Kapitel 16 Handlungen auf Beziehungshandlungen bezogen und auf (zunächst) unerfüllte Bedürfnisse eingegrenzt. Es wird unter 16.2 der Umgang mit begrenzten Bedürfnissen als Prozess mit verschiedenen Stationen der Bewertung und Vorwegnahme von Handlungsfolgen beschrieben. Auch wenn im Theorieteil im Kapitel 2 über Beziehungshandeln solche Einschränkungen auf den Umgang mit begrenzten Bedürfnissen nicht erfolgen, lässt sich der beschriebene Prozess mit dem zitierten Rubikon-Modell der Handlungsphasen nach Heckhausen und Gollwitzer (1987) (vgl. Abschnitt 2.1.1) vergleichen.

Die erste beschriebene Phase des Abwägens (prädezyonale Phase), in der verschiedene Wünsche und Handlungsoptionen, die Werten und Überzeugungen (Konzepten) entstammen, sowie deren jeweilige positive und negative antizipierte Konsequenzen bewertet und gegeneinander abgewogen werden, findet sich ebenfalls in dem Prozess des Umgangs mit begrenzten Bedürfnissen wieder, welcher in Abbildung 29 dargestellt ist. Dort ist zunächst ein Bewertungsschritt beschrieben, der der Frage folgt, ob es sich um ein wichtiges oder tendenziell unwichtigeres Bedürfnis handelt. Des Weiteren werden die Möglichkeit der Erfüllung des begrenzten Bedürfnisses sowie die antizipierten Folgen für die/den PartnerIn eingeschätzt. Deutlich wird in der Grafik (im Gegensatz zum Rubikon-Modell), dass die negative Bewertung der Wichtigkeit des Bedürfnisses oder der Möglichkeit seiner Erfüllbarkeit bereits an dieser Stelle eine Handlung nach sich zieht, die genau genommen im Unterlassen einer Handlung besteht, der Akzeptanz der Begrenzung. Die Intentionsbildung erfolgt in dem von mir beschriebenen Prozess, wenn das Bedürfnis als wichtig bewertet wurde, seine Erfüllbarkeit für möglich erachtet wurde und die antizipierten Folgen für Beziehung und PartnerIn für vertretbar gehalten wurden. Die postdezyonale beziehungsweise präaktionale Phase des Planens einer Handlung steht in dem von mir beschriebenen Prozess nicht im Vordergrund des Interesses. Die gemäß Rubikon-Modell dritte Phase des konkreten Handelns (aktionale Phase) wird in meiner Ergebnisdarstellung als Ergreifen der erfolgreich erscheinenden Strategie bezeichnet. Als vierte Phase, die postaktionale Phase des Bewertens, ließe sich in dem von mir beschriebenen Prozess die Einschätzung betrachten, ob die ergriffene Strategie tatsächlich erfolgreich oder nicht erfolgreich war.

Der Aspekt, in dem der von mir beschriebene Prozess des Umgangs mit begrenzten Bedürfnissen über die Darstellung des Rubikon-Modells hinausgeht, ist der Versuch, die begleitenden Emotionen zu integrieren. Die Beschreibung der begleitenden Emotionalität im Verlauf des Umgangs mit begrenzten Bedürfnissen kann anhand der zitierten Emotionskonzepte von Scheele (1990, 1996) (vgl. Abschnitt 2.3.1) und Montada (1993) (vgl. Abschnitt 2.4) auf seine theoretische Anschlussfähigkeit hin diskutiert werden. In der vorliegenden Arbeit hängt die begleitende Emotionalität bei Verzicht davon ab, ob der Verzicht als freiwillig versus unfreiwillig attribuiert wird und aus welcher Intentionalität (und Instrumentalität) die Begrenzung durch den Partner zustande kommt. Die kognitiven Emotionsmodelle von Scheele und Montada stützen meine Beobachtung, dass Emotionen nicht als Widerfahrnisse erlebt werden, die das Subjekt passiv erleidet, sondern als Reaktionen, die durch gegebene Anlässe ausgelöst werden und auf die das Individuum unter Umständen Einfluss hat (vgl. Kapitel 2.4). So kann die Attribution von Verantwortlichkeit für die Erfüllung eigener Bedürfnisse das Erleben von Schuld oder Empörung bedingen. Verschiedene Beziehungsnormen/Beziehungskonzepte zu Treue führen zu unterschiedlichen moralischen Emotionen beziehungsweise zu unterschiedlich intensiven emotionalen Reaktionen (vgl. Abschnitt 16.2.1, Abbildung 30). Montada schlussfolgert, dass Gefühle durch Kognitionen alimentiert werden, indem Anlässe in entsprechender Weise interpretiert und diese Interpretationen immer wieder ins Bewusstsein gerufen werden können. Über die Interpretation der Situation und subjektive Erkenntnisse über die Situation versuchen auch die Menschen in meinem Sample Gefühle zu regulieren oder zu verändern. Dies wird im Ergebnisteil an verschiedenen Stellen beschrieben: bei der Darstellung des Ziels Vereinbarung aller Bedürfnisse (Abschnitt 16.2.1) (vgl. Abbildung 30) sowie bei der Beschreibung der Merkmale der Strategien im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen (vgl. Abschnitt 16.2.2) (vgl. Abbildung 31). Es kann hier ebenfalls Bezug genommen werden zu den in Abschnitt 1.1.3 beschriebenen Bezie-

hungskognitionen, den Attributionen, die Antworten auf die Frage generieren, warum etwas geschieht. Jene Kognitionen beeinflussen die Emotionen. Diesbezügliche Ergebnisse können als durch den Theorieteil gestützt betrachtet werden.

Darüber hinaus werden im Ergebnisteil die Umgehensweisen beziehungsweise Strategien im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen entlang differenzierter Handlungsziele und Merkmale beschrieben. Ein allgemeines Modell der Handlungsphasen wie jenes von Heckhausen und Gollwitzer kann derartige Differenzierungen nicht leisten. Es sind mir keine Forschungsergebnisse bekannt, die dieses Detail von Paarbeziehung in vergleichbarer Weise beschreiben. Handlungsziele werden jedoch motivationspsychologisch als Dreh- und Angelpunkt der Handlungssteuerung betrachtet, die dem Handeln Richtung und Erfolgskriterium verleihen und auf Motive beziehungsweise Bedürfnisse zurückzuführen sind (vgl. Heckhausen 2006, Kleinbeck 2006). Unter diese allgemeinen Annahmen lassen sich die vorgestellten Ergebnisse zu Strategien im Umgang mit begrenzten Bedürfnissen gut subsumieren.

21.5. Beziehungszufriedenheit, Beziehungsstabilität und Entwicklung

Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität sind die zwei Kriteriumsvariablen, die innerhalb der Paarbeziehungsforschung zur Messung des Partnerschaftserfolges herangezogen werden (vgl. Banse 2003: 20, Kapitel 3.1). Auch die vorliegende Forschungsarbeit ist derartig konzipiert, dass Beziehungskonzepte und der Umgang mit Bedürfnissen im Hinblick auf ihre Einflusskraft auf Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität mittels qualitativer Methoden untersucht wurden. Eine theoretische Anschlussfähigkeit an bestehende Konzepte ist somit unmittelbar gegeben.

Es soll hier der Frage nachgegangen werden, welche Ergebnisse die existierenden Befunde bestätigen beziehungsweise in einzelnen Aspekten über diese hinausgehen.

Die in Kapitel 3.3 vorgestellten Studien zum Einfluss von Beziehungskonzepten auf die Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität beziehen sich ausschließlich auf den Effekt der Einstellungsähnlichkeit beider Beziehungspartner. Bezogen auf die Frage, wie einzelne Beziehungskonzepttypen beide Größen beeinflussen, ist mir nur die bereits zitierte Untersuchung von Maier (2008) bekannt, die konform zu den Forschungsergebnissen der vorliegenden Arbeit herausfindet, dass im ersten Paaridentitätstyp „Paarsein als biografische Selbstverständlichkeit“ der Fortbestand der Beziehung, also die Beziehungsstabilität, ein hoher Wert ist. Im fünften Paaridentitätstyp „Paarsein als interaktive Exklusivitätserzeugung“ steht die Beziehungszufriedenheit im Vordergrund. Dies deckt sich mit den Zusammenhängen der in der vorliegenden Arbeit entwickelten Beziehungskonzepte zu Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität. Im kulturell verankerten Beziehungskonzept wird durch den Verzicht auf konfligierende Bedürfnisse und die damit einhergehende Vermeidung von Konflikten die Sicherung der Beziehungsstabilität angestrebt. Im alternativen, freigesetzten Beziehungskonzept wird durch die individuelle Ausrichtung auf die Vereinbarung aller Bedürfnisse die Beziehungszufriedenheit priorisiert und eine Instabilität der Beziehung in Form von Offenheit der Zukunftsperspektiven in Kauf genommen (vgl. Kapitel 17 und 18.2).

Ein Ergebnis der Studie von Arránz Becker (2008) findet ebenfalls durch meine Untersuchungsergebnisse Bestätigung. Niedrige traditionale Geschlechtsrollenorientierungen wirken sich negativ auf die Beziehungsstabilität aus (vgl. Kapitel 3.3). Das alternative, freigesetzte Beziehungskonzept wird mit wenig festgelegten Rollen be-

schrieben, die nicht auf das Merkmal Geschlecht rekurren: ein weiterer Aspekt, in dem die vergleichsweise geringe Beziehungsstabilität zu verorten ist.

Der Befund, dass sich Beziehungsstabilität nicht allein auf Beziehungszufriedenheit zurückführen lässt, gilt innerhalb der Psychologie als gut bestätigt und wurde im theoretischen Teil der vorliegenden Arbeit im Zusammenhang mit den Austauschtheorien (vgl. Kapitel 1.4) und in Kapitel 3.1 vorgestellt. Auch die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung stützen diesen Befund (vgl. Kapitel 17). Unter der Bedürfnisperspektive lässt sich dieser Befund allerdings dahingehend vertiefen, dass auch die Gründe, die trotz bestehender Beziehungsunzufriedenheit für die Aufrechterhaltung der Paarbeziehung ausfindig zu machen sind, auf Bedürfnisse zurückzuführen sind. So schreibe ich in Kapitel 17: Wenn Frau Küstner sagt, dass aufgrund der Kinder und des Besitzes eine Trennung unvorstellbar war, so deutet dies auf eine hohe Gewichtung von Bedürfnissen hin, die mit der Vorstellung von Elternschaft oder materiellem sowie sozialem Status zusammenhängen. Dies scheint allerdings von Frau Küstner nicht reflektiert zu sein. Möglicherweise würde eine Reflexion dieses Aspektes ihre Beziehungszufriedenheit erhöhen.

Ein Ergebnis meiner Forschung, welches gegenüber der von mir rezipierten und im Theorieteil der Arbeit beschriebenen Aussagen über Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität als neu zu bewerten ist, ist der Zusammenhang zwischen der Flexibilität versus Statik der Beziehungsgrenzen (vgl. Abschnitt 13.1.6) und der Beziehungsstabilität in Krisensituationen, die durch den Regelübertritt eines Partners gekennzeichnet sind. Ist eine Beziehung in engen und statischen Grenzen konzipiert, stellt eine Regelverletzung eine ernsthafte Bedrohung des gesamten Systems dar. Sind die Grenzen weit und flexibel angelegt und wird mehr aus der Perspektive der individuellen Bedürfnisbefriedigung argumentiert, so lässt sich das Ereignis eines Regeltrittes leichter integrieren. Die Beziehungsstabilität ist dann weniger gefährdet (vgl. Kapitel 17).

Ein weiteres Ergebnis meiner Arbeit, welches über die zitierten Befunde hinausgeht, bezieht sich auf den Stellenwert, den Entwicklung bezogen auf Beziehungszufriedenheit einnimmt. Entwicklung scheint Anlass für Beziehungszufriedenheit zu sein. Entwicklung kann als fortwährender Prozess eines befriedigenden Umgangs mit (begrenzten) Bedürfnissen verstanden werden. Dieser befriedigende Umgang kann nicht nur in der Erfüllung, sondern auch der Kompromissbildung, Ersatzhandlung, Reinterpretation der Situation oder des Bedürfnisses bestehen. Im Gegensatz dazu kann ausbleibende oder verhinderte Entwicklung, die ich Stagnation nenne, zu Unzufriedenheit führen (vgl. Kapitel 17.1). Entwicklung beziehungsweise ausbleibende Entwicklung (Stagnation) betrachte ich ebenso wie Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität als Konsequenz der Beziehungskonzepte und des Umgangs mit begrenzten Bedürfnissen. Die Relation zwischen Entwicklung und Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität wurde im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht vertieft ausgearbeitet. Dies könnte Inhalt weiterführender Forschung sein, womit eine Überleitung zum folgenden Kapitel, der Diskussion des Anwendungsbezuges der vorliegenden Ergebnisse sowie dem Forschungsausblick geboten wurde.

22. Anwendbarkeit der Ergebnisse und Forschungsausblick

Häufig wird den qualitativen Methoden und ihren Forschungsergebnissen ihre eingeschränkte Geltung sowie die Unmöglichkeit der Überprüfbarkeit nach quantitativen Maßstäben zum Vorwurf gemacht und als Grund ins Feld geführt, den qualitativen

Methoden generell ablehnend gegenüber zu stehen. Ein sehr wichtiges Argument finde ich in diesem Fall, die wissenschaftliche Güte empirischer Ergebnisse neu zu betrachten, wie dies etwa Juliet Corbin in ihren allgemeinen Überlegungen zur Qualität qualitativer Forschung unternimmt (vgl. Corbin 2008: 301ff.). Eine wissenschaftliche Theorie ist nicht nur dann als gut zu bewerten, wenn sie sich unproblematisch operationalisieren und in Form von Hypothesentests prüfen lässt; sie besitzt auch dann Güte, wenn ihr Anwendungsnutzen aus Sicht der Betroffenen und der in diesem Bereich Praktizierenden zum Tragen kommt (vgl. ebd.: 302). Insofern ist meines Erachtens auch die Diskussion um Gütekriterien dem qualitativen Verständnis von Wissenschaft und Forschung anzupassen. Nicht uneingeschränkt verallgemeinerbare Aussagen sind hier das Ziel, sondern solche, aus denen die Akteure der angesprochenen sozialen Felder und all diejenigen, die sich für diese interessieren, einen praktischen Nutzen und oder Erkenntnisgewinn ziehen können.

In diesem Sinne betrachte ich den Wert der hier publizierten Ergebnisse. Es wurde eine Theorieskizze aus dem Datenmaterial entwickelt, die meines Erachtens originell ist, da sie einen neuen Zugang zur Thematik der Paarbeziehung und auf Unzufriedenheit in Paarbeziehungen eröffnet. Die Vergegenwärtigung der individuellen Bedürfnisse auf verschiedenen Ebenen, die unter Umständen konfliktieren oder konkurrieren können, birgt das Potential in sich, den Blick von vermeintlichen Unzulänglichkeiten des Partners abzuziehen und auf eigene innere Widersprüchlichkeiten zu richten. Die direkte In-Bezug-Setzung von Bedürfnissen zu konzeptuellen Grenzen einer Beziehung vermag ein Bewusstsein dafür herzustellen, dass die Sicherung bestimmter Bedürfnisse Kosten in Bezug auf die Umsetzung anderer Bedürfnisse nach sich ziehen kann. Die Illusion der Beziehung als Raum der unbegrenzten Möglichkeiten der Bedürfniserfüllung kann so entlarvt werden. Ein realistischerer Blick auf die Potentiale einer Zweierbeziehung kann – so meine Annahme - zu mehr Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität beitragen.

Damit ließe sich diese Theorieskizze besonders für therapeutische Interventionen nutzen, in denen zunächst die Analyse der eigenen Bedürfnishierarchie ein erster Schritt wäre, um von diesem Erkenntnisstand aus zu schauen, welchen Bedürfnissen der aktuelle Beziehungszustand dient und welchen er abträglich ist. Angestrebte Veränderungen im Beziehungshandeln der beiden Partner müssten dann vor dem Hintergrund betrachtet werden, auf welche Bedürfnisse nicht verzichtet werden kann beziehungsweise soll und was die Gründe dafür sind. Dieser Zugang attribuiert die Verantwortlichkeit für die Bedürfniserfüllung auf die eigene Person, was meines Erachtens zu mehr Erleben von Handlungsmöglichkeiten und damit zu einer höheren erlebten Zufriedenheit führen kann. Zu dem Erleben von Handlungsmöglichkeiten und Gestaltungsspielraum trägt ebenfalls das Verständnis von Exklusivität bei als etwas, das Paare miteinander weit oder eng gestalten könnten. Damit wird eine alternative Sichtweise angeboten zu der Annahme vieler Paare einer in der Kultur vorfindlichen Normalität, die innerhalb des Definitionsraumes Beziehung keine Abweichungen zulässt. Aber nicht für jedes Paar führt ein derart erweiterter Handlungs- und Gestaltungsspielraum zu mehr Beziehungszufriedenheit und -stabilität.

Die Anwendbarkeit der Ergebnisse erscheint mir im therapeutischen Setting als besonders geeignet, da somit eine Klientel angesprochen wird, die einen akuten Veränderungsbedarf verspüren. Damit wird die Haltung anerkannt, wie sie eine Frau auf meine weitergeleitete Interviewanfrage hin formulierte: *„Das Geheimnis unserer 20jährigen Beziehung besteht darin, dass wir uns nicht fragen, warum es so gut läuft“*. Viele Paare scheinen miteinander ein Arrangement gefunden zu haben, welches ihnen so viele Bedürfnisse erfüllt, dass die Zufriedenheit im Großen und Gan-

zen überwiegt. Vielen anderen Paaren ist dies nicht gelungen. Für diese kann eine Reflexion vor dem Hintergrund der vorliegenden Ergebnisse hilfreich sein.

Zahlreiche informelle kommunikative Validierungen der Ergebnisse haben gezeigt, dass diese Perspektive von hoher Eingänglichkeit und Anschaulichkeit ist, dass sie neue Einsichten ermöglicht und Zusammenhänge zwischen Bedürfnissen und Handhabungen erkennbar werden lässt. Darin sehe ich ihren Wert.

Es wurde bereits angesprochen, die Forschungsergebnisse in ihrer vorgestellten Form lassen sich auch als gegenwärtiger Stand einer Untersuchung betrachten, welche durch weitere Erhebungen mittels des theoretischen Samplings zu mehr Dichte und theoretischer Sättigung gebracht werden kann. Es tauchten während der Arbeitsphase des offenen Kodierens außerdem eine Vielzahl von thematischen Strängen auf, deren systematische Weiterverfolgung neue Erkenntnisse zu Paarbeziehungskonzepten und dem Umgang mit begrenzten Bedürfnissen erwarten ließe. Es seien dafür einige Beispiele genannt:

- Wie unter Abschnitt 21.2 angesprochen, ließe sich die Einstellung zu den eigenen Bedürfnissen vertiefend untersuchen, um herauszufinden, wie sich diese auf Handlungsziele bezüglich Verzicht oder Durchsetzung von begrenzten Bedürfnissen auswirkt.
- Es ließen sich die angerissenen Aspekte der Macht in Partnerschaften sowie der wahrgenommenen Entwicklung und ihres Potentials hinsichtlich Beziehungszufriedenheit und Beziehungsstabilität analysieren.
- Auch das in der Arbeit verwendete Konzept der Krise als konkrete Situation der Paarbeziehung, in der das geteilte Beziehungskonzept sowie Handlungen, die auf die Durchsetzung begrenzter Bedürfnisse zurückzuführen sind, aufeinander treffen und neue Aushandlungs- und Abstimmungsprozesse erfordern, scheint mir einer weiteren Ausarbeitung wert zu sein.
- Ein umfangreicher Kode der Auswertung war das „Bild des Partners“. Aus der Beschreibung des Partners/der PartnerIn lässt sich die Einstellung ableiten die Paarbeziehungspartner zueinander haben. Diese, so ließe sich vermuten, kann ebenfalls ein Faktor sein, der den Umgang mit den eigenen begrenzten Bedürfnissen variiert.

Zusätzlich zu der vertiefenden Forschung einzelner vernachlässigter Aspekte des vorliegenden Datenmaterials ließe sich an der Anwendbarkeit der Forschungsergebnisse im Rahmen paartherapeutischer Interventionen weiterarbeiten. Die Erarbeitung und Erprobung eines Manuals zur paartherapeutischen Nutzung der Bedürfnisperspektive könnte meines Erachtens im Sinne kognitiver Umstrukturierung wertvolle Beiträge in der Paarberatung und -therapie leisten.

23. Zusammenfassung

Der vorliegende Diskussionsteil hinterfragt die Güte beziehungsweise Qualität der vorgestellten Ergebnisse. Dabei werden die methodische Güte, die inhaltliche Güte (im Sinne der theoretischen Anschlussfähigkeit) sowie der Anwendungsnutzen voneinander unterschieden.

Die methodische Güte ist insofern gegeben, als dass von einer verfahrensspezifischen Geltungsbegründung des Theoriebildungsweges ausgegangen werden kann. Die Dichte beziehungsweise theoretische Sättigung der entwickelten Theorieskizze

ist allerdings durch fortgesetztes theoretisches Sampling erhöhbar. Die Übertragbarkeit der Ergebnisse ist in eingeschränktem Maße, das heißt mit hypothetischem Charakter auf Paare des gegenwärtigen, deutschen Kulturkreises gegeben (vgl. Kapitel 20).

In Kapitel 21 werden in ausführlicher Form die Ergebnisse mit Theorien des Theorierteils sowie mit zusätzlich konsultierter Literatur verglichen. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass theoretische Anknüpfungspunkte zahlreich gegeben sind und dass die Ergebnisse an einigen Stellen ergänzende Erkenntnisse anbieten.

In Kapitel 22 wird die These vertreten, dass im praktischen Nutzen der Ergebnisse ihr höchster Wert besteht. Sie lassen sich im Rahmen paartherapeutischer Interventionen anwenden, um Paaren eine neue Perspektive im Sinne einer kognitiven Umstrukturierung des Beziehungskonzeptes zu bieten, die die Zufriedenheit mit der Beziehung durch bewusstere Wahrnehmung der eigenen Verantwortlichkeit sowie der eigenen Handlungsmöglichkeiten erhöhen kann.

Es wird abschließend ein Ausblick auf ergänzende und erweiternde Forschungsperspektiven gegeben.

VI. Literaturverzeichnis

- Achtziger, Anja; Gollwitzer, Peter M. (2006): Motivation und Volition im Handlungsverlauf. In: Heckhausen, Jutta; Heckhausen, Heinz (Hg.): Motivation und Handeln. 3. Aufl. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, 277–302.
- Ainsworth, Mary D. (1979): Infant-mother attachment. In: *American Psychologist*, 34, 932–937.
- Alderfer, Clayton P. (1972): Existence, Relatedness, and Growth. *Human Needs in Organizational Settings*. New York: FP.
- Amelang, Manfred; Ahrens, Hans-Joachim; Bierhoff, Hans Werner (Hg.) (1991): *Attraktion und Liebe. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen*. Göttingen, Toronto, Zürich: Hogrefe.
- Amelang, Manfred; Ahrens, Hans-Joachim; Bierhoff, Hans Werner (Hg.) (1995): *Partnerwahl und Partnerschaft. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehung*. 2. Aufl. Göttingen: Hogrefe.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.) (1973): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Reinbeck: Rowohlt.
- Aronson, Elliot; Wilson, Timothy D.; Akert, Robin M. (2009): *Sozialpsychologie*. 4., aktualisierte Aufl., [Nachdr.]. München: Pearson Studium.
- Arránz Becker, Oliver (2008): *Was hält Partnerschaften zusammen. Psychologische und soziologische Erklärungsansätze zum Erfolg von Paarbeziehungen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bahr, Stephen J.; Chappell, C. Bradford; Leigh, Geoffrey K. (1983): Age at Marriage, Role Enactment, Role Consensus, and Marital Satisfaction. In: *Journal of Marriage and the Family*, 45, 795–803.
- Baldwin, Mark W. (1992): Relational Schemas and the Processing of Social Information. In: *Psychological Bulletin*, 112, 3, 461–484.
- Banse, Rainer (2003): Partnerschaftsdiagnostik. In: Grau, Ina; Bierhoff, Hans Werner (Hg.): *Sozialpsychologie der Partnerschaft*. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag, 13–42.
- Batson, C. Daniel (1993): Communal and Exchange Relationships. What Is The Difference. In: *Personality and Social Psychology Bulletin*, 19, 6, 677–683.
- Baucom, Donald H.; Epstein, Norman (1990): *Cognitive-behavioral marital therapy*. New York: Brunner/Manzel.
- Baucom, Donald H.; Epstein, Norman; Daiuto, Anthony D.; Carels, Robert A.; Rankin, Lynn A.; Burnett, Charles K. (1996): Cognitions in marriage. The relationship between standards and attributions. In: *Journal of Family Psychology*, 10, 209–222.
- Beck, Aaron T. (1976): *Cognitive therapy and the emotional disorders*. New York: International Universities Press.
- Beck, Aaron T.; Freemann, Arthur; Pretzer, James; Davis, Denise D. (1999): *Kognitive Therapie der Persönlichkeitsstörungen*. 4. Aufl. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Beck, Ulrich (1983): Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen. In: *Soziale Ungleichheiten*, 35–74.
- Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hg.) (1994): *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berg, Charles; Milmeister Marianne (2007): Im Dialog mit den Daten das eigene Erzählen der Geschichte finden. Über das Kodiervorgehen der Grounded Theory Methodologie. In: Mey Günter; Muck, Katja (Hg.): *Grounded Theory Reader*. Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung (Historische Sozialforschung), 182–210.
- Berkowitz, Leonard (Hg.) (1965): *Advances in experimental social psychology*. New York: Academic Press.
- Bierhoff, Hans Werner; Grau, Ina (2003): Einführung. In: Grau, Ina; Bierhoff, Hans Werner (Hg.): *Sozialpsychologie der Partnerschaft*. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag, 1–10.
- Blumer, Herbert (1973): Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Reinbeck: Rowohlt, 80–146.
- Boehm, Andreas (Hg.) (1994): *Texte verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge*. Konstanz: Univ.-Verl. Konstanz.
- Böhm, Andreas (1994): Grounded Theory. Wie aus Texten Modelle und Theorien gemacht werden. In: Boehm, Andreas (Hg.): *Texte verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge*. Konstanz: Univ.-Verl. Konstanz, 121–140.
- Böhm, Andreas; Legewie, Heiner; Muhr, Thomas (1992): *Kursus Textinterpretation. Grounded Theory*. For-

VI. Literaturverzeichnis

- schungsbericht 92-3. Berlin. Technische Universität.
- Bowen, Garry L.; Orthner, Dennis K. (1983): Sex-role congruency and marital quality. In: *Journal of Marriage and the Family*, 45, 1, 223–230.
- Bowlby, John (1982): *Attachment and loss*. Vol.1. Attachment. New York: Basic Books.
- Bradbury, Thomas N.; Fincham, Frank D. (1989): Behaviour and satisfaction in marriage. Prospective mediating processes. In: *Review of Personality and Social Psychology*, 10, 119–143.
- Brandstätter, Hermann; Kronberger, Nicole (2003): Qualität der Partnerschaft. ein Produkt von Wertkonsens und Beziehungsdauer. In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 34, 2, 91–106.
- Breuer, Franz (Hg.) (1996): *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, Franz (1996): Theoretische und methodologische Grundlinien unseres Forschungsstils. In: Breuer, Franz (Hg.): *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 14–40.
- Breuer, Franz (1999): Probleme human- und sozialwissenschaftlicher Erkenntnismethoden: viel Verwirrung - einige Vorschläge. In: Groeben, Norbert (Hg.): *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie*. Band I: Metatheoretische Perspektiven; 2. Halbband. Münster: Aschendorff Verlag, Band I: Metatheoretische Perspektiven; 2. Halbband, 193–310.
- Breuer, Franz (2000): Qualitative Methoden zur Untersuchung von Biographien, Interaktionen und lebensweltlichen Kontexten. Die Entwicklung eines Forschungsstils. Herausgegeben von Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research. (1(2), Art. 3). Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs000235>, zuletzt geprüft am 08.07.09.
- Breuer, Franz (2009): *Vorgänger und Nachfolger. Weitergabe in institutionellen und persönlichen Bezügen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Breuer, Franz; Reichertz, Jo (2001): Wissenschafts-Kriterien: Eine Moderation [40 Absätze]. (Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 2(3), Art. 24). Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0103245>, zuletzt geprüft am 28.04.09.
- Buchebner-Ferstl, Sabine (2005): *Das Paar beim Übergang in den Ruhestand. Eine qualitative Studie auf der Grundlage der grounded theory*. Wien: ÖIF.
- Charmaz, Kathy (2006): *Constructing Grounded Theory. A Practical Guide Through Qualitative Analysis*. Los Angeles, London, New Delhi u.a.: SAGE.
- Clark, Margaret S.; Brissette, Ian (2000): Relationship beliefs and emotion. Reciprocal effects. In: Frijda, Nico H.; Manstead, Antony S. R.; Bem, Sacha (Hg.): *Emotions and Beliefs*. Cambridge: Cambridge University Press, 212–240.
- Clark, Margaret S.; Finkel, Eli J. (2005): Willingness to express emotion: The impact of relationship type, communal orientation, and their interaction. In: *Personal Relationships*, 12, 169–180.
- Clark, Margaret S.; Mills, Judson (1993): The Difference Between Communal and Exchange Relationships. What It Is and Is Not. In: *Personality and Social Psychology Bulletin*, 19, 684–691.
- Corbin, Juliet; Strauss, Anselm (2008): *Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. Los Angeles, London, New Delhi u.a.: SAGE.
- Delaney, Neil (2008): Romantische Liebe und Verpflichtung aus Liebe. Die Artikulierung eines modernen Ideals. In: Honneth, Axel; Rössler Beate (Hg.): *Von Person zu Person. Zur Mobilität persönlicher Beziehungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 105–140.
- Deutsch, Morton (1985): *Distributive justice. A social-psychological perspective*. New Haven: Yale University Press.
- Dörner, Dietrich (1999): *Bauplan für eine Seele*. 1. Aufl. Reinbeck: Rowohlt.
- Dweck, Carol S. (1996): Implicit theories as organizers of goals and behavior. In: Gollwitzer, Peter M.; Bargh, John A. (Hg.): *The psychology of action. Linking cognition and motivation to behavior*. New York: Guilford.
- Edelstein, Wolfgang; Nunner-Winkler, Gertrud; Noam, Gil (Hg.) (1993): *Moral und Person*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ellis, Albert (1962): *Reason and Emotion in Psychotherapy*. New York: Lyle Stuart.
- Erpenbeck, John (1996): Emotion, Kognition und Wertung. In: *EuS*, 7, 2/3, 302–303.
- Esser, Hartmut (2002): In guten wie in schlechten Tagen? Das Framing der Ehe und das Risiko zur Scheidung. Eine Anwendung und ein Test des Modells der Frame-Selektion. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und So-*

VI. Literaturverzeichnis

- zialpsychologie, 54, 27–63.
- Fehr, Beverly (1988): Prototype Analysis of the Concepts of Love and Commitment. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 55, 4, 557–579.
- Feldman Barrett, L.; Gross, J.; Christensen, T. C.; Benvenuto, M. (2001): Knowing what you're feeling and knowing what to do about it. Mapping the relation between emotion differentiation and emotion regulation. In: *Cognition and Emotion*, 15, 6, 713–724.
- Feldman Barrett, L.; Salovey, Peter (Hg.) (2002): *The Wisdom in Feeling. Psychological Processes in Emotional Intelligence*. New York: Guilford Press.
- Fiedler, Klaus; Ströhm, Walter (1995): Attributionsstrategien in unglücklichen Beziehungen. In: Amelang, Manfred; Ahrens, Hans-Joachim; Bierhoff, Hans Werner (Hg.): *Partnerwahl und Partnerschaft. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehung*. 2. Aufl. Göttingen: Hogrefe .
- Fischer, Agneta H.; Manstead, Antony S. R.; Evers, Catharine; Timmers, Monique; Valk, Guido (2004): Motives and Norms Underlying Emotion Regulation. In: Philippot, Pierre; Feldman, Robert S. (Hg.): *The Regulation of Emotion*. Mahwah, New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates, 187–210.
- Fiske, Susan T.; Taylor, Shelley E. (1991): *Social cognition*. New York: McGraw-Hill.
- Fletcher, G. J. O.; Simpson, J. A.; Thomas, G. (2000): The measurement of perceived relationship quality components. A confirmatory factor analytic approach. In: *Personality and Social Psychology Bulletin*, 26, 340–354.
- Fletcher, Garth J. O.; Fincham, Frank D. (Hg.) (1991): *Cognition in close relationships*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Fletcher, Garth J. O.; Fitness, Julie (Hg.) (1996): Knowledge structures in close relationships. A social psychological approach. Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Fletcher, Garth J. O.; Kininmonth, Laura A. (1991): Interaction in close relationships and social cognition. In: Fletcher, Garth J. O.; Fincham, Frank D. (Hg.): *Cognition in close relationships*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates, 235–256.
- Fletcher, Garth J. O.; Kininmonth, Laura A. (1992): Measuring relationship beliefs: An individual differences scale. In: *Journal of Research in Personality*, 26, 371–397.
- Fletcher, Garth J. O.; Thomas, Geoff (1996): Close Relationship Lay Theories: Their Structure and Function. In: Fletcher, Garth J. O.; Fitness, Julie (Hg.): *Knowledge structures in close relationships. A social psychological approach*. Mahwah, NJ: Erlbaum, 3–24.
- Flick, Uwe (2005): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. 3. Aufl. Reinbeck: Rowohlt.
- Foa, Edna B.; Foa, Uriel G. (1976): Resource theory of social exchange. In: Thibaut, John W.; Spence, Janet T.; Carson, Robert C. (Hg.): *Contemporary topics in social psychology*. New York: General Learning Press, 99–131.
- Frey, Dieter; Irle, Martin (Hg.) (1993): *Theorien der Sozialpsychologie. Band I: Kognitive Theorien*. Bern: Hans Huber.
- Frey, Dieter; Irle, Martin (Hg.) (1997): *Theorien der Sozialpsychologie. Band 2: Gruppen- und Lerntheorien*. Stuttgart: Huber.
- Frey, Dieter; Irle, Martin (Hg.) (1998): *Theorien der Sozialpsychologie. Band 3: Motivations- und Informationsverarbeitungstheorien*. Stuttgart: Huber.
- Frijda, Nico H. (1986): *The emotions*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Frijda, Nico H. (1993): Appraisal and beyond. In: *Cognition and Emotion*, 7, 225–231.
- Frijda, Nico H.; Kuiper, Piet; ter Schure, Eelko (1989): Relations among emotion, appraisal, and emotional action readiness. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 57, 212–228.
- Frijda, Nico H.; Manstead, Antony S. R.; Bem, Sacha (Hg.) (2000): *Emotions and Beliefs*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gaßner, Robert; Steinmüller, Karlheinz (2006): Narrative normative Szenarien in der Praxis. In: Wilms, Falko E. P. (Hg.): *Szenariotechnik. Vom Umgang mit der Zukunft*. 1. Aufl. Bern: Haupt, 133–143.
- Glaser, Barney G. (1978): *Theoretical Sensitivity: Advances in the Methodology of Grounded Theory*. Mill Valley, C.A.: Sociology Press.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1967): *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research*. Chicago: Aldine.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1998): *Grounded Theory: Strategien qualitativer Sozialforschung*. Bern: Verlag Hans Huber.

VI. Literaturverzeichnis

- Glæss, I. (2007): Der romantische Liebesentwurf. In: *Journal für Psychologie*, 15, 1.
- Goller, Hans (1996): Von hölzernen Eisen oder kognitiven Gefühlen. In: *EuS* 7, 2/3, 203–306.
- Gollwitzer, Peter M.; Bargh, John A. (Hg.) (1996): *The psychology of action. Linking cognition and motivation to behavior*. New York: Guilford.
- Gottman, John M. (1993): The roles of conflict engagement, escalation, and avoidance in marital interaction: A longitudinal view of five types of couples. In: *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 61, 6–15.
- Grau, Ina (2001): Fünf Formen der Macht in Partnerschaften. In: *Bielefelder Arbeiten zur Sozialpsychologie*. 197.
- Grau, Ina (2005): Stand und Perspektiven der Paarbeziehungsforschung. In: Witte, Erich H. (Hg.): *Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie*. Lengerich: Pabst Science Publishers, 59–76.
- Grau, Ina; Bierhoff, Hans Werner (1998): Tatsächliche und wahrgenommene Einstellungsähnlichkeit als Prädiktoren für die Beziehungsqualität. In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 29, 38–50.
- Grau, Ina; Bierhoff, Hans Werner (Hg.) (2003): *Sozialpsychologie der Partnerschaft*. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag.
- Graumann, Carl F. (Hg.) (1982): *Feldtheorie (Kurt-Lewin-Werkausgabe, Bd. 4.)*.
- Graumann, Carl F. (1996): Das zu Ende kognitivierte Gefühl. In: *EuS*, 7, 306–308.
- Greve, Werner; Rothermund, Klaus; Wentura, Dirk (Hg.) (2005): *The Adaptive Self*. Cambridge, Göttingen: Hogrefe.
- Groebe, Norbert (1986): *Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie*. Tübingen: Francke.
- Groebe, Norbert (Hg.) (1999): *Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie*. Band I: *Metatheoretische Perspektiven*; 2. Halbband Bände. Münster: Aschendorff Verlag.
- Groebe, Norbert; Scheele, Brigitte (2000): Dialog-Konsens-Methodik im Forschungsprogramm Subjektive Theorien [9 Absätze]. Herausgegeben von Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research. (1 (2), Art. 10). Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0002105>, zuletzt geprüft am 18.02.09.
- Gross, James J. (1998): Antecedent- and Response-Focused Emotion Regulation. Divergent Consequences for Experience, Expression, and Physiology. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 74, 1, 224–237.
- Gross, James J. (1999): Emotion Regulation. Past, Present, Future. In: *Cognition and Emotion*, 13, 13, 551–573.
- Gross, James J. (2002): Emotion regulation. Affective, cognitive, and social consequences. In: *Psychophysiology*, 39, 281–291.
- Gross, James J.; John, Oliver P. (2002): Wise emotion regulation. In: Feldman Barrett, L.; Salovey, Peter (Hg.): *The Wisdom in Feeling. Psychological Processes in Emotional Intelligence*. New York: Guilford Press .
- Gross, James J.; Richards, Jane M.; John, Oliver P. (2005): Emotion Regulation in Everyday Life. In: Snyder, D. K. Simpson J. A.; Hughes, J. N. (Eds). (Hg.): *Emotion regulation in families. Pathways to dysfunction and health*. Washington DC: American Psychological Association .
- Hahlweg, Kurt (1996): *Fragebogen zur Partnerschaftsdiagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
- Hantel-Quitmann, Wolfgang (2002): Die Globalisierung der Intimität. Die Zukunft intimer Beziehungen im Zeitalter der Globalisierung. In: Hantel-Quitmann, Wolfgang; Kastner Peter (Hg.): *Die Globalisierung der Intimität. Die Zukunft intimer Beziehungen im Zeitalter der Globalisierung*. Gießen: Psycho-Sozial Verlag, 21–61.
- Hantel-Quitmann, Wolfgang; Kastner Peter (Hg.) (2002): *Die Globalisierung der Intimität. Die Zukunft intimer Beziehungen im Zeitalter der Globalisierung*. Gießen: Psycho-Sozial.
- Hassebrauck, Manfred (1990): Über den Zusammenhang der Ähnlichkeit von Attitüden, Interessen und Persönlichkeitsmerkmalen und der Qualität heterosexueller Paarbeziehungen. In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 21, 265–273.
- Hassebrauck, Manfred (1991): ZIP. Ein Instrumentarium zur Erfassung der Zufriedenheit in Paarbeziehungen. In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 256–259.
- Hassebrauck, Manfred (1995): Kognitionen von Beziehungsqualität. Eine Prototypenanalyse. In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 26, 160–172.
- Hassebrauck, Manfred (1996): Beziehungskonzepte und Beziehungszufriedenheit. Die Bedeutung tatsächlicher und wahrgenommener Konzeptähnlichkeit in Paarbeziehungen. In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 27, 183–192.
- Hassebrauck, Manfred (2003): Romantische Männer und realistische Frauen. Geschlechtsunterschiede in Bezie-

VI. Literaturverzeichnis

- hungskognitionen. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie, 34, 1, 25–35.
- Hassebrauck, Manfred; Fehr, Beverly (2002): Dimensions of relationship. In: *Personal Relationships*, 9, 253–270.
- Hatfield, Elaine; Rapson, Richard L. (1992): Similarity and attraction in close relationships. In: *Communication Monographs*, 59, 209–212.
- Heckhausen, Heinz; Gollwitzer, Peter M. (1987): Thought contents and cognitive functioning in motivational vs. volitional states of mind. In: *Motivation and Emotion*, 11, 101–120.
- Heckhausen, Jutta; Heckhausen, Heinz (2006): Motivation und Handeln. Einführung und Überblick. In: Heckhausen, Jutta; Heckhausen, Heinz (Hg.): *Motivation und Handeln*. 3. Aufl. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, 1–9.
- Heckhausen, Jutta; Heckhausen, Heinz (Hg.) (2006): *Motivation und Handeln*. 3. Aufl. Heidelberg: Springer Medizin Verlag.
- Heinrichs, Karin (2005): *Urteilen und Handeln*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Hendrick, Susan S. (1988): A generic measure of relationship satisfaction. In: *Journal of Marriage and the Family*, 50, 93–98.
- Hildenbrand, Bruno; Jahn, Walther (1988): "Gemeinsames Erzählen" und Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion in familiengeschichtlichen Gesprächen. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 17, 203–217.
- Honneth, Axel; Rössler Beate (Hg.) (2008): *Von Person zu Person. Zur Mobilität persönlicher Beziehungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hg.) (1982): *Handbuch der Sozialisationsforschung*. 2. Aufl. Weinheim & Basel Beltz.
- Jaeggi, Eva; Faas, Angelika; Mruck, Katja (1998): Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten. Online verfügbar unter <http://www.tu-berlin.de/fb7/ifs/psychologie/reports/docs/ber199802.htm>, zuletzt geprüft am 08.07.09.
- Jensen, Olaf (2000): Zur gemeinsamen Verfertigung von Text in der Forschungssituation. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1, 2. Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1080/2355>, zuletzt geprüft am 08.07.09.
- Jones, Edward E.; Davis, Keith E. (1965): From acts to dispositions: The attribution process in person perception. In: Berkowitz, Leonard (Hg.): *Advances in experimental social psychology*. New York: Academic Press, 219–266.
- Jüttemann, Gerd (Hg.) (1985): *Qualitative Forschung in der Psychologie*. Weinheim: Beltz.
- Jüttemann, Gerd; Thomae Hans (Hg.) (1997): *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim: Beltz PVU.
- Kalicki, Bernhard (2003): Attribution in Partnerschaften. In: Grau, Ina; Bierhoff, Hans Werner (Hg.): *Sozialpsychologie der Partnerschaft*. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag, 377–402.
- Kalmijn, Matthijs (2005): Attitude alignment in marriage and cohabitation. The case of sex-role attitude. In: *Personal Relationships*, 12, 4, 521–535.
- Kannheiser, Werner (1992): *Arbeit und Emotion*. München: Quintessenz Verlag.
- Kannheiser, Werner (1996): Tätigkeit, Handlung und Emotion. In: *EuS* 7, 2/3, 312–315.
- Kapp, Friedrich (2001): Zorn in Partnerschaften. Ein Vergleich des Ärger- und Konfliktverhaltens bei zufriedenen und unzufriedenen Paaren unter Berücksichtigung Subjektiver Theorien. (Inauguraldissertation). Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bsz:16-opus-22209>, zuletzt geprüft am 08.07.09.
- Karney, Benjamin R.; Bradbury Thomas N. (1995): The Longitudinal Course of Marital Quality and Stability. A Review of Theory, Method, and Research. In: *Psychological Bulletin*, 118, 1, 3–34.
- Kelle, U. (2007): "Emergence" vs. "Forcing" of Empirical Data. A Crucial Problem of "Grounded Theory" Reconsidered. In: Mey Günter; Mruck, Katja (Hg.): *Grounded Theory Reader*. Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung (Historische Sozialforschung), 133–156.
- Kelle, Udo (1997): *Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung*. 2. Aufl. Weinheim: Deutscher Studien-Verlag.
- Kelley, Harold H.; Thibaut, John W. (1978): *Interpersonal relations. A theory of interdependence*. New York: Wiley.
- Kerber, Harald (1996): Widerspruchsfreies 'Miteinander' von Emotion und Kognition. In: *EuS*, 7, 315–317.

VI. Literaturverzeichnis

- Keupp, Heiner (Hg.) (1994): Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Keupp, Heiner (1997): Beziehungen ohne Netz und doppelten Boden. Lebensformen in der individualisierten Gesellschaft. In: Schützeichel, Harald (Hg.): Nicht für die Ewigkeit - aber auf Dauer. Beziehungs- und Lebensformen in unserer Gesellschaft. Freiburg i.Br.: Verl. der Kath. Akad. der Erzdiözese Freiburg, 9–39.
- Klann, Notker; Hahlweg, Kurt; Heinrichs, Nina (Hg.) (2003): Diagnostische Verfahren für die Beratung. Göttingen: Hogrefe.
- Kleinbeck, Uwe (2006): Handlungsziele. In: Heckhausen, Jutta; Heckhausen, Heinz (Hg.): Motivation und Handeln. 3. Aufl. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, 255–276.
- Knee, C. Raymond (1998): Implicit theories of relationships: Assessment and prediction of romantic relationship initiation, coping, and longevity. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 74, 360–370.
- Knee, C. Raymond; Nanayakkara, Aruni; Vietor, Nathaniel A.; Neighbors, Clayton; Patrick, Heather (2001): Implicit theories of relationships: Who cares if romantic partners are less than ideal. In: *Personality and Social Psychology Bulletin*, 27, 808–819.
- Köckeis-Stangl, Eva (1982): Methoden der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, Klaus; Ulich, Dieter (Hg.): *Handbuch der Sozialisationsforschung*. 2. Aufl. Weinheim & Basel Beltz, 321–370.
- Konersmann, Ralf (Hg.) (2007): Wörterbuch der philosophischen Metaphern. Darmstadt: Wiss. Buchges.
- Köster, Werner (2007): Raum. In: Konersmann, Ralf (Hg.): Wörterbuch der philosophischen Metaphern. Darmstadt: Wiss. Buchges., 274–292.
- Kraft, Cristiane; Witte, Erich H. (1992): Vorstellungen von Liebe und Partnerschaft. Strukturmodell und ausgewählte empirische Ergebnisse. In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 257–267.
- Kriz, Jürgen (2007): Grundkonzepte der Psychotherapie. 6., vollst. überarb. Aufl. Weinheim: Beltz PVU.
- Kuhl, Julius (2006): Individuelle Unterschiede in der Selbststeuerung. In: Heckhausen, Jutta; Heckhausen, Heinz (Hg.): Motivation und Handeln. 3. Aufl. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, 303–329.
- Lakoff, George; Johnson, Mark (2008): Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. 6. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim: Beltz.
- Landweer, Hilge (1996): Phänomenbeschreibung oder Zweikomponentenkleber. In: *EuS*, 7, 2/3, 317–319.
- Lantermann, Ernst Dieter (1980): Interaktionen - Person, Situation und Handlung. München: Urban & Schwarzenberg.
- Lantermann, Ernst Dieter; Hänze, M. (1992): Vom Sinn der Gefühle. In: *Psychomed*, 4, 76–80.
- Lantermann, Ernst Dieter; Hänze, M. (1995): Werthaltungen und materieller Erfolg bei Aussiedlern. In: *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 15–23.
- Lantermann, Ernst -Dieter (2000): Handlung und Emotion. In: Otto, Jürgen H.; Euler, Harald A.; Mandl, Heinz (Hg.): *Emotionspsychologie. Ein Handbuch*. Weinheim: Beltz PVU, 381–394.
- Lazarus, Richard (1991): *Emotion and adaptation*. New York: Oxford Univ. Press.
- Lazarus, Richard S.; Kanner, Allen D.; Folkman, Susan (1980): Emotions: A Cognitive-Phenomonological Analysis. In: Plutchik, Robert (Hg.): *Theories of emotion*. Orlando: Academic Press (Emotion, Vol. 1), 189–217.
- Lee, John A. (1976): *The colors of love*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Legewie, Heiner (1994): Globalauswertung von Dokumenten. In: Boehm, Andreas (Hg.): *Texte verstehen. Konzepte, Methoden, Werkzeuge*. Konstanz: Univ.-Verl. Konstanz, 177–182.
- Lewin, Kurt (Hg.) (1963): *Feldtheorie in den Sozialwissenschaften*. Bern: Huber.
- Lewin, Kurt (1963): Psychologische Ökologie. In: Lewin, Kurt (Hg.): *Feldtheorie in den Sozialwissenschaften*. Bern: Huber, 206–222.
- Lewin, Kurt (1969): *Einführung in die Topologische Psychologie*. Bern: Huber.
- Luhmann, Niklas (2008): *Einführung in die Systemtheorie*. 4. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Luo, Shan hong; Klohnen, Eva C. (2005): Assortative mating and marital quality in newlyweds. A couple-centered approach. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 88, 2, 304–326.
- Lye, Diane N.; Biblarz, Timothy J. (1993): The effects of attitudes toward family life and gender roles on marital satisfaction. In: *Journal of Family Issues*, 14, 2, 157–188.

VI. Literaturverzeichnis

- Maier, Maja S. (2008): Paaridentitäten. Biografische Rekonstruktionen homosexueller und heterosexueller Paarbeziehungen im Vergleich. Weinheim, München: Juventa.
- Maslow, Abraham H. (1943): A Theory of Human Motivation. In: *Psychological Review*, 50, 370–396.
- Maslow, Abraham H. (1954): *Motivation and personality*. New York: Harper.
- Mayring, Philipp (2002): *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. 5., überarb. und neu ausgestattete Aufl. Weinheim: Beltz.
- McDougall, William (1908): *An introduction to social psychology*. London: Methuen.
- Mees, Ulrich (1997): Ein Vergleich der eigenen Liebe zum Partner mit der vom Partner erwarteten Liebe. In: Witte, Erich H. (Hg.): *Sozialpsychologie der Sozialbeziehungen*. Lengerich: Pabst, 10–32.
- Mey Günter; Mruck, Katja (Hg.) (2007): *Grounded Theory Reader*. Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung (Historische Sozialforschung).
- Meyer, Thomas (1992): *Modernisierung der Privatheit. Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse des familialen Zusammenlebens*. Opladen.
- Meyer, Wulf-Uwe; Försterling, Friedrich (1993): Die Attributionstheorie. In: Frey, Dieter; Irle, Martin (Hg.): *Theorien der Sozialpsychologie. Band I: Kognitive Theorien*. Bern: Hans Huber, 175–214.
- Mikula, Gerold (1997): Psychologische Theorien des sozialen Austausches. In: Frey, Dieter; Irle, Martin (Hg.): *Theorien der Sozialpsychologie. Band 2: Gruppen- und Lerntheorien*. Stuttgart: Huber, Bd. 2, 273–305.
- Montada, Leo (1993): Moralische Gefühle. In: Edelstein, Wolfgang; Nunner-Winkler, Gertrud; Noam, Gil (Hg.): *Moral und Person*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 259–277.
- Monyk, Elisabeth (2007): *Lieber alleine oder zu zweit. Die individualistische Lebensweise von Singles und kinderlosen Paaren*. Wien, Berlin: Lit (Sozialanthropologie des städtischen Lebens, 2).
- Mruck, Katja (2003): *NetzWerkstatt. Integrierte Methodenbegleitung für qualitative Qualifizierungsarbeiten*. Online verfügbar unter <http://www.methodenbegleitung.de/index.php>, zuletzt geprüft am 08.07.09.
- Mruck, Katja; Mey Günter (1997): Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozess biographischer Materialien. zum Konzept einer "Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In: Jüttemann, Gerd; Thomae Hans (Hg.): *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim: Beltz PVU, 284–306.
- Mruck, Katja; Mey Günter (2005): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung in einen prosperierenden Wissenschaftszweig*. In: *Historical Social Research*, 30, 2, 5–27.
- Muckel, Petra (1996): *Selbstreflexivität und Subjektivität im Forschungsprozess*. In: Breuer, Franz (Hg.): *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 61–78.
- Muckel, Petra (2000): *Entdeckung und Entwicklung von Kategorien in der qualitativen Forschung - methodologische Überlegungen und empirische Beispiele*. Online verfügbar unter Forum www.qualitative-sozialforschung.de, zuletzt geprüft am 26.02.2007.
- Murray, Henry A. (1938): *Explorations in personality*. New York: Oxford University Press.
- Otto, Jürgen H.; Euler, Harald A.; Mandl, Heinz (Hg.) (2000): *Emotionspsychologie. Ein Handbuch*. Weinheim: Beltz PVU.
- Patton, Michael Q. (1990): *Qualitative Evaluation and Research Methods*. 2. Aufl. London, Thousand Oaks, New Delhi: SAGE.
- Pekrun, Reinhard (1988): *Emotion, Motivation und Persönlichkeit*. München: Psychologie-Verlags-Union.
- Pekrun, Reinhard (1996): *Emotionspsychologie ohne Emotionen. Wider kognitivistische Verkürzungen einer Psychologie menschlicher Gefühle*. In: *EuS*, 7, 2/3, 326–328.
- Pfrang, Horst (1991): *Geschlechterdifferenzierung*. In: Amelang, Manfred; Ahrens, Hans-Joachim; Bierhoff, Hans Werner (Hg.): *Attraktion und Liebe. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen*. Göttingen, Toronto, Zürich: Hogrefe, 125–152.
- Philippot, Pierre; Feldman, Robert S. (Hg.) (2004): *The Regulation of Emotion*. Mahwah, New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates.
- Plutchik, Robert (Hg.) (1980): *Theories of emotion*. Orlando: Academic Press (Emotion, Vol. 1).
- Pollock, Friedrich (1955): *Gruppenexperiment. ein Studienbericht*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Reisenzein, Rainer (1996): *Was macht eine Emotion emotional*. In: *EuS*, 7, 2/3, 328–331.

VI. Literaturverzeichnis

- Reisenzein, Rainer (2000): Einschätzungstheoretische Ansätze. In: Otto, Jürgen H.; Euler, Harald A.; Mandl, Heinz (Hg.): Emotionspsychologie. Ein Handbuch. Weinheim: Beltz PVU, 117–138.
- Rohmann, Elke (2000): Gerechtigkeitserleben und Erwartungserfüllung in Partnerschaften. Frankfurt am Main: Lang (Europäische Hochschulschriften Reihe 6, Psychologie, Bd. 662).
- Rohmann, Elke (2003): Fairness in Beziehungen. In: Grau, Ina; Bierhoff, Hans Werner (Hg.): Sozialpsychologie der Partnerschaft. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag, 315–342.
- Rusbult, Caryl E. (1980): Commitment and Satisfaction in Romantic Associations: A Test of the Investment Model. In: Journal of experimental social psychology, 16, 172–186.
- Rusbult, Caryl E. (1983): A Longitudinal Test of the Investment Model: The Development (and Deterioration) of Satisfaction and Commitment in Heterosexual Involvements. In: Journal of Personality and Social Psychology, 45, 01, 101–117.
- Saßmann, Heike (2000): Diagnostik in der Paarberatung durch ein Interview zur Beziehungsgeschichte (PIB). In: Beratung Aktuell, 1, 155–172.
- Saßmann, Heike (2001): Die Beziehungsgeschichte. Das ewig gleiche Lied – oder der kleine Unterschied. Münster: Verlag für Psychotherapie.
- Saßmann, Heike; Brauckhaus, Christoph; Hahlweg, Kurt (2003): PIB - Partner Interview zur Beziehungsgeschichte. In: Klann, Notker; Hahlweg, Kurt; Heinrichs, Nina (Hg.): Diagnostische Verfahren für die Beratung. Göttingen: Hogrefe, 55–57.
- Scheele, Brigitte (1990): Emotionen als bedürfnisrelevante Bewertungszustände. Tübingen: Francke Verlag.
- Scheele, Brigitte (1996): Emotion - Reflexion- Rationalität. Grundpostulate einer epistemologischen Emotionspsychologie. In: EuS 7, 2/3, 283–297.
- Scheele, Brigitte (1996): Selbstkonzeptrelevantes Bewerten als 'gewusstes Erleben' von Emotionen. Plädoyer für ein hierarchisches Mehr-Komponenten-Modell. In: EuS 7, 2/3, 351–360.
- Scheffer, David; Heckhausen, Heinz (2006): Eigenschaftstheorien der Motivation. In: Heckhausen, Jutta; Heckhausen, Heinz (Hg.): Motivation und Handeln. 3. Aufl. Heidelberg: Springer Medizin Verlag, 45–72.
- Schenk, Herrad (1997): Von der Ehe ohne Liebe zur Liebe ohne Ehe. Nichteheleiche Lebensgemeinschaften im sozialen Wandel. In: Schützeichel, Harald (Hg.): Nicht für die Ewigkeit - aber auf Dauer. Beziehungs- und Lebensformen in unserer Gesellschaft. Freiburg i.Br.: Verl. der Kath. Akad. der Erzdiözese Freiburg, 54–72.
- Scherer, Klaus R. (Hg.) (1990): Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie, Motivation und Emotion. Göttingen: Hogrefe (III).
- Scherer, Klaus R. (1990): Theorien und aktuelle Probleme der Emotionspsychologie. In: Scherer, Klaus R. (Hg.): Psychologie der Emotion. Enzyklopädie der Psychologie, Motivation und Emotion. Göttingen: Hogrefe (III), 2–38.
- Schmitt, Rudolf (2003): Methode und Subjektivität in der Systematischen Metaphernanalyse [54 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 4, 2, Art. 41. Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302415>, zuletzt geprüft am 08.07.09.
- Schmitt, Rudolf (Juli 2006): Materialien zur systematischen Methaphernanalyse. Arbeitsmaterialien vom II. Berliner Methodentreffen. Unveröffentlichtes Manuskript, Juli 2006,
- Schmitz, Britta (1997): Werte und Handlungsregulation. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Schmitz, Britta (2000): Werte und Emotion. In: Otto, Jürgen H.; Euler, Harald A.; Mandl, Heinz (Hg.): Emotionspsychologie. Ein Handbuch. Weinheim: Beltz PVU, 349–359.
- Schneewind, Klaus; Wunderer, Eva (2003): Prozessmodelle der Partnerschaftsentwicklung. In: Grau, Ina; Bierhoff, Hans Werner (Hg.): Sozialpsychologie der Partnerschaft. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag, 221–255.
- Schneider, Werner (2002): Von der familiensoziologischen Ordnung der Familie zu einer Soziologie des Privaten. In: Soziale Welt, 53, 375–396.
- Scholz, O. Berndt (1983): Zur Diagnostik gestörter ehelicher Beziehungen. In: Partnerschaftsberatung, 4, 166–175.
- Schürer-Necker, Elisabeth (1996): Emotionen sind keine Kognitionen. Wider die kognitiven Theorien von Emotionen. In: EuS 7, 2/3, 333–335.
- Schütze, Friedrich (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 3, 283–293.
- Schützeichel, Harald (Hg.) (1997): Nicht für die Ewigkeit - aber auf Dauer. Beziehungs- und Lebensformen in unserer Gesellschaft. Freiburg i.Br.: Verl. der Kath. Akad. der Erzdiözese Freiburg.
- Schwartz, Shalom H.; Bilsky, Wolfgang (1987): Toward a Universal Psychological Structure of Human Values. In:

VI. Literaturverzeichnis

- Journal of Personality and Social Psychology, 53, 550–562.
- Schwartz, Shalom H.; Struch, Naomi; Bilsky Wolfgang (1990): Values and Intergroup Social Motives. A Study of Israeli and German Students. In: Social Psychology Quarterly, 53, 3, 185–198.
- Schwarz, Norbert (1998): Theorien konzeptgesteuerter Informationsverarbeitung. In: Frey, Dieter; Irle, Martin (Hg.): Theorien der Sozialpsychologie. Band 3: Motivations- und Informationsverarbeitungstheorien. Stuttgart: Huber, 269–291.
- Spanier Graham B. (1976): Measuring dyadic adjustment. New scales for assessing the quality of marriage and similar dyads. In: Journal of Marriage and the Family, 38, 15–28.
- Stengel, Martin (1999): Ökologische Psychologie. München, Wien: Oldenbourg Verlag.
- Stiemerling, Dietmar (2002): Sehnsuchtsprogramm Liebe. Zur Psychologie der zentralen Beziehungswünsche. Stuttgart: Pfeiffer bei Klett-Cotta.
- Strauss, Anselm; Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz PVU.
- Strauss, Anselm L. (1987): Qualitative Analysis for Social Scientists. New York: Cambridge University Press.
- Strauss, Anselm L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink.
- Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet (1990): Basics of Qualitative Research. London, Thousand Oaks, New Delhi: SAGE.
- Strübing, Jörg (2004): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Thibaut, John W.; Kelley, Harold H. (1959): The social psychology of groups. New York: Wiley.
- Thibaut, John W.; Spence, Janet T.; Carson, Robert C. (Hg.) (1976): Contemporary topics in social psychology. New York: General Learning Press.
- Ulich, Dieter; Hurrelmann, Klaus (Hg.) (1980): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz.
- Vester, Heinz-Günter (1996): Gegen den Hyperkognitivismus. In: EuS, 7, 2/3, 345–347.
- Walster, Elaine; Berscheid, Ellen; Walster, G. William (1973): New directions in equity research. In: Journal of Personality and Social Psychology, 25, 151–176.
- Walster, Elaine; Walster, G. William; Berscheid, Ellen (1978): Equity. Theory and research. Boston: Allyn & Bacon.
- Weiss, Robert L.; Cerreto Mary C. (1980): The marital status inventory. Development of a measure of dissolution potential. In: The American Journal of Family Therapy, 8, 80–85.
- Wilms, Falko E. P. (Hg.) (2006): Szenariotechnik. Vom Umgang mit der Zukunft. 1. Aufl. Bern: Haupt.
- Witte, Erich H. (Hg.) (1997): Sozialpsychologie der Sozialbeziehungen. Lengerich: Pabst.
- Witte, Erich H. (Hg.) (2005): Entwicklungsperspektiven der Sozialpsychologie. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Witzel, Andreas (1985): Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, Gerd (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Weinheim: Beltz, 227–255.
- Wunderer, Eva (2003): Partnerschaft zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Weinheim: Beltz PVU.
- Wunderer, Eva; Schneewind, Klaus A. (2005): Relationship-specific aspects of the self. The role of implicit relationship theories and their contribution to marital well-being. In: Greve, Werner; Rothermund, Klaus; Wentura, Dirk (Hg.): The Adaptive Self. Cambridge, Göttingen: Hogrefe, 245–261.
- Wunderer, Eva; Schneewind, Klaus A. (2008): Liebe ein Leben lang. Was Paare zusammenhält. München: dtv.
- Zacher, Albert (1988): Kategorien der Lebensgeschichte. Ihre Bedeutung für Psychiatrie und Psychotherapie. Berlin Heidelberg: Springer-Verlag.
- Zentner, Marcel; Scherer, Klaus R. (2000): Partikuläre und integrative Ansätze. In: Otto, Jürgen H.; Euler, Harald A.; Mandl, Heinz (Hg.): Emotionspsychologie. Ein Handbuch. Weinheim: Beltz PVU, 151–164.
- Zimmermann, Julia (1999): Subjektive Beweggründe von Psychoanalytikern zur Therapie schizophrener Psychosen. Unveröffentlichtes Manuskript, 1999, Freie Universität Berlin.

VII. Anhang

Der Anhang beinhaltet sämtliche Daten und Materialien der vorliegenden Arbeit. Er dient der Transparentmachung und besseren Nachvollziehbarkeit der beschriebenen Arbeitsschritte und Interpretationen. Auf der beigefügten CD-ROM befinden sich die folgenden Dokumente:

Dokument 1: Kurzfragebogen, der vorab den InterviewpartnerInnen gesendet wurde

Dokument 2: Interviewleitfaden, Version 01

Dokument 3: Interviewleitfaden, Version 02

Dokument 4: Erzählaufforderung für die narrativen Interviews

Dokument 5: Einverständniserklärung und Hinweise zum Datenschutz

Dokument 6: Interviewtranskript Brigitte Liebig

Dokument 7: Interviewtranskript Christian Selm und Cornelia Günter

Dokument 8: Interviewtranskript Daniel Gelbrich und Dorothea Eichstedt

Dokument 9: Interviewtranskript Edith Kaller und Eberhard Rief

Dokument 10: Interviewtranskript Frieda Küstner

Dokument 11: Interviewtranskript Gerd Koch

Dokument 12: Interviewtranskript Gabriele August-Koch

Dokument 13: Interviewtranskript Heike Nölting

Dokument 14: Interviewtranskript Harald Nölting

Dokument 15: Transkript Studentisches Interview Sina Albrecht

Dokument 16: Transkript Studentisches Interview Sandra Briegel

Dokument 17: Transkript Studentisches Interview Silke Clement

Dokument 18: Zitierte Antwort auf Interviewanfrage von Ingrid Zielke

Dokument 19: Postscriptum des Interviews von Frau Brigitte Liebig

Dokument 20: Transkriptionsregeln

Dokument 21: MAXQDA Projekt „alle Interviews“

Dokument 22: Liste aller Codes importiert aus MAXQDA

Dokument 23: Liste aller Codes einschließlich Kodenotizen & Memos aus MAXQDA

Dokument 25: Die Liste aller übrigen Textmemos importiert aus MAXQDA

Erklärung

Hiermit versichere ich, dass ich die vorliegende Dissertation selbständig und ohne unerlaubte Hilfe angefertigt und andere als die in der Dissertation angegebenen Hilfsmittel nicht benutzt habe. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß aus veröffentlichten oder unveröffentlichten Schriften entnommen sind, habe ich als solche kenntlich gemacht. Kein Teil dieser Arbeit ist in einem anderen Promotions- oder Habilitationsverfahren verwendet worden.

Kassel, den

Unterschrift:.....

Die mündliche Prüfung/Disputation fand am 13. Oktober 2009 statt.